PALMYRA

oder

das Tagebuch eines Papagaï's

herausgegeben

von

A. v. Sternberg.

Stuttgart u. Tübingen

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

69 14401 * X

Palmyra

oder

das Tagebuch eines Papagei's.

Univ.-Bibl.
München

Jedermann kennt aus der Tauſend und Einen Nacht den Schach Riar, der ſo viel Gefallen daran fand, ſich Geſchichten erzählen und ſeinen Frauen die Köpfe abhauen zu laſſen; ebenſo weiß man, daß dieſer Prinz im Kriege gegen den Sultan von Perſien das Reich verlor, mit ihm die Dinaſtie der alten Herrſcher erloſch, und ein Abenteurer Namens Schemſed Ben Juſſuf den Thron von Indien uſurpirte. Der unglückliche Fürſt wanderte aus, und begab ſich nach langem Herumirren in die Wüſte Sahara, wohin ihn Niemand begleitete, als ein Papagei Namens Palmyra. Dieſer iſt, ſoviel man hat erfahren können, der Stammvater unſeres Papagei's. Er war ein Vogel von ausgezeichneten Geiſtesgaben, und es ging damals die Rede von ihm, daß er der Verfaſſer mehrerer Schriften ſey, die die Gelehrten ſtaunen machten; unter dieſen eine tiefſinnige Abhandlung über die Zuſammenſtellung der Zoroaſterſchen Lehre mit dem uralten Brama Kultus, ebenſo

eine kleine kritiſche Unterſuchung über die Kuh Lamheda.

Während der Kriegsſtürme, die nun bald darauf ausbrachen, hörte man lange nichts von ihm. Eine große Revolution verwüſtete Perſien, Syrien und einen Theil von Arabien, ſelbſt die Vaterſtadt des Papagei's, das reiche ſchöne Ispahan wurde in einen Schutthaufen verwandelt. Es läßt ſich annehmen, daß Palmyra von dieſem Unglück wußte, es jedoch vorzog, in philoſophiſcher Ruhe und Zurückgezogenheit zu beharren, anſtatt ſich in die politiſchen Händel ſeiner Zeit zu miſchen. Er ſtarb zugleich mit ſeinem unglücklichen Freunde, dem Schach Riar in der Einſamkeit der Wüſte. Sein Sohn, der am Hofe des prachtliebenden Kalifen Omar in Bagdad lebte, zeigte ganz verſchiedene Geſinnungen. Er war Höfling, ein Schmeichler der Frauen, eingeweiht in alle Intriguen des Harems. Er beſaß die Kunſt zierlich und mit Anmuth auf einem Beine zu tanzen, er ſang ſehr ſchön und dichtete ſo reizend, daß der berühmte Poet Hafis ſich nicht entblödete mehrere ſeiner Gaſelen ſich zuzueignen, ohne der Nachwelt den Namen des wahren Verfaſſers zu nennen.

Alle dieſe gewinnenden Eigenſchaften konnten jedoch nicht verhindern, daß er bei des Kalifen, ſeines Beſchützers Tode, in Ungnade fiel und von dem Nachfolger des Hofes verwieſen wurde. Dieſes Unglück ſtürzte ihn in die übelſte Laune, und da er viel Witz und Schärfe beſaß, wandte er ſie an, einige Schmähſchriften herauszugeben, die den despotiſchen Hof zu Bagdad in ſeiner Blöße zeigten, und das Volk aufrühreriſch machten. Die Regierung verfolgte ihn hierauf, und er konnte ſich nur retten, indem er die Reize der regierenden Sultanin, einer häßlichen Aethiopierin beſang und ſie den größten Schönheiten des Alterthums an die Seite ſetzte. — Ein ſpäterer Nachfolger dieſer beiden, der Papagei Arrat, war ein ausgezeichneter Diplomat, ſprach zwölf Sprachen mit gleicher Geläufigkeit, führte durch ſeine unermüdliche Beredſamkeit die ſchwierigſten Miſſionen glücklich aus, und glänzte eben ſo durch ſeine feinen Sitten, als durch die Pracht und Mannigfaltigkeit ſeiner Anzüge und Uniformen. Seine nähern Schickſale ſind unbekannt.

Von jedem dieſer drei großen Vorfahren hat unſer Papagei etwas geerbt, doch iſt nicht zu

läugnen, daß er dem Bilde des Hofmanns am meiſten gleicht. Er liebt und ſucht den Umgang mit Frauen, ſchmeichelt und beobachtet gerne. Vom Diplomaten hat er die Geſchwätzigkeit aber zugleich vom Philoſophen die Klugheit, nicht alles zu ſagen was er denkt, von allen dreien jedoch das Talent Bücher zu ſchreiben und ſie ſogar drucken zu laſſen. Dieſe Dreiſtigkeit könnte ihm, wie ehedem ſeinen Vorfahren ſehr übel bekommen, allein da er verſpricht nur äußerſt harmloſe Betrachtungen anzuſtellen, ſo kann man ihn gewähren laſſen, beſonders da man der Seltſamkeit der Erſcheinung ungeachtet, doch die Beobachtung gemacht hat, daß er heutzutage nicht der einzige Papagei iſt, der ſein Geſchwätz drucken läßt.

Was die Form dieſes Tagebuchs betrifft, ſo erſcheint manches davon ſehr ſonderbar und keineswegs in der Ordnung. Die kleinen orientaliſchen Geſchichten ſind oft ohne alle Veranlaſſung in den Text eingeſchoben. Man muß dieſe Mißgriffe der Zerſtreutheit des gelehrten Vogels zuſchreiben, der ſich von alten Erinnerungen hinreißen läßt und dadurch den Lauf ſeiner eignen Beobachtungen unterbricht. Einige Betrachtungen ſcheinen

von andrer Hand, oder vielmehr von andrer Kralle herzurühren, man hat ſie ſtehen laſſen, um durch ihre Entfernung nicht dem unbekannten Verfaſſer, der vielleicht ein Vogel von Bedeutung iſt, eine Kränkung zuzufügen.

Ein Portrait. — Der Laden des Vogelhändlers. — Der geheimnißvolle Gefährte. — Das Zollhaus und die reisende Gräfin.

Es wird nöthig seyn, daß ich mich selbst beschreibe. Mein Name ist Palmyra, und ich bin über und über von einer glänzend rothbraunen, nur mäßig mit Goldgelb und Grün gemischten Farbe. Mein Schweif ist lang und hat einen gewissen a plomb der meiner ganzen Gestalt einen vortheilhaften Anstand gibt, meine Haltung ist immer ernst und vornehm, wie es einem Wesen geziemt, das so viel gesehen und erfahren hat. Die Krümmung meines Schnabels ist ziemlich stark, aber äußerst zart geschwungen, er läßt sich wenn man ihn vergleichen will, nur mit der eleganten Krümmung einer feinen römischen Mädchennase zusammenstellen. Wenn ich die Zunge ausstrecke, bekommt meine Physiognomie etwas Wollüstiges, welches jedoch durch einen melancholischen Zug um die Augen wieder gedämpft wird.

Meine Wangen ſind dickhäutig und mit einer gewiſſen vornehmen Pergamentfarbe überzogen, die ſehr ſchicklich den Ueberdruß und die Langeweile eines langen, ſtets im Umgange mit den verſchiedenartigſten Menſchen hingebrachten Lebens kund gibt. Ich ſpreche gegen die Gewohnheit meines Geſchlechts wenig, aber mit Auswahl; meine Muſeſtunden bringe ich gern mit Nachdenken über die mannigfaltigſten Gegenſtände zu. Uebrigens bin ich klug, ſanftmüthig und leicht zu lenken.

Ich hing mit mehreren andern Vögeln geringerer Abkunft und niedrigern Standes, wahren Gelbſchnäbeln an Erziehung und Bildung in der großen Stube des Vogelhändlers, (wie ich hieher gekommen, ſiehe den vorigen Band meiner Memoiren,) als gegen die Mittagſtunde eine ältliche vornehme Dame hereintrat, und ohne ſich viel umzuſehen, von einem richtigen Blicke geleitet dem Haufen gemeinen Vogelpöbels vorüber, geradeswegs auf mich zuſchritt. Sie fragte nach meinem Preiſe, fand ihn, als er ihr genannt wurde,

übermäßig hoch, und konnte ſich nicht enthalten, nach Weiſe alter Marktfrauen erſt lange zu feilſchen, ehe ſie die geforderte Summe auszahlte. Dieſe Merkmale gaben mir eine üble Vorſtellung von den Charaktereigenſchaften meiner künftigen Gebieterin; denn ich muß freimüthig geſtehen, daß von allen Fehlern und Gebrechen, die dem weiblichen Geſchlechte anhängen, es keine geben kann, die einen ſo widrigen Eindruck ausüben, als der Geiz und die Habſucht, und mit dieſen Untugenden war unſtreitig die Madame la Comteſſe de Floreſtan, ſo nannte ſie der Vogelhändler, behaftet. Sie hatte viele Runzeln im Geſicht, ſah bleich, kränklich, zuſammengefallen, dabei aber gutmüthig aus. Ein Diener kam, mich in den bereitſtehenden Reiſewagen zu bringen, an deſſen Decke ich angeheftet wurde, und wo ich zu meiner Verwunderung ſchon einen Vogel meines Standes und Ranges, einen Papagei von nicht alltäglichem Anſehen, in ſeinem Käficht ſitzend fand.

Die alte Dame ſtieg ein, und während ſie mit ihren vielen Schachteln, Päckchen und Säckchen von allen Formen und Geſtalten, ſich in eine bequeme Lage zu bringen ſuchte, hatte ſie noch

viel zu thun, die Komplimente des Kaufmanns, der ſie in den Wagen gehoben, zu beantworten und einige Trinkgelder auszutheilen an Leute, die in ihr die reiche Dame gewittert hatten, und auf eine unverſchämte Weiſe ihrem Wagen nachgelaufen waren. Zu gleicher Zeit befahl ſie ihrem Kammermädchen, zurück in die Wohnung zu eilen, um einen vergeſſenen Regenſchirm und eine kleine Schachtel mit Pillen zu holen. Endlich war alles in Ordnung und der Wagen ſetzte ſich in Bewegung. Ich fühlte ſogleich an dem ſanften Gange deſſelben, daß eine der beſten Fabriken ihn geliefert haben müßte, deren Arbeiten man theuer genug bezahlen muß. Sein Inneres war, ohne gerade reich dekorirt zu ſeyn, doch mit allem verſehen, was ein anſtändiger Luxus auf einer Reiſe fordern kann. Dieſe und noch tauſend andre Beobachtungen, die ſich alle auf das Aeußere der Umgebungen bezogen, und die ich anſtellte während wir bequem dahinrollten, überzeugten mich, daß meine Dame doch wohl nicht von ſo kleinlicher Denkungsart ſeyn müſſe, als es ihr erſtes Auftreten im Laden hatte vermuthen laſſen. Ich wandte jetzt mein Auge prüfend auf den Käſicht meines Landsmannes,

von dem es mir ſonderbar erſchien, daß er, ohne ſich zu rühren, immer denſelben Platz auf derſelben Stange einnahm, und dabei ſeine Blicke auf demſelben Gegenſtand ruhen ließ. Dieſer Gegenſtand war die alte Dame. Eine ſolche Ruhe war mir auffallend; ſie konnte entweder das Zeichen einer unbegrenzten faſt ſklaviſchen Ergebenheit ſeyn; oder von Dünkel und Hochmuth herrühren, die ſich die Miene geben, keinen Gegenſtand umher eines Blickes zu würdigen. Es konnte ſich aber auch der tiefſinnige Ernſt eines Philoſophen darin ausſprechen, und dann war ſie der Achtung und Bewunderung würdig. Um über dieſe Zweifel ins Klare zu kommen, entſchloß ich mich ihn anzureden. Ich drehte mich alſo mit der gehörigen Förmlichkeit, die das Anknüpfen einer neuen Bekanntſchaft fordert, in meinem Ringe nach ihm um, und indem ich ihn grüßte, machte ich einige Bemerkungen, die auf unſre gegenſeitige Lage Bezug hatten. Wie ſehr erſtaunt war ich jedoch, als weder ein Blick noch eine Antwort erfolgte; ich wiederholte meine Reden, allein mein Nachbar blieb ſtill und ſtumm wie bisher. Vielleicht, dachte ich bei mir ſelbſt, iſt allzugroße Schüchternheit

der Grund dieſes Schweigens, unfehlbar ſieht er, daß er in die Nähe eines Vogels von Bedeutung und hohem Alter verſetzt iſt, und findet es deßhalb für angemeſſen, klug und beſcheiden ſich zurückzuziehen. Nach dieſer Anſicht änderte ich mein Betragen, legte ſo viel Vertraulichkeit in meine Miene, als ſich mit meiner Würde vertrug, ergriff eine friſche Mandel, ſchälte ſie und reichte ſie durch mein Gitter dar.

In dieſem Augenblicke wurde der Wagen durch einen ziemlich heftigen Stoß erſchüttert, und es ſchien mir, als wolle ſich mein Gefährte dankend gegen mich neigen; allein gleich darauf ſah ich ihn wiederum ſtarr, unbeweglich, mit dem Blick auf ſeine Gebieterin gerichtet, daſitzen. Meine Betrachtungen wurden unterbrochen, indem unſer Wagen plötzlich ſtille hielt.

Eine laute Stimme rief: Halt! Auf dieſen Zuruf fuhr die alte Dame eilig aus ihrer Ecke empor, griff ſchnell nach dem Käfichte des Stummen und ſenkte ihn tief in den Berg von Schachteln, Kiſſen, Säcken und Käſtchen bis auf den Boden der Kutſche hinab, indem ſie noch zum Ueberfluß ein großes Tuch über die Stelle wo

der tiefſinnige Denker verſchwand, ausbreitete. Ich fürchtete ein ähnliches Schickſal erfahren zu müſſen, allein meine Beſorgniß war ungegründet. Nach einer Weile wurde es mir deutlich, daß wir uns auf der Grenze befanden. Aus einem Fenſter hinaus ſah ich das Zollhaus und davor mehrere Beamte und Soldaten auf und abgehen; ein paar von ihnen ſprachen mit einander eifrig, die Blicke auf unſern Wagen gerichtet, und ich hörte die Worte: Iſt das alſo wieder die Dame mit dem Papagei? der Teufel ſoll ſie holen!

Indem wurde der Schlag des Wagens ziemlich unſanft aufgeriſſen, ein junger Menſch in der Uniform des Douaniers blickte herein, und ehe er die Dame gegrüßt, oder mit ihr ein Wort gewechſelt hatte, faßte er ſogleich nach meinem Käfich, öffnete die Thür deſſelben und that einen unverſchämten Griff nach mir, den ich ihm jedoch auf der Stelle mit einem ſo tüchtigen Biß meines Schnabels in ſeinen Finger vergalt, daß ihm das Blut hinuntertropfte. Während dieſes Duells ſchlug die alte Dame ein lautes Gelächter auf. Der junge naſeweiſe Menſch verbiß den Schmerz, den ich ihm verurſacht hatte, und ſchrie mit lauter

Stimme nach außen hin: Der Papagei iſt ächt! — Zugleich ſagte er mit einem verlegenen Lächeln zur Dame: entſchuldigen Sie, gnädige Frau, wir haben die gemeſſenſte Ordre, ſo vorſichtig wie möglich zu ſeyn.

Thun Sie, was Sie wollen, erwiderte ſie mit einem lächelnden Blick auf ſeinen blutenden Finger. Iſt's nöthig, daß ich ausſteige? wollen Sie ſogar, daß ich meinen Reiſeoberrock öffne?

Sie legte bei dieſen Worten ſogleich Hand daran, ihre Mantille loszuknöpfen, aber der junge Beamte machte eine ſo boshafte reſpektuöſe Verbeugung, daß man nur zu deutlich ſehen konnte, was in ſeiner Seele vorging. Unterdeſſen waren noch einige Neugierige und Gaffer an die Kutſche getreten, die, nachdem ſie mich lange mit den unverſchämteſten Blicken betrachtet hatten, ebenfalls Luſt bezeigten nach mir zu greifen, allein ich wetzte vor ihren Augen mit ſo drohender Miene meinen Schnabel, daß ſie klüglich von ihrem Vorhaben abſtanden. Ich hörte ſie ſich nur wiederholt die geheimnißvollen Worte zurufen: Ja, der Papagei iſt ächt, daran iſt nicht zu zweifeln!

Endlich wurde der Wagen wieder geſchloſſen, und der Poſtillon bekam Befehl fortzufahren. Kaum hatten wir das Zollhaus aus den Augen verloren, als die Dame ſogleich daranging, unter dem Haufen Gepäcks den Gefangenen zu befreien, um ihn wieder an ſeinen Platz zu hängen. Man kann ſich denken, daß ich auf das lebhafteſte geſpannt war, den Eindruck zu beobachten, den alle dieſe Ereigniſſe auf meinen Genoſſen gemacht haben würden; aber mein Erſtaunen erreichte den höchſten Grad, als ich ihn auch jetzt nicht um eine Haarbreite aus ſeiner Lage gerückt fand, dieſelbe Stellung, dieſelbe Richtung der Blicke. Dieſe Fühlloſigkeit entrüſtete mich: Junger Mann, rief ich, Schweigen iſt Weisheit, ein ruhiges Betragen Beſcheidenheit, Zurückgezogenheit kann für Demuth gelten, allein ein ſo hochmüthiges Verſchloſſen ſeyn kann ich nur für Trotz oder für Beſchränktheit anſehn! Wer ſind Sie, mein Herr, der Sie es wagen können, mich durch eine ſolche Aufführung zu beleidigen? Brechen Sie ſogleich dieſes Stillſchweigen, oder ich verachte Sie.

Dieſe Worte hatte ich in einem edlen Unwillen ausgeſtoßen, und erwartete nun eine heftige

Erwiderung, allein der Elende ſchwieg auch jetzt, und ſo wandte ich ihm den Rücken, indem ich mir feſt vornahm nicht weiter an ihn zu denken. Unſer Wagen rollte von jetzt an unangehalten ſeine Straße ruhig weiter, die alte Dame lag zuſammengeſunken und ſchlafend in ihrer Ecke, es herrſchte eine einſame Stille.

Als wir in der Stadt und vor dem Hauſe der Gräfin angekommen waren, ſtürzte eine große Anzahl Dienerſchaft herbei, von der jedes einen Theil des weitläufigen Gepäckes ſich aneignete. Oben auf der Flur kam uns eilig ein junges hübſches Mädchen entgegen, das ſich als die Nichte der Alten zu erkennen gab, meinen Käſicht dem Diener abnahm und ihn in ihr Zimmer brachte, wo ſie mich hinſtellte und gleich wieder fortlief, um beim Auspacken der Sachen, wobei ſie wahrſcheinlich auf Geſchenke rechnete, gegenwärtig zu ſeyn. Ich hörte lange einen verworrenen Lärm von Stimmen, der ſich nach und nach wieder verlor; unterdeſſen hatte ich Zeit, das Zimmer näher ins Auge zu faſſen, in das ich verſetzt worden war. Ohne Zweifel zeigte ſich mir hier mein künftiger Aufenthalt, denn ich hatte ziemlich

deutlich verſtanden, daß die Alte mich der Nichte zum Geſchenk machte.

Das Zimmer war eines von jenen jungfräulichen Gemächern, in welchen alles durcheinander zu liegen pflegt, und wo jeder Gegenſtand, uns von einem fremden ungehörigen Platze anſehend, uns zuzurufen ſcheint, daß eine genugſam vornehme Erziehung hier herrſche, wo die Ordnung einem leichtſinnigen Kammermädchen obliegt, das ebenſo wie ſeine Gebieterin, andre Dinge als ſeine Pflicht im Kopfe hat. Auf dem Bette breitete ſich ein ſeidnes Morgenkleid aus, ein paar abgetretene geſtickte Pantoffeln blickten vom Nachttiſch, gleichſam wie von einem Söller, auf die Verwirrung unten hinab, die darin beſtand, daß ſich ganze räuberiſche Züge von Bandſchleifen, Haarnadeln, Haubeneinſätzen, abgelegten Handſchuhen, geſtickte Läppchen und farbige Knäulchen im Staube der Landſtraße, die ſich in die dunkeln Engpäſſe und Schluchten des Bettes verlor, dahinwälzten. Ein ſilberner Leuchter neben den Pantoffeln zeigte mit ſeinem ſchief aufgeſtülpten bon soir, worin er das Anſehen eines ſpaniſchen Kavaliers hatte, daß ſeine Gebieterin geſtern bis ſpät in die Nacht

hinein im Bette liegend gelesen, und ein durchblätterter französischer Roman, der sich nur noch mühsam auf der Kante des Tischchens hielt, gab kund, daß es in keinem eben sehr achtungswürdigen Buche geschehen sey. Ein großer Toilettenspiegel mir gegenüber, war kluger Weise sammt seinem Tische verhängt; ich konnte also nicht urtheilen, welche Geheimnisse in seinem Innern verborgen waren, gewiß aber nöthigte ihn kein ganz reines Gewissen zu dieser Verschleierung. Das Einzige, was mir unter so großer Verwirrung einen günstigen Eindruck einflößte, war ein Tisch dicht am Fenster, mit einer aufgespannten noch nicht beendigten Zeichnung bedeckt. Ich sah hieraus, daß Fräulein Zephise, so hieß die Nichte, die schönen Künste kultivirte, und daß bei so bewandten Umständen eine kleine Unordnung ihr schon zu verzeihen war.

So weit war ich in meinen Beobachtungen gediehen, als ich meine Gebieterin eilig daherkommen hörte. Sie stürzte ins Zimmer, indem sie außer sich vor Freude einen Käficht trug, in welchem ich meinen wohlbekannten schweigsamen Gefährten erblickte. Ich muß gestehen, daß dieser

Anblick mir einen kleinen Aerger verurſachte; mein Empfang war ziemlich kalt geweſen und dieſen Elenden überſchüttete man mit Liebkoſungen. In dem Moment trat auch die Alte herein. Geduld, mein Kind! rief ſie, Geduld! — Du wirſt ſogleich ſehen, daß er treulich die ihm anvertrauten Schätze bewahrt hat. Es wäre mir aber dieſesmal kaum geglückt, wenn ich nicht den andern bei der Hand gehabt hätte. Mit dieſen Worten griff ſie in den Käficht, nahm ohne Widerſträuben ſeinen Bewohner heraus, und ſchnitt ihm mit einem langen ſpitzigen Meſſer die Bruſt auf. Dieſe gräßliche That, die dicht vor meinen Augen geſchah, machte mich ſprachlos; wie ward es mir aber, als die Alte mit räuberiſcher Hand in die geöffnete Bruſt hineingriff und ein kleines Packet hervorzog, das ſie ihrer Nichte in die Hand drückte, wofür dieſe in tauſend Erklamationen des Dankes ausbrach. Meine Sinne, die ſchon angefangen hatten zu ſchwindeln, führten jetzt das Bewußtſeyn wieder zurück; ich erkannte, was ich hätte gleich erkennen ſollen, daß mein tiefſinniger Kamerad nämlich nichts anderes als ein ausgebälgter Vogel war, in deſſen Innerm die Alte, um der Wachſamkeit

der Zollbeamten zu entgehen, eine Anzahl Spitzengarnituren verſteckt hatte, mit denen ſie jetzt ihrer Nichte ein Geſchenk machte.

O wie grob kann oft die feinſte philoſophiſche Beobachtungsgabe getäuſcht werden! Ich drückte die Augen zu, drehte mich in einen Winkel und litt an den Qualen der Beſchämung.

Ein Abenteuer im Zimmer der jungen Comteſſe. Das Pagen-Inſtitut und die zerbrochene Brille.

Die alte Gräfin Floreſtan trieb, wie ich ſpäter erfuhr, einen ziemlich bedeutenden Schleichhandel. Bei ihren Reichthümern geſchah dieſes nicht, um dabei zu gewinnen, ſondern ſie zog dem ruhigen Beſitz und Einkauf, die Gefahr und ein kleines Wagniß vor, das ſie oft ſchlimm genug büßen, und bei dem ſie das fünffache an Werth hatte Strafe zahlen müſſen. Das Stückchen mit dem Papagei war ihr ſchon theuer zu ſtehn gekommen, und ſie war um deſto erfreuter, daß es ihr dennoch gelungen war, ihre alten Feinde, die Zollwächter, damit hinter's Licht zu führen. Hierin beſtand ihre einzige Freude und ihr Lebenszweck, wenn man den ausnimmt, der in der Pflicht beſtand, ihre Nichte zu behüten und darauf zu ſehen, daß dieſe eine gute Partie that.

Dieſes Geſchäft war allerdings nicht leicht, und es ging ihr darin eine alte Verwandte des

Hauſes, Madame Criſpine, zur Hand, die ſich rühmen konnte, alle Eigenſchaften einer zänkiſchen, wachſamen und unbeſtechlichen Duenna in ſich zu vereinigen, und die deßhalb die Bewachung von Mademoiſelle Zephiſe beſonders auf ſich genommen hatte. Sie wich von dieſem Poſten nur ſelten, und auch dann nur, um ihn der Tante anzuvertrauen. Dieſe beiden Wächterinnen und ihre Schlauheit, konnten jedoch nicht verhindern, daß Zephiſe ihre geheimen Angelegenheiten hatte, die ſie ſelbſt beſorgte. Man kann behaupten, daß die kleinen Scherze der Tante mit den Zollbeamten die Nichte unterrichtet hatten, welch ein Reiz darin liegt, eine läſtige Controle zu hintergehn und eine verbotene Frucht zu genießen.

Gerade gegenüber dem Hauſe der alten Comteſſe befand ſich eine hohe Mauer, die einen Garten einſchloß, welcher zu einem Pagen-Inſtitute gehörte, in welchem täglich zu einer beſtimmten Stunde eine Anzahl dieſer muntern Jugend ihre Späße trieb. Madame Criſpine wußte wohl von dieſer leichtfertigen Nachbarſchaft, allein theils verließ ſie ſich auf die Höhe der Mauer, über die man nicht wegſehen konnte, theils auf ihre

eigene Wachſamkeit. Zephiſe ſchien überdies auf keine Weiſe Notiz von ihrem Gegenüber zu nehmen; gleichwohl befanden ſich Tag und Nacht ihre Gedanken jenſeits der Mauer. Ich war noch nicht acht Tage bei meiner neuen Gebieterin, ſo wußte ich ſchon zur Genüge, welche Geſtalt die Dinge angenommen hatten.

Schon lange war es mir aufgefallen, daß Zephiſe mich öfters, beſonders am Morgen, wenn Madame Criſpine ſich etwas entfernt hatte, eilig ans offne Fenſter ſetzte, und daß dann nicht lange darauf ein Wurf durch daſſelbe ins Zimmer flog, wie es mir ſchien ein Steinchen, welches ſie begierig haſchte und verbarg und mich dann wieder an die alte Stelle ſetzte. Eines Sonntags, wo wieder eine ſolche Steinpoſt angelangt war, ſetzte ſich Zephiſe ſehr früh an ihre Toilette, und fing an ſich ſchön zu machen. Dieſes fiel ihr nicht ſchwer, denn ſie war wirklich ſchön auch ohne Künſte. Ein blühender voller Nacken, ein eben ſolcher Buſen, ſchwarzes Haar, eine Haut von durchſichtiger Weiße, eine ſchlanke biegſame Taille und große Feuer werfende und fangende Augen waren Reize, die ſich bei ihr beiſammen fanden.

Nur konnte man den Augen vorwerfen, daß in ihnen zu viel verſteckte Schlauheit und zu wenig Ehrlichkeit lag; wahrſcheinlich war dieſer Ausdruck durch die Vorliebe für den Schleichhandel hervorgebracht.

Je mehr Zephiſe ſtrebte ſich ziérlich und elegant zu putzen, deſto ärger wurde um ſie her die Unordnung. Ich bin überzeugt, daß wenn ein junger Mann, der Zephiſen vergötterte, einen Blick auf ihren Toilettentiſch hätte thun können, auf die Stühle, Kanape's und den Teppich, in dem Zuſtande wie ſie ſich jetzt befanden, ſeine Flamme wäre bedeutend abgekühlt worden. Trotz deſſen war es nicht möglich, etwas Niedlicheres zu ſehen, als die junge Schöne, wie ſie mitten unter dieſen Trümmern ſtand. Ein Morgenkleid, weiß wie eben gefallener Schnee, umſpannte die Taille und fiel in klaren duftigen Falten um die Hüften herab, indem es Raum genug ließ, um unten den in glänzende Schuhe geſpannten kleinen Fuß zu zeigen; das ſchwarze Haar war in einen Knoten gewunden und vorne eng an die runde Contour der Wange angelegt, faßte es das feingebildete Ohr ein, und hob durch ſeine glänzende

Schwärze die Roſen der Wangen; eine Cravatte von ſtrohfarbener Seide und eben ſolche Handſchuhe vollendeten den Anzug, über welchen noch eine ſchwarze Atlasmantille geworfen wurde. So rauſchte ſie an mir vorüber, indem ſie mir zum Abſchied ein Stück Zucker in den Käfich warf. Kaum war ſie fort, als das Kammermädchen eintrat, ſich an die Toilette ſtellte, alle Doſen und Fläſchchen nach einander unterſuchte und von ihrem Inhalt ſo viel auf ihre ſchmutzige Perſon träufelte und ſchmierte, als nur irgend Platz finden konnte. Drauf ſetzte ſich dieſer weibliche Kaliban aufs Bette und gähnte auf eine ſo erſchreckende Weiſe, daß ich ganz bequem mit Haut und Federn in ihren geöffneten Mund hätte fahren können, wenn ein ſolcher Kerker mir irgend hätte behagen können.

Es vergingen einige Stunden, ſo kam Zephiſe zurück. Sie glänzte wie der Frühling; es mußte ihr etwas ſehr Angenehmes begegnet ſeyn. Sie ſetzte ſich ſogleich nieder, ſchrieb ein kleines Billet und wickelte es um ein Steinchen, das ſie aus ihrem Arbeitskäſtchen zog, wo ich eine Menge ſolcher Vorräthe klappern hörte, dann ſtand ſie auf und verſchloß vorſichtig die Thüre. Neben

ihrem Bette ſtand ein Schrank, den ſie öffnete und eine kleine Waffe, faſt wie eine Kinder-Armbruſt geformt, hervorzog. Mit dieſem Inſtrumente trat ſie in die Tiefe des Zimmers zurück, wählte einen Standpunkt gerade dem Fenſter gegenüber, ſpannte den Bogen mit einiger Anſtrengung, legte das mit dem Papier umwickelte Steinchen darauf und ſchoß, mit der Fertigkeit eines geübten Schützen, ihren Liebesbrief über die Mauer in den Pagen-Garten ab. Wie dieſes geſchehen war, verbarg ſie das Inſtrument, ſchloß die Thüre wieder auf und ſetzte ſich mit der unbefangenſten Miene an ihren Zeichentiſch, als Madame Criſpine eintrat. Dieſe Scene, die mich ſehr beluſtigte, hatte nicht länger als drei Minuten gedauert. Madame Criſpine merkte nichts, ſie war zu ſehr mit ihrem Morgenhuſten und zugleich mit ihrer Andacht beſchäftigt; nach einer Pauſe, wo ſie ein paar Schritte im Zimmer umher gemacht hatte, nahm ſie Platz am Tiſche, Zephiſen gegenüber, um zuzuſehen, wie dieſe zeichnete.

Eine Weile hatten die beiden Damen ruhig bei ihrer Arbeit geſeſſen, als ein Beſuch gemeldet wurde, der Zephiſen galt, und dieſe daher aus

dem Zimmer abgerufen wurde. Madame Criſpine, die allein blieb, bemerkte nicht ſo bald, daß ein warmer erquickender Sonnenſtrahl ins Zimmer fiel, als ſie aufſtand, ſich zu meinem Käficht begab, und nachdem ſie mir einige Schmeicheleien geſagt und ein paar Grimaſſen geſchnitten hatte, mich aufs Fenſter in den Sonnenſchein ſetzte, ohne zu ahnen, daß ſie hiemit ein Zeichen gab, welches nicht verfehlte, die verabredete Wirkung hervorzubringen. Ich hatte kaum fünf Minuten auf meinem Platze am Fenſter geſtanden, als ſich der luſtigſte Auftritt, den ich jemals erlebt, vor meinen Augen ereignete. Die Alte, nachdem ſie mir dieſen freundlichen Dienſt erwieſen, war wieder auf ihren alten Platz zurückgekehrt und ſetzte eben die Brille auf die Naſe, um noch einige Verſe in ihrem Geſangbuche zu leſen, als ein heftiger Wurf, ins Fenſter fliegend, die Brille traf und die Naſe ſtark beſchädigte. Man kann ſich denken, mit welchem Schrei die Arme in die Höhe fuhr. Sie hielt ſich die Naſe und taumelte im Zimmer herum, behielt jedoch ſo viel Faſſung, durch keinen neuen Schrei Leute herbeizurufen, ſondern ſchnell nach dem Steine zu greifen, der in der Mitte des

Zimmers lag und an dem ein loſe befeſtigtes Papier ihre argwöhniſche Aufmerkſamkeit erregte. Sie ergriff es mit Gier, und immer ſich die Naſe haltend, betrachtete ſie es mit allen Zeichen der Verwunderung und des Zornes.

In dem Augenblicke trat Zephiſe ins Zimmer. Der Ausdruck der Unbefangenheit und des Frohſinns, der auf ihrem Antlitz lag, ging ſogleich in ſeinen Gegenſatz über, als ſie den Käſicht auf dem Fenſter, die blutende Naſe der Alten und das Billet in den Händen derſelben erblickte. Sie blieb wie eingewurzelt an der Thüre ſtehn, und eine lebhafte Röthe bedeckte ihr Antlitz und ihren Buſen. Die Bonne ſah ſie mit einem grimmigen Blicke an, indem ſie abwechſelnd auf den Zettel und den Stein zeigte, ohne Worte finden zu können, die ihren Argwohn ausdrückten. Zum Unglück war ihre Brille durch den Wurf zerſchmettert, und ohne dieſe war es ihr unmöglich, die verbrecheriſchen Schriftzüge des Pagen, welche dabei nicht die deutlichſten ſeyn mochten, zu entziffern. Zephiſe überſah ſchnell den Zuſammenhang, und ſuchte ſich durch einige liſtige Ausreden aus der Schlinge zu ziehen, allein dieſes mißlang völlig.

Ihr Erröthen hatte den Verdacht, daß das Billet an ſie, und von einem geheimen Liebhaber komme, beſtätigt und Madame Criſpine war nicht die Perſon, die einmal argwöhnend ſich ſo leicht wieder zur Ruhe verfügte. Unverzüglich, und ohne ſich durch die Bitten der ſchönen Sünderin irre machen zu laſſen, eilte ſie mit dem Liebesbriefchen zur Tante, und deren Brille war nicht zerbrochen.

Zephiſe, die allein blieb, gebehrdete ſich auf das verzweiflungsvollſte. Auf ihr Rufen erſchien Beata, jene widerwärtige Kammerzofe, und dieſe ermangelte nicht, mit der ihr eigenthümlichen Frechheit alle Schuld dieſes unglücklichen Ereigniſſes auf mich zu ſchieben. So einleuchtend jedem auch noch ſo ſchwachen Verſtande dieſe ganz unſinnige Verläumdung iſt, ſo ſchenkte Zephiſe nichts deſto weniger in ihrem aufgeregten Zuſtande ihr vollen Glauben, und es ward zwiſchen dieſen Beiden in der Eile beſchloſſen, mich aus dem Hauſe zu ſchaffen. Beata übernahm es, mich zu einer Freundin zu bringen.

Während dieſes Complots traten die Tante und Madame Criſpine herein, und mit dem verhängnißvollen Zettel in der Hand, begannen nun

die beiden Alten, ein wahrhaft infernaliſches Strafgericht über Zephiſen, die ſich nur wenig oder eigentlich gar nicht entſchuldigte. Sie glaubte zu Thränen ihre Zuflucht nehmen zu müſſen, und in der That, ſie reizte ſo ſehr zum Mitleid, daß ich ihr ſogar das Bubenſtück gegen mich verziehen hätte. Es kam nun zur Sprache, daß der Liebeshandel mit dem Pagen ſchon den ganzen Sommer über florirt und die ingenieuſe Poſt faſt täglich in Bewegung geſetzt hatte. Zephiſe mußte das Gewehr ſtrecken, die Armbruſt und auch die kleine Sammlung Geſchütz ausliefern, und erſt mit dieſem demüthigen Aktus ſchloß ſich die Execution.

Die drei Freundinnen. Madame Clementine. Mädchen-Geheimniſſe. Das Handwerk eines Spion's.

Am Morgen nach dieſer unglücklichen Kataſtrophe verließ ich, von Beaten getragen, das Haus der Frau Gräfin von Floreſtan, mit der ich nachher nie wieder die Ehre hatte zuſammenzutreffen. Die Dame, der ich jetzt zugeführt wurde, galt für eine Freundin Zephiſen's, allein der Himmel weiß mit welchem Rechte; ſie hatte weder im Charakter, noch in ihren Sitten die mindeſte Aehnlichkeit mit ihr. War jene weltlich, zerſtreuungsluſtig und gefallſüchtig; ſo lebte dieſe dagegen ſo ſtill und zurückgezogen, daß ſie ſogar nicht wußte was ſie mit einem ſolchen Geſchenk, wie ein Papagei von meiner Schönheit, beginnen ſollte. Offenbar war ich ihr zur Laſt, und ſie faßte den Entſchluß, mich auf der Stelle weiter zu befördern. Ich blieb daher nur wenige Stunden in dem Hauſe dieſer Einſiedlerin; gegen Abend wurde ich, mit einem Briefchen an meinem Käficht

befeſtigt, wieder weiter getragen. Ich muß geſtehn, daß mir dieſes recht lieb war: ſo wie ich nun einmal bin, liebe ich die Veränderung, und überdies bot mir der Gegenſtand, den ich verließ, durchaus keine Gelegenheit dar zu anziehenden Beobachtungen. Mir ſagte das Geſicht dieſer Dame, daß ſie nichts erlebt hatte, nichts erlebte und nichts erleben werde.

Meine neue Beſtimmung führte mich in ein großes pallaſtähnliches Gebäude, wo mein Träger, nachdem er eine breite Stiege mit mir hinaufgeeilt war, mich im Zimmer einer ältlichen, vornehm ausſehenden Dame debarkirte. Sie empfing mich mit einem freudig überraſchten Geſichte, las mein Recommandationsſchreiben und gab dem Ueberbringer ein Goldſtück. Das galt mir als Beweis, daß ich in dieſem Hauſe ſehr willkommen ſeyn müſſe. Ich beobachtete, während ſie ſich zu mir herabbeugte und mir ſchmeichelte, ihre Züge, und hätte gerne aus ihnen den Charakter der Frau, ihre Abſichten mit mir und meine Zukunft geleſen; allein es lag ſo viel Feinheit und Verſtellung in ihrem Angeſichte, und es ſchien mir, als wendete ſie dieſe an, um ſich ſogar vor mir zu verſchleiern,

daß ich zu keinem Reſultat gelangen konnte. Eben ſo wenig wie auf ihrem Antlitz war in der Phyſiognomie des Zimmers und ihrer Umgebung etwas zu erkennen. Es war ein Gemach, wie man tauſende ſieht, ohne Eigenthümlichkeit, die eine Schwäche oder eine Tugend ſeiner Bewohnerin hätte verrathen können.

Unwillig über dieſes diplomatiſche Aeußere meiner Umgebung, beſchäftigte ich mich eben noch, einige Kennzeichen aufzuſuchen, als die Thür ſich öffnete und nach einander wenigſtens fünfzehn bis zwanzig junge Mädchen, eine ſchöner wie die andere, eintraten und mit der größten Ehrfurcht Madame Clementinen einen guten Abend boten. Ich errieth jetzt, daß meine Gebieterin einem Erziehungsinſtitut vorſtehen müſſe, und daß dieſe junge Welt ihre Penſionairinnen wären. Ich muß bekennen, dieſe Bemerkung war gar nicht geeignet, mir übele Laune zu verurſachen; ſo viele junge hübſche und muntere Geſtalten zuſammen, können auch das älteſte und lederuſte Herz auf wenige Stunden erweitern und mit friſchem Blute füllen. Sie erblickten mich kaum, als ſie alle auf meinen Tiſch zuſtürzten, und ich in wenig Augenblicken

meinen Käfich rundum mit hellen glänzenden lachenden Mädchengesichtern garnirt sah. Sie überschütteten mich mit so übermessenen Lobsprüchen, daß mich wirklich, trotz meiner weisen Fassung, ein kleines Erröthen anwandeln wollte.

Madame Clementine nahm die Gelegenheit wahr, sich auf eine herzliche gutmüthige Weise in die Freude ihrer Töchter zu mischen, in Wahrheit jedoch ging sie mit sich zu Rathe, in welches der vielen Zimmer der Mädchen sie mich als Spion hingeben sollte. Denn, so viel mir später deutlich wurde, war die gute Dame lange nicht so unbefangen, als sie sich die Miene gab. Es schien ihr völlig gleichgültig zu seyn, was ihre jungen Mädchen dachten und fühlten, sie wußte anscheinend von nichts, und dennoch wußte sie alles. Sie war von allem unterrichtet, keines der tausend Mädchengeheimnisse, von denen immer die Atmosphäre eines Fräulein-Instituts wimmelt, entflatterte hier in blaue Luft. Zu dieser, einer Erzieherin so nöthigen Allwissenheit, gelangte sie auf den scheinbar unschuldigsten Wegen. Unter dem Vorwande, ihren Töchtern eine Freude zu machen, brachte sie fast in alle Zellen Papageien, die,

nachdem sie einige Zeit dort residirt hatten, mit manchem Geheimniß bereichert zurückkehrten, manchen oft gehörten Namen ausplauderten, und dadurch die Mittheilungen der menschlichen Spione, die die Dame in Sold hatte, vervollständigten.

Jetzt, indem sie alle ihre Zöglinge um einen Käfich versammelt sah, dachte sie darüber nach, welches Herzchen wohl über Nacht reif genug geworden, um irgend eine gefährliche Spitzbüberei zu bergen. Sie fand, daß drei junge Mädchen diesen Verdacht am meisten auf sich zogen, und diesen sprach sie nun vor allen übrigen mich zu. Die Unglücklichen, in ihrer Freude ahneten sie nicht, daß sie den Verräther in ihr Heiligthum trugen. So war ich denn, ohne es zu wissen und zu wollen, zu einem Erziehungs-Kunststückchen herabgesunken. Bei alledem war mein Posten keiner der unangenehmsten.

Die drei Verdächtigen, auf die Madame Clementine ihr pädagogisches Augenmerk gerichtet hatte, waren gerade die schönsten im ganzen Institut. Als drei unzertrennliche Freundinnen hatte man ihnen ein gemeinschaftliches Zimmer, ja sogar ein gemeinschaftliches Bett eingeräumt. In diesem

Zimmer, wo ich jetzt meinen Wohnsitz aufschlug, herrschte ganz entgegengesetzt mit Zephisen's Schlafkabinet die zierlichste, fast ängstlichste Ordnung. Das hohe runde Gemach wurde von drei freundlichen Fenstern erleuchtet, vor jedem derselben stand ein Tisch mit Blumen, und die rothen Vorhänge verbreiteten einen warmen röthlichen Schimmer. Zwei hohe Seitenthüren standen offen und führten zu den übrigen Schlafgemächern. Hellpolirte Mahagoni-Schränke, Schreibtischchen von schwärzlichem Nußbaumholz mit Beschlägen von Bronze, zierliche Etagèren, bedeckt mit kleinen Brimborion's, standen an den Wänden und in den Ecken vertheilt; in einer Nische jedoch, halb den Fenstern gegenüber erhob sich auf einem buntgestickten Teppich das Hauptmeuble, mit dem dieses jungfräuliche Gemach prunkte, das Bett, das in seinen umfangreichen Armen die schönen Kinder aufzunehmen bestimmt war. Ich konnte zufrieden seyn, diesem Platze, als dem interessantesten point de vue, gegenüber, aufgehängt zu werden.

In der That gab es keinen reizendern Anblick als diese drei lieblichen Mädchen, eine in der andern Arm ruhend, sich dem Schlafe ergeben zu

ſehen. Eine trübe Mondlampe goß ihren Schimmer auf dieſes reizende Gemälde, das ich alle Abend mit geſchärftem Auge betrachtete. Thisbe, die ältere von den dreien, nahm vielleicht wegen dieſes Vorrangs den mittelſten Platz ein. Sie war eine Brünette, deren Augen vom dunkelſten und lebhafteſten Feuer, deren Haar von einer ſchwärzlich braunen und glänzenden Farbe war; ihre beiden Gefährtinnen zeigten ſich als die zarteſten Blondinen, die man ſehen konnte, Nadine und Corinne. Nadinen's Haar mußte man faſt etwas zu blond nennen, allein es machte dieſe Unvollkommenheit durch die Fülle und den Glanz wieder gut, womit es in ungeregelten Locken die Wangen und den Nacken umſpielte; Corinnen's Haar hingegen ging in's Goldbraune über, und entfaltete ſeinen höchſten Zauber Abends bei Lampenſchein. Wenn Nadinens heller Lockenkopf ſich an die ſchwarze Haarfülle Thisbens lehnte, ſo glaubte man nothwendig, ſo blendend und eigenthümlich dieſer Contraſt auch war, ihn vermitteln zu müſſen, und man fühlte ſich gedrungen, Corinnen ihre Stelle zwiſchen den beiden Freundinnen anzuweiſen, um eine liebliche Farbenmiſchung hervor

zu rufen; aber mit dieſer Anordnung beſchäftigt, zerſtörte man ſie ſelbſt wieder, um eine neue feſtzuſtellen, und wiederholte dieſen Wechſel ſo lange, bis man ſich's eingeſtehen mußte, daß jede Gruppirung dieſer reizenden Weſen, ſie mochte ausfallen wie ſie wollte, ein gleich verführeriſches Gemälde darbot.

Madame Clementine hatte übrigens einen ſehr richtigen Scharfblick bewieſen; kaum waren es drei Wochen, daß ich in dem Zimmer dem großen Bette gegenüber hing, als ich ſchon mit den Geheimniſſen der drei holden Geſchöpfe, die darin allnächtlich Platz nahmen, vertraut wurde. Wer ein junges Mädchenherz beobachtet hat, wie es hinter verſchloſſenen Mauern oft lange von der Erinnerung der Genüſſe zehrt, die ein einziger freier Tag, ein Thee bei einer Muhme, ein Mittageſſen bei einem alten Onkel, oder gar ein Ball ihm gewährt hat, der erräth auch ſchon, ohne daß ich es ihm zu ſagen brauche, wovon die hübſchen Kinder ſich eben ſo heimlich als angelegentlich unterhielten, wenn ſie zur Stunde des Schlafengehens zuſammen kamen, um ihre langen Haarflechten zu entrollen, die Vorhänge nieder zu

laſſen und eine nach der andern ihr Bett zu beſteigen. Um eine lange, höchſt merkwürdige Geſchichte von einer neuen Kaffeetaſſe, die die Tante geſchenkt bekommen, zu erzählen, blieb Nadine mit nackten Füßen auf dem Teppich ſtehen, indeß Thisbe ſchon oben thronte und Corinne das Bänkchen heranſchob um hinauf zu ſteigen. Die Geſchichten gingen nicht ſelten bis tief in die Nacht hinein, und oft mußte an der intereſſanteſten Stelle abgebrochen werden, weil ſich der leiſe Tritt der Wächterin, die die Runde durch alle Gemächer machte, im Nebenzimmer vernehmen ließ. Wie täuſchend wußten dann die Schwätzerinnen den tiefen, ruhigen, durch nichts getrübten Schlaf nachzuahmen, wie ſcheinbar bewußtlos, ſank das eben noch voll Schalkheiten ſteckende Köpfchen auf die Polſter nieder, und ebenſo fielen die beiden Zuhörerinnen, wie durch einen Zauberſtab getroffen, mitten in der geſpannteſten Aufmerkſamkeit neben der Erzählerin hin. Die ältliche Demoiſelle ſah den Schlummer der drei Damen, ſeufzte in der Stille und klagte, daß trotz der Pillen ihres Doktors doch nie eine ſo geſunde Ruhe auf ihre Augenlieder ſinken wolle.

Eines Abends wartete ich lange Zeit vergeblich auf meine drei Gebieterinnen; endlich erſchienen ſie. Ein Ball, man denke ſich ein Ball, hatte ſie bis jetzt aufgehalten. Es war Sonntag, zudem der Geburtstag der Madame Clementine, alſo durfte wohl einmal etwas Außerordentliches geſchehen. Ich traute meinen Augen kaum, als die Thüre aufſprang und die Damen mit bleichen Geſichtern und glänzenden Augen, geputzt, in eleganter Robe, Blumen und Geſchmeide im Haar, eintraten. O die zarten Kinder! der Schmerz zeigte ſich in ihren Mienen und Gebehrden, daß ſie ſchon beim achten Contretanz hatten den Saal verlaſſen müſſen. Zum erſtenmale vergaßen ſie mir meine Schachtel mit Zucker und Mandeln zu füllen. Ach, was Papagei, was Mandeln und Zucker, wenn man vom Ball kommt! — Alle drei ſprachen zuſammen, alle drei waren athemlos, alle drei lachten und erzählten durcheinander. Nadine überrannte Corinnen, Corinne ſtürzte mit Nadinen auf Thisben her, und Thisbe lief wie wahnſinnig im Zimmer herum. Kein Wunder, ein Ball ſteckte allen im Kopfe. Die Füße konnten nicht zur Ruhe kommen, für ſie hatte die Muſik

noch nicht aufgehört, ſie tanzten noch, — der Lärm rund herum, das Geflüſter, das Rauſchen, das Geſpräch und der Glanz — und dagegen wie einſam hier! die Mondlampe, das große Bett, die ſtillen duftloſen Blumen, die ihre Häupter ſenkten und wahrſcheinlich ſchon ſehr feſt ſchliefen; was gehört dazu um ſolche Contraſte zu faſſen!

Nach und nach gelang es democh. Das große Bett und die Mondlampe bezähmten endlich ſo viel widerſpenſtiges heißes Blut, ſo viel Jugend und ſo viel aufgeregte Nerven. Es kam zu den tauſend kleinen Geſchichten, zu der Kritik, mit einem Worte zum Nachball, der oft viel beluſtigender als der eigentliche Ball iſt. Ohne Nachball wird der Becher des Vergnügens nur halb geleert, ein Ball ohne Nachball iſt eine hübſche Erzählung, die keinen Schluß hat, ein Scherz bei dem die Pointe ausbleibt, er verfliegt, verrauſcht, Niemand weiß mehr davon. Der Nachball bringt, wie der Geizige, ſeine Schätze in ſichere Verwahrung, das Herz nimmt ſeine ſüßen Blicke, ſeine heißen Zuflüſterungen, ſeine Geheimniſſe und Diebſtähle unter Schloß und Riegel, zugleich wird der alte Plunder herausgeworfen, die Garderobe der

Gefühle gewechſelt, was an alten Vertraulichkeiten vorräthig iſt, weggegeben, und treuloſe oder langweilige Liebhaber über Bord geworfen. Alles das vollbringt der Nachball, jene allmächtigen Stunden, die in der Stille und Dämmerung den glänzenden berauſchenden folgen und über ſie Gericht halten.

Ich hatte noch nicht lange hingehorcht, als die öftere Wiederkehr dreier Namen meine Aufmerkſamkeit erregte, dieſe waren Monſieur Charles, Graf Albrecht und Sir John. Thisbe ſprach mit Erröthen und leiſer Stimme von dem leztern, der erſtere kam in den eben ſo leiſen Reden Corinnens ſehr oft vor, und Nadinens Geſchichten fingen, der Himmel weiß aus welchem Grunde, immer mit dem Grafen Albrecht an. Ich verſtand bald, daß es drei junge Offiziere aus der Garde ſeyn müßten, denn es war von der Stickerei am Kragen die Rede, von der Anzahl der Knöpfe, von den Epaulets, Achſelbändern und vom Schnurrbart. Ich erſtaunte, welche Kenntniß Nadine ſich über die Lage der Porte-Epée's, Corinne über die Breite der farbigen Kanten an der Uniform, Thisbe endlich über die Länge und den modiſchen Schwung eines Schnurrbarts erworben hatten. Fiel trotz

dieſer Umſtändlichkeit irgend ein Irrthum vor, ſo waren beide Freundinnen gleich bereit ihn zu berichtigen. Sir John, ſo hörte ich, war blond, hatte große freundliche Augen, die ſo beſchaffen waren, daß ſie im Sprechen einen unbeſchreiblich weichen zärtlichen Ausdruck annehmen konnten; Monſieur Charles dagegen war klein, aber auf eine ſolche Weiſe klein, daß man alle Schätze der Welt darum hingeben möchte, um nur nicht größer zu ſeyn wie Monſieur Charles. Seine Taille war elegant, ſein Fuß zierlich; Nadine aber fand einen gewiſſen Stolz darin, daß Graf Albrecht eher etwas zu ſchwerfällig als zu zierlich ſey, aber o Himmel, was für eine Schwerfälligkeit war das? es lag ſo viel Männlichkeit, ſo viel Muth, ſo viel Seelengröße in ihr, es war die Schwerfälligkeit die gefällt, die bezaubert, die in den dritten Himmel verſetzt. Die Mädchen beendigten ihre Bemerkungen, indem ſie einmüthig den Entſchluß faßten, für den Winter Niemanden außer dieſen dreien zu geſtatten, ihnen den Hof zu machen. Man iſt heutzutage ſo verderbt, bemerkte Thisbe mit einem verachtenden Tone; ich weiß recht wohl mich zu beſinnen, daß meine Tante mich verſicherte,

zu ihrer Zeit mit einem Liebhaber zwei Winter hindurch ausgelangt zu haben.

Bei dieſer Betrachtung vermochte ich nicht mich zurückzuhalten und brach in ein kleines heiſeres Gelächter aus, das ſogleich die Aufmerkſamkeit der Mädchen auf mich lenkte. Eine derſelben ſprang aus dem Bette, und ſich vor mich hinſtellend ſagte ſie: Palmyra, ſollteſt du im Stande ſeyn uns zu verrathen? Du haſt ſo eben die wichtigſten Geheimniſſe gehört, wie, wenn du ſchlecht genug wärſt ſie auszuplaudern? — Doch nein! ſetzte ſie hinzu, du biſt ein ehrlicher Burſche und nichts weniger als ein Spion und Verräther!

Nein, das bin ich auch nicht, und euch, ihr Kinder, euch verräthe ich gewiß nicht! — Dieſen Vorſatz hielt ich auch, als ich wenige Tage hierauf das runde Eckzimmer verließ und zu Madame Clementine zurückkehrte. Ich hörte auf ihre Schmeicheleien nicht, mit denen ſie mich zum Plaudern verlocken wollte, ich überſah ihre auffordernden Blicke und ſchlug manche ſorgfältig zubereitete Nuß aus, um nicht den Tadel der Beſtechlichkeit auf mich zu laden. Madame Clementine ſah ſich durch mich getäuſcht, aber einem kleinen boshaften Einfalle

konnte ich mich nicht verhindern, Luft zu ſchaffen. Als alle Mädchen nämlich am Morgen beiſammen waren und die Madame noch nicht erſchienen, rief ich wie aus tiefer Zerſtreutheit erwachend leiſe: Sir John! Monſieur Charles! Graf Albrecht! und ergötzte mich, wenn die lieben Kinder, wie in Blut getaucht, mir drohende und bittende Blicke zuwarfen.

Madame Clementine verſuchte es noch einigemal mich zum Plaudern zu bringen, indem ſie mich zu andern jungen Mädchen ſchickte, doch da ich immer da ſtillſchwieg, ärgerte ſie ſich dergeſtalt über mich, daß ſie eines Morgens den Befehl gab, mich nebſt andern alten Verkaufgegenſtänden auf den Markt zu bringen. Ich verließ das Inſtitut, indem ich den Leidensweg der Tugendhaften und Gerechten ging, die die Welt verfolgt und die lieber ihr Kreuz auf ſich nehmen, als dem innern Gotte ihres Bewußtſeyns Hohn ſprechen.

Lange jedoch blieb mir das Bild dieſer zarten Unſchuld, dieſer lieblichen Kindlichkeit und dieſer friſchen Jugend im Gedächtniß. Oft glaubte ich noch im runden Eckzimmer zu ſitzen, wo ich ſo viele Reize angeſchaut; meinem Auge gegenwärtig

blieb das breite Bette, auf deſſen weißen ſilberglänzenden Polſtern die zarten Geſtalten thronten, ich ſah ihre Mienen und hörte ihre Geſpräche, bis endlich auch dieſes Bild durch andere verworrenere und minder ſchuldloſe Gemälde aus meinem Gedächtniſſe wieder verwiſcht wurde.

Der Krämerladen. Der Stier des Paradieſes. Die Geſellſchaft der Frommen, und die Beichte eines ſchönen Weibes.

Der kleine ärmliche Laden eines Krämers auf dem Markte nahm mich auf. Dieſer Mann konnte ſelbſt die große Summe nicht zahlen, die ich werth war, er verſprach nur reiche Käufer anzulocken, und man ſicherte ihm dagegen beim glücklichen Handel einen kleinen Vortheil zu. Dennoch, da Niemand mich in dieſem elenden Laden ſuchte, blieb ich ungebührlich lange beim Krämer. Ich fand hier Zeit, in der unangenehmſten Umgebung über mich und den Wechſel meines Glücks nachzudenken. Unter angehäuften Vorräthen von Butter, Käſe, ſtinkenden eingemachten Fiſchen, mit denen der Ladentiſch bedeckt war, Tonnen mit Oel, übelriechender Häringslake, ſaß ich an dem einen kleinen trüben Fenſter, das die Ausſicht auf eine einſame Straße der Vorſtadt hatte, allein und den ganzen Tag mit mir ſelbſt beſchäftigt, denn die

niedrige Krämerſeele meines Wirths würdigte mich keiner andern Aufmerkſamkeit, als derjenigen die da ausreichte meinen Futterkaſten mit den einfachſten und elendeſten Nahrungsmitteln zu füllen. Sein Geſicht war unter allen den widrigen Dingen um mich her noch das widrigſte, ſeine groben geſchwollenen Hände, wenn ſie eben vom Abſchneiden eines geräucherten Lachsſtückes kommend in mein Käſicht fuhren, erregten mir Ekel und verpeſteten mein Mittagmahl.

O Palmyra! ſtolzer Vogel! ſagte ich oft zu mir ſelbſt, du deſſen Voreltern einſt Genoſſen der ſchwelgeriſchen Mahle waren, die die Beherrſcher Indiens ihren Vaſallen vorſetzten, wo alle Schätze der Welt aufgeſpeichert ſtanden, wo der Balſam von Mekka träufelte, der Wein von Schiras in goldenen Pokalen ſpielte, die Muskattraube und die perſiſche Ananas auf dem weichen Grunde bunter Teppiche ſich wälzten! O, und du, dem kein Harem verſchloſſen war, der in üppiger Reihe hundert Tänzerinnen ihre Arme verſchlingen ſah, die wollüſtigen Schönheiten des Serails in ſtummen Gruppen auf den Divans vertheilt anſtaunte, ja ſelbſt ſein Auge in die verſchwiegene Tiefe der

Bäder tauchen durfte, wo Reize, deren Anſchauen einen Mann vor Verlangen wahnſinnig machen konnten, vor dir in den warmen duftenden kriſtallenen Wellen verſchwanden. O Palmyra, großer Vogel, du ſitzeſt jetzt hinter einer Burg von ſtinkendem Käſe, deren Stücke um ein paar Groſchen verkauft werden! deine Gefährten ſind jetzt ſtumme elende Häringe, in ihrer Salzlake hingewürgt und beſtimmt den Gaumen derjenigen zu letzen, die ebenſo wie ſie in einer ſtinkenden Sauce der Gemeinheit und des Elends ſchwimmen. O Palmyra, du einſt aus den braunen zärtlichen Augen Zobeidens Wonne trinkend, hängſt jetzt an dem erblindenden, glotzenden, ſchielenden Blicke eines Krämers der Vorſtadt, bis es ihm gefällt deine bittenden Winke zu verſtehen, und er in den Sack mit alten dumpfen Vorräthen greift, um deinen Hunger zu befriedigen. Nichtswürdiges Loos der Sterblichen! blindes albernes Schickſal! dumme ungeſchickte Weltregierung!

Es trat eine ganze Woche hindurch langwieriges und unaufhörliches Regenwetter ein. Der kleine ſchmutzige Laden wurde jetzt durch das Hereintöhpeln der vielen Holzſchuhe und hängenden

triefenden Lumpen noch dunkler und wüſter. Es bildete ſich ein tiefer kothiger Weg bis zu dem Ladentiſche, in welchem nacheinander die Füße der Käufer wie Entenfüße patſchten, wateten, glitten und ſtampfend herumſpritzten, bis ſie in die Höhle gelangt waren, wo man ihnen ihre ſchmutzigen Dreier abnahm, und dafür die ekelhaften Biſſen zutheilte die ſie forderten. Ich kann nicht genug klagen, wie widrig mir mein Kerker erſchien, und wie ſehnlich ich wünſchte bald aus ihm erlöst zu werden. Zürnend über mich und die Welt, lehnte ich mein Haupt gegen die Gitterſtäbe meines Käfichts, ſchloß die Augen, und während die Regentropfen an der Einfaſſung des kleinen Fenſters niederfielen, das Geräuſch am Ladentiſch nur wie aus der Ferne zu mir drang, verſenkte ich mich in alte Erinnerungen und bunte Träume.

Der Stier des Paradieſes.

In der langen Reihefolge der wollüſtigen und übermüthigen Regenten Indiens erhebt ſich der Name Schach Baham's in beſonderem Glanze. Er beherrſchte im Ganzen, was ſeine Nachfolger

nur in zahllose Stücke zerbröckelt erhielten; er umfaßte die Fülle jener unermeßlichen Schätze, deren in Theile getheilte Theile noch genügend waren, seinen Erben den Titel der Herrn der Erde zu verschaffen. Dazu hatte die Natur ihm den festen Körper eines Lastträgers gegeben, einen Nervenbau, der die empfindlichsten Schmerzen überdauerte, eine Brust, die das peinigendste Elend nicht zusammengedrückt hätte, wenn Schach Baham arm und ein niedriger Sklave gewesen wäre, aber er war reich und der unbeschränkteste Herrscher, und die Last des Glückes, die schwerste die dem Nacken eines Sterblichen aufgeladen werden kann, drückte auch ihn nieder. Schach Baham hatte jeden Genuß gekostet, und jeder hatte den Reiz für ihn verloren. Sein Harem enthielt die schönsten Weiber der Erde — aber heimlich schlich er zu Geschöpfen, die stinkend, häßlich und übel geformt gleich Aeffinnen waren. Es lasteten auf seiner Tafel Schüsseln, deren Inhalt an Werth ganze Provinzen aufwog — und seine vertrauten Diener hatten den Befehl, ihm die trockenen Brodrinden aufzulesen, die die Bettler an den Mauern des Palastes weggeworfen hatten. Die Schätze der

unterjochten Königreiche lagen ihm offen da — und er ſtahl ſich Nachts in die Hütte ſeines ärmſten Unterthans, um dieſem ein paar Kupferpfennige zu entwenden. Schach Baham's feſter Körper krümmte ſich unter der Laſt des Glückes, ſein Auge trat hervor, er nahm den Charakter einer Tigerkatze an, jenes Urbild eines Despoten, ſo glatt, ſo nichtswürdig, ſo übel gelaunt, ſo blutlechzend, ſo weich und wollüſtig auf dem Blumenteppich des Waldes hingeworfen. Nur ein wenig Unglück, und Schach Baham wäre ein ſchöner und kräftiger Mann geblieben, nur etwas Mißgeſchick, und Schach Baham wäre der treueſte Gatte ſeines Weibes, der edelſte Freund ſeines Freundes geweſen; aber umſonſt, das Glück hatte ihn einmal zum Opfer erkoren, und er mußte glücklich ſeyn.

Eines Tags ließ Schach Baham ſeinen erſten Veſſir zu ſich kommen und ſprach zu ihm: Erſinne mir etwas Neues! —

Herrſcher der Gläubigen! rief der erſchreckte Sklave, wer vermöchte dir etwas Neues zu bieten? Haſt du nicht den Lebenslauf eines Gottes, geſchweige eines Menſchen durchgemacht? — Haſt du nicht Königreiche beſiegt und mit Kronen geſpielt,

ohne Zweifel das angenehmſte Spiel für Herrſcher? Haſt du nicht auch zugleich den angeblichen Reiz der Armuth gekoſtet, indem du, ähnlich deinen großen Vorgängern, unerkannt in die Hütten des Elends dich begabſt? — Ward dir nicht jede, auch die pikanteſte Würze im Umgang mit Weibern zum Ekel? In die Hörſäle der Weisheit biſt du eingedrungen, und für deinen Gaumen hat das Salz der ſcharfſinnigſten Syſteme ſeinen Geſchmack verloren. Iſt dir der Kitzel der Religion, der Frömmigkeit, des Wohlthuns, der Großmuth fremd geblieben? Haſt du nicht abwechſelnd im Uebertreten der Geſetze eben ſolchen Genuß gefunden, als im Befolgen derſelben? Haſt du nicht die Nerven deines Körpers mit allem vertraut gemacht, was nur im Stande iſt auf ſie einzuwirken; ſie ſind unter der Laſt der Eindrücke, die du ihnen aufgedrungen haſt, erlahmt. Herr, was könnte ich dir Neues bieten?

Unwürdiger Sklave! ſchrie Baham, willſt du mein Ohr ermüden, indem du mir alles vorrechneſt was ich ſchon genoſſen habe?

Du haſt die gefährlichſte Krankheit der Herrſcher! rief der Veſſir, den Ueberdruß.

Der Sultan warf ihm einen drohenden Blick zu. Bringe mir etwas Neues! rief er; erfinde etwas, worauf ich noch nicht gefallen bin, ſey es auch die nichtswürdigſte Nichtswürdigkeit, die thörichtſte Spielerei. Ich will von der Narrheit und dem Wahnſinn borgen, ich will der Dummheit ihre Scherze ſtehlen, dem Kinde ſein Spielzeug. Gibt's denn für einen König keine Laſter und keine Thorheit? —

Es gibt keine. So wie alles, was deine Hände berühren, Gold, Seide oder Perlen ſeyn muß, ſo ſind alle Gefühle deines Buſens Wahrheit und Tugend. Darum biſt du die Sonne der Welt, der Beherrſcher der Gläubigen, das ewige Vorbild der Gerechten.

So hat man mich betrogen, ſchrie Baham wüthend, um das köſtlichſte Gut, um das Gut das der niedrigſte meiner Sklaven durch ſeine Thaten ſich erwerben kann: die Beſchimpfung! Ich will mich beſchimpfen, und darum erfinde ein Spiel, das mir auch dieſen Kitzel noch verſchafft.

Der Veſſier ſah in die blutdürſtigen Augen des königlichen Tigers und es kam ihm ein Gedanke, der Sicherheit zu gewähren ſchien, daß

ſein ſchon wankender Kopf diesmal auf den Schultern bleiben würde.

Beherrſcher der Erde! rief er und warf ſich vor dem Sultan nieder, du verſchmähſt deine Weiber —

Sie ſind mir zuwider.

So entledige dich ihrer —

Thor, der du glaubſt, daß mir Hinrichtungen noch Freude machen können!

Herr! rief der Veſſir demüthig, keine Hinrichtungen durch Andere. Was kann es für Freude gewähren, daß durch unſern Willen im entfernteſten Theile unſers unermeßlichen Reiches ein Haupt fällt, ein Haupt das wir nie geſehen haben, das uns unbekannt iſt und das uns völlig gleichgültig läßt; aber verſuche es mit eigenen Händen es fallen zu machen, fühle wie es zu deinen Füßen rollend die buntgeſtickten Pantoffeln dir beſpritzt; betrachte dieſen Kopf, der noch vor wenigen Minuten Auge gegen Auge dir gegenüber ſtand, und in dem nun langſam der Funke des Lebens erlöſcht, die Seele ihren Wohnſitz verläßt, nachdem ſie noch einmal auf erſchütternde Weiſe durch das ganze Gewebe ihrer Nerven zuckt.

Ich verſtehe —

Der Veſſir fuhr fort. Eines Tages führte mich der Zufall mit dem Scharfrichter einer fremden Provinz zuſammen. Ich weiß nicht wie es kam, daß mich die Laune trieb und ich von ſeinem Handwerk zu ſprechen anfing. Wie erſtaunte ich, als er mir dieſes rühmte und behauptete, daß es keines gebe, welches einem ehrlichen Manne ſo viel Vergnügen gewähre. Er wies mir darauf ſein Schwert und ließ mich die Schärfe deſſelben bewundern; ich lernte von ihm die Richtung des Hiebes, indem er mir auf das Genaueſte die Zuſammenfügung gewiſſer Halsknochen zeigte, in die ich treffen mußte; ein Fehlgriff, und wär' er auch nur von der Breite eines Haars, mußte nothwendig das ganze Werk ſcheitern machen. Oft kann nur eine glückliche Inſpiration aus tauſend Schwierigkeiten heraushelfen. Es iſt ein keckes Spiel, das oft die Geſchicklichkeit des geübteſten Meiſters zu Schanden macht. Als ich ihn ſo ſprechen hörte, beklagte ich, nicht als der Herrſcher von Millionen geboren zu ſeyn, um einer ſo prächtigen Liebhaberei Genüge zu thun. Du Herr biſt aber in dieſem Falle, verſuche an deinen Weibern

ob jener seltsame Philosoph wahr gesprochen. Denke dir, was es für ein Vergnügen seyn muß, den schönen milchweißen schlanken Hals einer Odaliske, gerade in dem Augenblicke zu durchhauen, wo sie vertrauend und sorglos eingeschlummert ist. — Somit Herr, hätte ich dein Gebot erfüllt; du hast etwas Verrücktes gewollt, ich glaube, Fürst der Fürsten, dieser Vorschlag wird hinlänglich verrückt seyn, um dir Freude zu machen; zugleich stehe ich dir dafür mit meiner Ehre, daß er neu ist, und wenn es irgend möglich, wirst du dich auch durch ihn, wenn du ihn ausführst, beschimpfen; dann hast du alles erreicht wornach du strebst.

Der Sultan entließ seinen Vessir. Er überdachte dessen Worte und fand, daß sie Gedanken bei ihm erregten, die ihm selbst neu und reizend erschienen. Er besuchte nach langer Zeit zum ersten Mal wieder sein Serail, und nach langer Zeit zum ersten Mal lobte er den schönen Hals der Sultanin Favorite. Er schien, indem er ihn betrachtete und seine weiße und glänzende Rundung pries, in Träumereien zu versinken, die sich so tiefsinnig und bedeutsam zeigten, daß Niemand ihn daraus zu erwecken wagte. Endlich, als schon

die Nacht eingebrochen, der Mond durch das goldene Gitter auf die Polster des Divans leuchtete, und die blendende Schönheit der entschlummerten Sultanin ins volle Licht setzte, fuhr er empor, schlich leise nach seinem Säbel, und über das reizende Weib gebeugt, trennte er mit einem blitzenden Streich das Haupt vom Rumpfe, das, in den Schleier seiner schwarzen Haare gehüllt, zu seinen Füßen rollte. Der Vessir erhielt am Morgen einen Diamanten von dem Werthe eines Königreiches zum Geschenk.

Der Sultan Baham hatte jetzt gefunden, was der großen Seele eines Fürsten der Fürsten würdig ist, eine Beschäftigung die für ihn neu war, ein Spiel das noch für ihn Reiz hatte. Er köpfte nun nacheinander die schönsten Frauen seines Serails. Er legte seine gewohnten Gewänder ab, denn die Menge des Blutes das er vergoß, zwang ihn sich von Kopf bis zu den Füßen dunkelroth zu kleiden. Die Gemächer des Pallastes waren roth umhangen, rothe Teppiche deckten den Fußboden, rothe Vorhänge verhüllten die Fenster und auf rothen Polstern ruhte er nach den Beschwerden

eines Tagewerks aus, das jedesmal fünfundzwanzig ſchönen Mädchen das Leben koſtete.

In der Stadt, als es bekannt wurde, daß der Sultan ſeine Weiber köpfte, entſtand ein paniſcher Schrecken. Alles was einen ſchönen Nakken und Hals hatte und was achtzehn Jahr alt war, fühlte ſich verloren; nur gebückte Mütterchen oder ſolche, die gebückte Mütterchen nachahmten, ſah man auf den Straßen. Dennoch ſchleppten die Schergen des Palaſtes immer neue Opfer in die Höhle des Tigers. Von den entfernteſten Gegenden kamen die ſchönſten Hälſe, die reizendſten Nacken um dem gefräßigen Meſſer anheimzufallen, das wie der verliebteſte junge Burſche nach allen jungen Mädchen jagte. Der Sultan fand jetzt wieder die allergrößte Freude im Umgange mit Weibern, und der Veſſir ſammelte ungeheure Schätze und Reichthümer. Bald jedoch wurden die ſchönen Hälſe ſelten. Der Schach wüthete, daß man ſeiner Luſt nicht mehr Genüge thun wollte, und der Veſſir fürchtete von neuem für ſeinen Kopf.

Eines Abends ſchlich Baham aus ſeinem Palaſte, um unerkannt durch die Straßen und Vorſtädte

zu wandern. Er gelangte in eine entfernte einſame Gaſſe; in der Dunkelheit erkannte er nur wenige und ärmliche Häuſer an dem Ufer des Fluſſes, ſie ſchienen bewohnt von der niedrigſten Klaſſe der Bewohner der ungeheuern Stadt. Zu arm um Schätze zu bergen und zu elend um den Wechſel ihres Schickſals zu fürchten, zitterten ſie nicht vor den Schergen des Pallaſtes; ein ungetrübter Friede ſchwebte über dieſen Hütten, die ihre verfallenen Dächer im dunkeln Spiegel des Fluſſes wiederſcheinen ließen. Dem Sultan war dieſe Stille auffallend, er ſaß lange auf einer Bank an der Ecke zweier Straßen, ohne daß Jemand auf ihn zukam, er ſtand auf und näherte ſich einem Hauſe, das dicht am Waſſer erbaut war. Hier hatte er eine Weile geſtanden, als er einen Kahn vom Ufer ſtoßen hörte, in welchem zwei Männer ſaßen. Als ſie in der Dunkelheit vorbeiruderten, glaubte er die Stimme ſeines Veſſirs zu hören. Wie er noch darüber nachſann, fällt neben ihm ein heller Schein in den Fluß, der aus einem kleinen Fenſter kam, welches ſich im Hofe eines ärmlichen Hauſes befand. Der Schach erkletterte die niedere Mauer deſſelben, und

erſtieg einen kleinen Vorſprung um in das erhellte Fenſter zu lauſchen. Was er hier ſah, benahm ihm vor Erſtaunen faſt den Athem.

In einem dunkeln engen Raume, von ärmlichen zerriſſenen Tapeten umhangen, ſtand ein junges Mädchen und legte eben ein leichtes Gewand um, wie es bei einem Bade gebräuchlich. Eine Dienerin war ihr dabei behülflich, indem ſie aus einem Käſtchen Salben nahm, mit denen ſie die dunkeln Haare ihrer jungen Gebieterin benezte. Ein Nacken, reizender als ihn je ſein Auge geſchaut, blieb den Blicken des Sultans preis gegeben. Ein Nacken, von deſſen Daſeyn ſeine Sklaven ihm nichts gemeldet hatten, ein Nacken, geſchaffen für den ſchärfſten, ſchnellſten, inſpirirteſten Streich des krummen Meſſers, ein Nacken, um die ganze wollüſtige Begierde eines königlichen Scharfrichters zu reizen, und dieſer Nacken trug noch ſeine Bürde, den ſchönſten Mädchenkopf, ungekränkt.

Der Sultan verließ das einſame Haus, feſt entſchloſſen, dem Veſſir für die Unachtſamkeit gegen ſeine Befehle das Haupt abſchlagen zu laſſen; vorher jedoch ſchickte er hin und ließ das Mädchen in den Pallaſt bringen. Nichtswürdiger Sklave,

rief er dem zitternden Günſtling entgegen, befolgſt du auf ſolche Weiſe meine Befehle? Hab' ich dir nicht geboten, die niedrigſten Winkel meiner Hauptſtadt nicht außer Acht zu laſſen, um nach ſchönen Weibern zu ſpähen, haſt du es gethan?

Fürſt der Gläubigen, entgegnete der Veſſir, wenn du in dem ganzen Bezirk dieſer Stadt nur ein Mädchen findeſt deiner würdig, ſo nimm dieſen Kopf.

Er iſt mein, ſchrie der Sultan, öffnet die Vorhänge. Es geſchah, und der Veſſir ſtürzte bei dem Anblick der Geſtalt zu Boden, die ſich ihm jetzt zeigte.

Iſt dieſe nicht ſchön? fragte der Sultan.

Sie iſt's, ſtammelte der Veſſir; aber, Sohn des Propheten! ſchenke Gnade deinem Knechte, entlaſſe dieſes Mädchen ungekränkt.

Und weßhalb? fragte Schach Baham mit boshaftem Lächeln; verdient dieſer Hals etwa nicht die Ehre von meinem Schwerte durchſchnitten zu werden?

Allah! ſchrie der Veſſir, es iſt der Hals meiner Tochter! Nimm dieſen grauen Kopf, nur ſchone ihrer.

Du ſcherzeſt. Wie, haſt du mir nicht ſelbſt dieſes Vergnügen gerathen? gibt es eines das neuer und beluſtigender wäre? Aber ich will dich beſchämen, ich will dir ein Schauſpiel nennen, das noch neuer iſt, und welches uns noch mehr Vergnügen gewähren ſoll. Nimm hier meinen Säbel und führe du ſelbſt den Streich den ich mir vorbehalten hatte, aber nimm dich wohl in Acht, gelingt dir die Arbeit nicht, ſo iſt auch dein Kopf zugleich verloren. Hier iſt das Schwert.

Der Prophet ſchütze mich! rief der Veſſir. Herr, das wirſt du nicht verlangen. Ich habe ſie verſteckt vor den Blicken deiner Späher, wie das Meer ſeine Perle in unſcheinbarer Muſchel verbirgt. O raube mir nicht meine Perle, entreiße mir nicht die Stütze meines Alters, die Luſt meiner ergrauten Jahre! Sie iſt das Auge meines Leibes, willſt du daß ich mir ſelbſt mein Auge ausreiße?

Hier iſt das Schwert! rief Schach Baham.

Der Veſſir taumelte beſinnungslos. Ungeheuer! ſchrie er, ſo wagſt du es, den Vater zum Mörder ſeiner Tochter zu machen! und du denkſt nicht an die ewige Gerechtigkeit, die auch die Thaten

der Fürſten wägt? Du willſt dich vor deinem Volke, vor der Nachwelt beſchimpfen?

Freilich will ich das! entgegnete der Schach mit einem Lächeln, das alle ſeine Züge verklärte. Hier nimm das Schwert.

Der Unglückliche nahm das Schwert; er hieb aber ſo zitternd und ungeſchickt, daß er auch ſein Haupt fallen machte. Schach Baham, auf ſeine Polſter ausgeſtreckt, genoß nach langer Zeit eines Anblicks, der ihn wahrhaft ergötzte, und das Volk theilte dieſe Freude, indem es ſich zuflüſterte: „der Sultan beluſtigt ſich.“

Aber beſchimpft war er dadurch doch nicht; das dankbare Volk, das durch die kleinen Launen ſeines Nachfolgers noch mehr geneckt wurde, nannte Schach Baham, mit einer ſchmeichelhaften Anſpielung, den Stier des Paradieſes, weil er den Himmel Mahomeds um zehntauſend Houris reicher gemacht, die er mit ſeinem ſcharfen Horne in die Höhe geſchleudert hatte.

Ich war noch vertieft in meine Träumereien, als ein langer dürrer Finger in meinen Käfich

hineinreichte. Im ersten Schrecken meinte ich, es sey das krumme Horn des Stiers des Paradieses, und hackte tapfer drauf los. Der Finger zog sich zurück und ein lautes Angstgeschrei ertönte, so daß die Leute im Laden an das Fenster zusammenliefen. O Mamsell Melissa! um Gotteswillen, was ist ihnen? Hat der krummnasige Lump ihnen Schaden zugefügt?

So rief der Eigenthümer des Ladens, und tröstete dabei ein dickes triefäugiges Geschöpf, das auf ein Haar der Maritorne des Don Quirote glich, und fortwährend ihren Finger an die schwülstigen Lippen preßte. Nichts von Bedeutung! rief sie, geben sie mir nur den Käsicht, mein Herr wartet schon drüben am Fenster. Aber lieber Herr Bonifaz, verstehen Sie wohl, wir können den Vogel nicht kaufen; du lieber Gott, wo kämen wir zu so vielem Gelde! mein Herr zahlt nur monatlich eine kleine Miethe für ihn.

Nehmen Sie ihn nur, Mamsell Melissa, und behalten Sie ihn so lang sie wollen. Ich weiß, zu ihnen kommen allerhand vornehme Dämchen, und da können sich leichter Käufer finden als hier in meiner Käsebude.

Nun, Gott befohlen! rief Meliſſa und hüpfte mit einem ſo leichtfertigen Sprunge aus dem Laden, daß ich ſchon an ihrem Alter irre zu werden anfing, aber als wir über die Straße kamen merkte ich, daß das, was ich für ein Hüpfen gehalten hatte, nur der regelmäßige Taktſchlag eines hinkenden, vom Schlage gelähmten Beines war. Ehe ſie mich in die Stube ihres Prinzipals hineintrug, überhäufte ſie mich mit Vorwürfen. Abſcheuliches Thier! rief ſie, biſt du auch ein übertünchtes Grab, wie es deren ſo viele gibt, von Außen eitel Glanz und innen Moder? Pflegſt du auch, nach Weiſe der Leute dieſer Welt, diejenigen zu beißen, die dir mit Liebe entgegenkommen?

O zum Teufel! rief ich erbost, was habe ich mit der Liebe eines Geſchöpfes wie du biſt zu thun? Wer hieß dich, hinkende Dicke, mich in meinen Träumereien ſtören? und ſoll ich etwa, nachdem ich aus dem Regen erlöst bin, jetzt unter die Traufe gerathen?

Dieſe Worte, die ich mit einem unwilligen heiſeren Geſchrei begleitete, verkündigten meinen Einzug ins Zimmer eines Geiſtlichen, der ſchon

in ehrwürdigem Alter und im Geruch großer Frömmigkeit war. Eine Haushälterin, wie Meliſſa, konnte dieſem Geruche durchaus keinen Eintrag thun, das ſah jeder, der Augen hatte. Ich erkannte den Herrn Abbé an dem blaſſen Geſichte wieder, mit dem ſchwarzen Käppchen, das ich oft hinter den Vorhängen des Fenſters in den Laden hinunter hatte ſchauen ſehen. Er kam mir mit einem Freudenruf entgegen, und indem er mich der Maritorne abnahm und auf ein ſchon zu meinem Empfang fertigſtehendes Tiſchchen ſetzte, rief er: Nun haben wir in unſerer Einſamkeit doch einen muntern Schwätzer! Dieſem Gruße fügte er noch mit ſanfter leiſer Stimme einige Liebkoſungen und Schmeicheleien zu. Ich war herzlich erfreut, aus der Nachbarſchaft des Käſes und der Häringe befreit zu ſeyn.

Da Geſichter, wie die des guten Alten, leicht zu durchſchauen ſind, ſo ſah ich ihm auf den erſten Blick an, daß er die Abſicht hatte, mir das Leben in ſeiner Behauſung ſo angenehm als möglich zu machen. Er tadelte, daß mein Käfigt ſo lange nicht gereinigt ſey, er fand mein Futter nicht gut genug, und ſetzte Meliſſa in nicht geringe Anſtrengung,

um alles herbeizuſchaffen, was ſein gutes Herz mir gönnte, und was, wie ich ihn öfters ausrufen hörte, einem ſo vornehmen ſchönen Vogel gebührte. Mit zitternden Händen ſchüttete er ſelbſt mir reines Waſſer in den dazu beſtimmten Behälter und ſagte dabei: Wahrlich, ich und du mein Vogel, wir ſind geſchaffen um gute Freunde zu ſeyn; wir ſind beide Philoſophen, wir trinken beide Waſſer, wir leben beide einſam und haben beide das Gute der Welt ſchon genoſſen.

Was er mit dieſem letzten Sprüchlein ſagen wollte, begriff ich nicht recht; faſt wurde ich dadurch irre an ſeiner Frömmigkeit, wie ich es früher an Meliſſens Alter geworden war, allein die Folgezeit bewies, daß er hiermit nur einen höchſt unſchuldigen Sinn verband. Nach meiner Gewohnheit muſterte ich das Zimmer, in dem ich mich befand und entdeckte, daß es vollkommen zu dem Aeußern meines neuen Gebieters paßte; es war ebenſo ſtill, glatt, fleckenlos und von allem Prunk gereinigt, wie der Ausdruck im Antlitz des Abbé's. Der Fußboden, mit einem grauen Teppich bedeckt, zeigte eine einförmige anſpruchloſe Fläche, die Wände weiß übertüncht und nur mit wenigen

ſchlechten Kupferſtichen, heilige Gegenſtände darſtellend bekleidet, boten nicht mehr Abwechſelung und Reiz dar; eine kleine Wandorgel, ein runder Tiſch, und rund um dieſen einfache Strohſeſſel, waren mithin die einzigen Ausſchmückungen in dieſer aſcetiſchen Klauſe, man müßte denn einen mit magerm Lederpolſter verſehenen Lehnſeſſel am Fenſter auch hierher rechnen. Weſſen bedürfte es aber auch mehr? — Hatte mein alter Herr ſein mageres Mittageſſen vollendet, ſo ſah ich ihn in dem Lehnſeſſel ſitzen und ſchlummern; empfing er Gäſte, ſo ſaß er mit ihnen um den runden Tiſch; wollte er ſich einmal etwas zu Gute thun, ſo ſpielte er mit leiſen Händen ein kleines weltliches Lied auf der Orgel, und begleitete ſich dazu mit einem zitternden Geſange, der Erinnerungen aus alten lieben Zeiten in ihm wach rief. Man bedarf ſo wenig in dieſer Welt, wenn man ſie nur als ſchmuckloſes Vorgemach einer beſſern anſieht, in welchem man ungeduldig harrend ſteht und den Ruf ins eigentliche Prunkgemach erwartet.

Ich war ſchon drei Tage in dieſer Behauſung und hatte noch kein Geſicht geſehen, außer das des alten Herrn und ſeiner Magd. Wo bleiben

nun, dachte ich bei mir ſelbſt, die vornehmen Damen, von denen der Pfefferdütenmann unten mit ſo geheimnißvoller Miene ſprach, die mich ſehen wollten und von denen ich gekauft werden ſollte? — Ich faßte Hoffnung, daß ihr Erſcheinen nahe ſey, als Meliſſa eines Tages gegen Abend eine kleine Collation, für eine mäßige Geſellſchaft berechnet, auf den Tiſch ſetzte. Die duftenden Bretzeln und die zwei rauchenden Kaffeekannen erweckten die größten Erwartungen. Dazu hatte die Maritorne ſelbſt eine feine Mouſſelinſchürze vorgebunden, ihr breites „ſtumſchiges“ Geſicht halb hinter einer Haube mit langen tugendhaften Behängen verſteckt, und noch dazu einige arme Blüthen gezwungen, an ihrem freudloſen Buſen Wache zu ſtehen. Kaum waren alle Anſtalten getroffen, als auch ſchon die, für welche ſie beſtimmt waren, eintraten. Zu meinem Schrecken war es eine Geſellſchaft alter Mütterchen, von denen eine zahnloſer und gebückter wie die andere war, und die ſich alle um den runden Tiſch herumſetzten. Keiner derſelben kam es in den Sinn auf mich einen Blick zu werfen, ſie fielen über die Bretzeln her und tranken in großer Geſchwindigkeit beide

Kaffeekannen leer, dann ſtimmten ſie ein geiſtliches Lied an, wozu der ehrwürdige Herr auf der Orgel ſie begleitete. Dieſe Muſik war zum Davonlaufen; es wurde mir ganz ſchlimm. Als ſie faſt zwei Stunden ohne Unterbrechung ihr Weſen getrieben hatten, brachen ſie endlich auf, nahmen Abſchied und gingen fort.

Wie, rief ich bei mir ſelbſt, ſind das die Damen die nach meinem Beſitz lüſtern ſeyn ſollen? Beim Himmel, dieſe ſehen ſehr wenig nach jenen zarten Weltkindern aus, die heimlich zu den geiſtlichen Herrn kommen, um ſchöne Sünden zu beichten. Meine Lage war ſo verzweiflungsvoll, daß ich gerne zu dem Käſe und den Häringen zurückgekehrt wäre, denn ich ſah voraus, daß ſich an gewiſſen Tagen dieſer fromme Klubb regelmäßig verſammeln würde, und das war mehr als ich ertragen konnte. Meliſſa ſchien meine Gedanken errathen zu haben, ſie trat an den Käſicht und rief: Nun, du Weltkind, haſt du jetzt Gotteswort vernommen, und wirſt du dich darnach bekehren?

O du alter Kochtopf! rief ich boshaft, heißt das Gotteswort, wenn ein Dutzend alter Weiber

ſchreien, daß einem die Eingeweide zuſammenwachſen möchten?

Sie verſtand meine Worte nicht und hüpfte fort, nachdem ſie noch vorher den Reſt der Kaffeetaſſen ausgeſchlürft hatte, und unter dem Vorwand mir Zucker geben zu wollen, die Stücke zwiſchen ihren eigenen welken Lippen verſchwinden ließ. Ich hatte übrigens meinen Entſchluß gefaßt; als die fromme Geſellſchaft wieder ihre Lieder anſtimmte, ſtieß ich einen jener langen kreiſchenden Mißtöne aus, die der Himmel, ich glaube zu ähnlichen Zwecken, in unſere Kehlen gebannt hat. Das Geſchrei war von ſo widriger Natur, daß die ſingenden Alten plötzlich wie gelähmt ſtillſchwiegen, und ſich alle mit entſetzten Blicken nach mir umſahn. Als ich jetzt meiner Stimme Einhalt that, ſetzten ſie ihr Lied fort, ſogleich nahmen auch wieder meine Pſalmen ihren Anfang. Jeder ſuchte den andern zu überſchreien, und ich glaube, die Leute in der Nachbarſchaft mochten meinen, daß Feuerlärm zu hören ſeye, denn es ſammelten ſich einige unter meinem Fenſter und blickten neugierig hinauf. Als die Betſchweſtern bemerkten, daß ſie gegen mich das Feld nicht behaupten konnten, empfahlen

ſie ſich diesmal frühzeitiger als gewöhnlich, indem ſie mit den Köpfen ſchüttelten, abwechſelnd ſich untereinander und mich anſahen, und fromme Verwünſchungen ausſtießen. Ich war froh, ſie gänzlich aufs Haupt geſchlagen zu haben, und bekümmerte mich wenig darum, daß der fromme Herr mir bald darauf ſehr ernſtliche Vorwürfe über mein Betragen machte.

Eine Scene anderer Art brachte mir bald eine Entſchädigung für den erlittenen Verdruß. Eines Morgens öffnete ſich zur ungewöhnlichen Stunde die Thür, und ich hörte Meliſſens Stimme, die da rief: treten Sie nur herein, gnädigſte Gräfin, ſeiner Ehrwürden erwarten Sie ſchon ſeit geſtern. Nach dieſer Ankündigung wandte ich neugierig meine Blicke zum Eingang, und ſah zu meiner Freude eine ſehr hübſche junge Dame erſcheinen, deren Gang und Kleidung, ehe ſie noch ein Wort ſprach, mir verriethen, daß ſie durchaus zu der Klaſſe Beſucherinnen gehörte, wie ich ſie gleich anfangs zu finden erwartet hatte. Ihrem Anzug ſah man an, daß er völlig von jedem Putz entblößt ſeyn ſollte, dennoch war dieſe Einfachheit wieder ein Putz für ſich, und noch

dazu ein recht verführeriſcher. Man konnte nichts zarteres ſehen als den Bau ihrer Taille, ihrer Schultern und ihres Nackens, der, wie ſie mit dem Geiſtlichen ſprach, mir halb zugewendet war. Da ſie den Hut auf dem Kopfe behielt, ſo war mir nur die eine Hälfte ihres Geſichts ſichtbar: eine bleiche aber volle Wange, ein dunkles Auge, lange ſchwärzliche Wimpern, und ein friſcher Mund mit dem ſchönſten Email der Zähne.

Der ehrwürdige Herr, als er ſeinen Gaſt begrüßte, war aufgeſtanden, doch ſie drückte ihn wieder in ſeinen Stuhl zurück, ſchob einen Seſſel für ſich heran, und nachdem ſie Miene annahm, als wolle ſie ſeine Hand küſſen, was er jedoch nicht zuließ, fing ſie ſogleich an leiſe und ſehr angelegentlich zu ſprechen. Im Verlauf des Geſprächs bemerkte ich, daß ihre Wange immer röther wurde, ihre Stimme einen ſchwankenden Charakter annahm, und ihr Auge niedergeſchlagen blieb. Der Geiſtliche blickte vor ſich hin, mit dem Ausdruck freundlicher wohlwollender Aufmerkſamkeit, die durch ein zu lebhaftes Hinhorchen auf Dinge, die man nur ſchüchtern mittheilt, nicht ſtörend eingreifen will. Er behielt ihre Hand in der ſeinigen, wie ein

Vater es zu thun pflegt, wenn ſeine Tochter ihm Bitten und Geſtändniſſe vorträgt, die ſeine Vorſorge und ſeine Zärtlichkeit beſonders in Anſpruch nehmen. Es lag eine ſo liebenswürdige Ruhe in ſeinem Geſichte, nirgends blickte auch die leiſeſte Befangenheit hervor, daß man hätte glauben ſollen, der Gegenſtand, den die ſchöne Frau zu ihren Eröffnungen gewählt, ſey ſeiner Theilnahme entfremdet oder nicht würdig. Es galt, den Mangel an Liebe eines noch jungen Mannes zu entſchuldigen. Die Eiferſucht der ſchönen Frau klagte ihn der Untreue an, ohne doch andere Zeugniſſe für die Wahrheit ihrer Befürchtungen, als nur die quälenden Zweifel ihrer eigenen Bruſt zu haben. Die Vorwürfe, die ſie machte, waren heftig, allein je anhaltender und heftiger ſie ſich Luft machte, deſto milder und ſchonender fielen die Troſtgründe des guten Abbé's aus. Endlich hörte ich ſie unter lautem Schluchzen ausrufen: Aber iſt denn meine Leidenſchaft für ihn eine Sünde? darf ich ihn nicht lieben, nicht über ihn wachen, nicht ihn ſchützen? Iſt er nicht mein und iſt die Heftigkeit meines Gefühls ein Verbrechen? —

Ein Verbrechen nicht, meine Tochter, aber immer etwas Weltliches, das zu Ihrem Seelenheil nicht nöthig ist. Gestehen Sie offen, ist diese zu weit gehende Leidenschaft nicht ein Unglück zu nennen?

Ach, ich bete ihn an! rief sie mit überströmender Innigkeit. Sie haben Recht, mein Vater, das ist mein Unglück, daß ich ihn nicht hassen kann, wenn er auch hassenswerth wäre.

Wie lange sind sie mit ihm verbunden, liebe Tochter?

Drei Monate, mein Vater.

Und in dieser kurzen Zeit glauben Sie sein Herz schon von Ihnen abgewendet? — Sie faßte schnell seine Hand, als wollte sie ihn verhindern weiter zu sprechen, dann neigte sie sich zu seinem Ohr und flüsterte ihm ein paar Worte zu, die ich nicht verstehen konnte.

Das ist auffallend! rief er.

Ach! seufzte sie, bedarf es da noch anderer Gründe, dieses Betragen zu erklären? — Er liebt mich nicht, ich bin die Unglückseligste, die je gelebt hat! ach, und dennoch, der Heuchler, der Abscheuliche, dennoch schwört er mir jeden Augenblick

Liebe zu, dennoch hängt ſein Blick mit der wärmſten Zärtlichkeit an dem meinigen. Gewiß, er hat das Anſehen des edelſten, beſten, gefühlvollſten unter den Männern.

Nehmen Sie alles in allem, ſtotterte der Alte, ſeine und Ihre Jugend — vielleicht ein Fehler an Vertrauen, das Sie ſich beide einander ſchuldig ſind. —

Ich will es erdulden! rief ſie leiſe, wenn ich nur wüßte, daß er keine andere liebt; aber er liebt, ich weiß es, trotz ſeiner Schwüre iſt er mir untreu! — Sie brach wieder in Thränen aus, die ſo heftig floſſen, daß der gute Alte mit beſorgten Blicken ſie beobachtete, und mit Befangenheit in das Nebenzimmer blickte, ob Niemand da ſey, der ihm in einer ſo peinlichen Situation beiſtehen könnte. Nach einer Pauſe ergriff er wieder die Hand ſeiner weinenden Schönen und ſagte:

Bedenken Sie, liebe Tochter, wie viele Beiſpiele es gibt, wo die von der Welt bedrängten Seelen, in ähnlichen Zweifeln zu der Religion ihre Zuflucht genommen haben. Ahmen Sie dieſe glänzenden Muſter nach.

Ach, Sie haben nie geliebt, ehrwürdiger Herr!

Der Greis machte eine etwas verlegene Miene. Nun wohl, ſagte er, aber gerade weil Sie ihn lieben, ſo faſſen Sie Muth und Vertrauen.

Meine Thränen, ſchluchzte ſie, mein allzuhäufiges Weinen entſtellen mich. — Ich bin häßlich, nicht wahr, Ehrwürdiger? meine Geſichtsfarbe iſt zu bleich, ich glaube daß ich ſogar in dieſer kurzen Zeit etwas Abſchreckendes angenommen habe. Sagen Sie, bin ich hübſch?

Sie ſchrie dieſes faſt ſo laut, daß ich darüber erſchrak. Der Abbé lächelte und erwiderte: Sie ſind's, liebe Tochter.

Nun dann — nun dann! — o ich verliere noch den Verſtand. Sie hüllte ſich in ihren Shawl, warf ſich zurück in den Stuhl und bedeckte das Geſicht mit dem Tuche.

Es trat eine lange Pauſe ein, dann erhob ſie ſich und ging im Zimmer auf und ab, ſo daß die langen hellbraunen Locken des geſenkten Hauptes auf die feingeformten Hände niederfielen. Endlich blieb ſie vor dem Geiſtlichen ſtehen, den ſie lange und forſchend anblickte. Ich muß fürchten, ſagte ſie, daß ich in Ihrer Achtung verloren habe, ehrwürdigſter Freund! O geſtehen Sie mir, ich bin

ein bedauernswerthes Geſchöpf, ein Weib, das mit der Liebe eines Mannes alles verloren glaubt. Sprechen Sie es aus, mein Vater, Sie verdammen mich nach dem Geſtändniſſe, das ich Ihnen gethan?

Liebe Tochter, ich verdamme Niemanden. Faſſen Sie ſich, der Zuſtand wird nicht ewig dauern, ſehen Sie ihn als eine Prüfung an, die der Himmel Ihrer Seele auferlegt, um ſie von irdiſcher Begierde zu läutern.

Ach, konnte er mir keine andere Prüfung auferlegen! —

Dieſer Seufzer hatte ſo viele rührende und naive Wahrheit, daß ich mich nicht enthalten konnte, ein kleines Zeichen des Beifalls von mir zu geben. Die Dame ſah ſich nach mir um, aber ihr Inneres war zu bewegt, als daß ſie einem Gegenſtande außer ihr irgend Aufmerkſamkeit hätte ſchenken mögen. Sie verfiel gleich darauf wieder in Träumereien, und aus den Träumereien in Thränen. Der ehrwürdige Herr hatte nicht übel Luſt, dieſe Scene, die auf die Länge ihm drückend wurde, zu beendigen; er ſchien hiezu ein Mittel gefunden zu haben, aber er mußte ſich ſichtlich

Zwang anthun, um ſeine Gedanken laut werden zu laſſen.

Meine Tochter, rief er endlich, vergönnen Sie mir die Frage: Sind Sie nicht ſelbſt an dieſer Kälte Schuld, die Sie ſo beleidigt?

O mein Himmel! rief ſie und warf ſich ſchluchzend auf den Stuhl nieder, indem ſie eine Bewegung machte, als wolle ſie kein Wort mehr hören, aber der Greis ließ ſich nicht abſchrecken, erfaßte ihre Hand und ſagte: Seyn Sie offen, ſehen Sie mir ins Auge, Sie werden finden, daß es das Auge eines alten Mannes iſt, deſſen Seele eben ſo frei von Spott, als von niedrigen Nebenabſichten iſt. O Liebſte, was wäre die Religion, wenn ſie nicht Vertrauen zwiſchen zwei Menſchen knüpfte? Sollen wir mit einander Komödie ſpielen? Geſtehen Sie, haben Sie nie durch ihre Vorwürfe, durch ihre Thränen und Klagen ſein Herz beſtürmt?

Sie neigte ſich zu ſeinem Ohr, und ich hörte ſie lange Zeit flüſtern, ohne ein Wort zu verſtehen. Unglückliche Ueberzeugung! rief er. Liebe Tochter, muß ich alter Mann Sie die Waffen ihres Geſchlechts kennen lehren? Wir wollen annehmen, daß ihre Zweifel, ihre Befürchtungen

Grund haben, werden Sie ihn durch Klagen und Vorwürfe zur Liebe zurückführen? O nein, meine Tochter; sein Herz wird sich dann nur fester vor Ihnen verschließen, und Sie haben nichts erreicht, als nur sich selbst neue Qualen bereitet. Aendern Sie ihr Betragen; empfangen Sie ihn nicht wie seine Frau, empfangen Sie ihn wie seine Geliebte. Lassen Sie sich herab noch um seine Liebe zu werben, anstatt ihm zu zeigen, daß Sie auf seinen Besitz trotzen.

Der gute Alte konnte nicht weiter, er stammelte einige unverständliche Worte und blieb endlich stekken. Die Dame hatte sich so weit weggewendet, daß ich ihr Antlitz nicht sehen konnte. Es trat wieder eine lange Pause ein. Mein Vater, sagte sie endlich, das wäre ja leichtfertige Koketterie.

Ich verstehe die hunderttausend kleinen Unterscheidungen nicht, liebe Tochter, die Sie in ihrer großen Welt ausgedacht haben; jeder Unbefangene aber sieht ein, daß Sie kein Vorwurf hier treffen kann. Sie verführen ihn ja nicht zu einem Fehltritt, im Gegentheile Sie führen ihn zu seiner Pflicht, mithin zur Tugend; oder wollen Sie, daß

eine Andre ſich wirklich eines Herzens, das Sie gleichſam frei geben, bemeiſtert?

Ums Himmels willen, ſchweigen Sie, Sie tödten mich. Ja, ich will alles thun, was Sie verlangen. Mein Gott, wie ich glühe, meine Nerven fiebern — Warum legt der Himmel uns ſolche Qualen auf!

Nicht der Himmel, ſondern die Thorheit der Menſchen und ihre Launen.

Es ſchien beiden ſehr willkommen, daß Meliſſa jetzt die Thür halb öffnete und hinein rief: der Diener meldet, daß der Wagen da iſt. Die Dame erhob ſich; ich ſah noch einmal in ihr engelſchönes Geſicht, das durch die dunkeln Roſen des verführeriſchſten Kummers geröthet war, dann ſank der unerbittliche Schleier, wie über die Seele, ſo über das Antlitz. Als ſie fort war, blieb der Alte lange Zeit ſinnend und wie in ängſtliche Gedanken verloren. Er ging auf und ab, ſtand dann wieder ſtille, und endlich näherte er ſich einem kleinen Betpulte, das neben der Orgel ſtand; hier ließ er ſich nieder, und ich ſah ihn, das ergraute Haupt geſenkt, einige Minuten in andächtiger Stille verharren.

Ja, du Guter, rief ich bei mir ſelbſt, wer zweifelt wohl, daß du ein Kämpfer, ein Streiter biſt in den Reihen der Tugendhaften, die gegen das alte Thier der Apokalypſe, gegen die Sünde, zu Felde ziehn. Deinen Rath an dein Beichtkind, die Kokette zu ſpielen, haſt du in der Herzensangſt gegeben; wie, oder hat man einmal dir ſelbſt dergleichen geboten, und weißt du darum was es zu ſagen hat, ein Herz gegen eine ſchöne Frau vertheidigen? O die Welt iſt ſo nichtswürdig, und es iſt ſo ſchwer mit ihr auszukommen.

Während ich ſo philoſophirte, lag mein Alter noch immer auf ſeinem gepolſterten Betſtühlchen; endlich erhob er ſich langſam mit ſteifen Knieen, ſeufzte einigemal und ließ ſich dann neben meinem Käfigt in den Armſeſſel fallen. Die Prüfungsſtunde, die junge Frau und die Koketterie waren vergeſſen, denn er ſchlummerte.

Es ſchlug vier Uhr, und angezogen kam der Trupp alter Schreierinnen. Ich ſah ſie mit Grauſen ihre Plätze einnehmen. Meliſſa ging ihnen voran, wie der Fähndrich ſeiner Schaar, mit einem großen Tuche, das ſie ſogleich über die Gitterſtäbe meines Käfichts breitete. Ich merkte

die Absicht, mir Stillschweigen aufzuerlegen, und fing daher, als der Gesang ertönte, mit verdoppelter Kraft zu kreischen an. Durch einen Spalt meines Vorhangs lauschend, erschrack ich selbst über die Wirkung, die ich hervorbrachte; der Chor schwieg augenblicklich, einige sprangen auf und flüchteten sich in die Ecke des Zimmers, andere saßen wie die Bildsäulen des Entsetzens mit starren Augen und offenem Munde. Endlich fingen sie alle an unter einander heimlich zu wispern, indem sie von Zeit zu Zeit scheue Blicke auf mich richteten. Ich hörte ein langes Schurren, Streichen und Knicksen, und als das Tuch abgenommen wurde, war Niemand mehr im Zimmer zu sehen, außer Melissa, die in einer Ecke stehend, ein Kreuz nach dem andern auf ihren jungfräulichen Busen schlug. Am andern Tage zur bestimmten Stunde erschienen die Sängerinnen nicht, statt ihrer sah ich Melissa herumschleichen und mit ihrem Herrn öfters heimlich sprechen. Ehrwürdigster, hörte ich sie sagen, die Hand vor den Mund gehalten, es ist nur zu gewiß, daß es nicht richtig mit ihm ist. Es ist ein Teufels-Gespenst, wenn nicht gar der Gott sey bei uns selber. Freilich hat man Beispiele! —

Bemerken Sie nur, er macht jetzt als ſchliefe er, aber er belauſcht uns, ſeine Augen ſind auf mich gerichtet! Ach, laſſen Sie mich ihn wieder in den Laden zurückbringen.

Närrin, die du biſt! rief der Alte verſtimmt, der Vogel bleibt hier, und du läßt mich mit deinem Geſchwätze unangefochten.

Schon gut, rief die boshafte Maritorne für ſich, ich weiß was ich thun will. Ein chriſtliches Werk iſt es auf jeden Fall; nur gehört dazu Muth, aber die Gevatterin Katharine wird mir helfen. Morgen in aller Frühe, wenn der Herr noch ſchläft — das Küchenmeſſer —

Dieſe Worte, mit einem Feuer geſprochen, welches ich an dem armſeligen Geſchöpfe noch nie bemerkt hatte, ſetzten mich in Furcht und Schrecken, ich dachte über ihren Sinn nach, und er kam mir je länger ich dachte, deſto unheilbringender vor. Ein Küchenmeſſer! — rief ich — und in deiner Hand, das iſt genug! Es iſt nur zu gewiß, daß der fromme Klubb mir das Leben nehmen will! Ach, iſt es ſo weit gekommen, Palmyra, daß du vor den ſchmutzigen Händen einer Küchenmagd zittern mußt? Die reinliche Stube mit ihrer

friedlichen Stille kam mir jetzt wie die Höhle eines Raubmörders vor. Zum erſten Mal verließ mich meine philoſophiſche Ruhe, und ich drehte mich in meinem Ringe mit großer Anſtrengung und Schnelligkeit herum.

Der Reſt des Abends und die darauf folgende Nacht verbrachte ich von den gräßlichſten Bildern geplagt; kein Schlaf kam in meine Augen, und ich wäre faſt vor Entſetzen rückwärts in meinen Futterkaſten gefallen, als ich bei kaum dämmerndem Morgen Meliſſa und ihre Freundin Katharine, die erſtere mit einem langen Meſſer bewaffnet, das ſie nur übel hinter ihrer Schürze verſteckte, hereinſchleichen ſah. Großer Confuzius! rief ich, dieſe Weiber kommen um mich zu morden!

Meine Zunge war gelähmt, und ich ſah ſie ſtarren Blickes an.

Sie blieben vor meinem Käfigt ſtehen, und Eine ſchob die Andere vor, um zuerſt den räuberiſchen Griff nach mir zu thun. Es iſt der Teufel! ſagte Katharine, ich rühre ihn nicht an, ich habe noch nie den Teufel in die Hand genommen. Und hab' ich es denn gethan? fragte Meliſſa; meine Hände haben noch weniger wie die

deinigen den Teufel angefaßt; aber zum Nutzen der Christenheit, und um unsern Herrn Abbé zu retten, muß man schon etwas Außerordentliches thun. Also hinein mit der Hand! Ich nicht, schrie Katharine, er könnte mich mit Haut und Haaren auffressen! faß du ihn an.

Nun gut, so sollst du sehen, welchen Muth ich habe.

Sie öffnete die kleine Thür, steckte die Hand hinein, zog sie aber gleich wieder zurück, als ich Miene machte ihr einen Tritt zu geben. Am besten wird es seyn, bemerkte Katharine, wir ersticken ihn; ich hänge dieses schwere Tuch über den Käfich, und du bringst ein rauchendes Stück Holz aus der Küche, das wir hinein werfen; dann brauchen wir ihn nicht anzurühren. Die abscheulichen Weiber lobten einander über diesen Einfall. Bald sah ich das fürchterliche Leichentuch über mich geworfen, und nicht lange, so flimmerte und flackerte es wie die ganze dampfende Hölle. In dieser Todesangst wollte ich schreien, allein die Stimme versagte mir den Dienst, ich strengte mich mit allen Kräften an, doch kein Ton wollte heraus; endlich in der größten Verzweiflung, da schon die

Dampfwolken mich einhüllten, fiel mir ein altes Liedchen ein, und ich ſang: „**Marlborough s'en va-t-en guerre**“ mit kreiſchender Stimme ab, ſo daß die ſcheußlichen Weiber entſetzt den Feuerbrand fallen ließen und aus der Stube flohen. Der Mordverſuch war geſcheitert. Aus der Nebenthüre trat der alte Herr in der Schlafmütze und im Hemde hervor, um ſich nach dem Lärmen umzuſehen. Er befreite mich und ich war gerettet.

Nach einem ſtrengen Verhör erfuhr er den ganzen Hergang der Sache, und um mich nicht noch einmal den wilden Phantaſien dieſer Mordgöttinnen anzuvertrauen, gab er den Befehl, mich dem Kaufmanne zurück zu bringen.

Das Haus eines Emporkömmlings. Monſieur Ernest. Die deutſche Literatur. Achmet und Zobeide. Frau Kirſchlinchen und der Spruch des Ferduſt.

Wie glücklich war ich, wieder bei meinen Käſeſchnitten und meinen Häringen zu ſitzen! Wie ſicher fühlte ich mich, als Jungfer Meliſſa mit dem letzten Abſchiedsworte aus dem Laden verſchwand, und ich nun hoffen konnte, dieſes Geſicht nie wieder vor die Augen zu bekommen. Mein alter Pfefferdütenmann erſchien mir jetzt ſo mild und freundlich; er hatte auch ein langes Meſſer, das brauchte er als guter Chriſt nur dazu, um es einem fetten, gefühlloſen Käſe in den Leib zu ſtoßen, dagegen in den Händen einer Perſon wie Meliſſa das friedfertigſte Werkzeug zum Dolch wurde. Es brauchte Zeit, um mich völlig wieder zu beruhigen, immer noch ſah ich die fürchterliche Brandfackel unter mir, immer noch ſpürte ich den Todesdampf.

Mein diesmaliger Aufenthalt im Laden war nicht von langer Dauer. Eines Tages hielt eine Kutſche vor der Thür, ein reichgekleideter Diener

ſprang herab, und indem er fluchend hereinſtürmte war ſein erſtes Wort eine Frage nach meinem Kaufpreiſe. Der Krämer, im frohen Schreck über einen ſo guten Kunden ſchlug ſogleich zehn Thaler über meinen feſtgeſetzten Werth auf, erhielt die Summe ausgezahlt, und ehe ich mich noch recht über die Veränderung meiner Lage beſinnen konnte, fühlte ich mich aufgehoben, in die Kutſche geſchoben, der Schlag wurde zugeworfen und die Pferde trabten weiter. Das war das Werk von weniger als drei Minuten. Bei meinem Erſcheinen in der Kutſche fand ich ſchon eine Geſellſchaft von dreien kleinen Windſpielen, einem Eichkätzchen und zweien weißen Mäuſen, die unter einer Glasglocke verwahrt wurden. Dieſe Gefährten meines Schickſals waren ebenfalls erſt dieſen Morgen eingehandelt worden. Die Gebieterin des Wagens nannte das ihre kleinen emplêten machen. Sie fuhr nämlich herum, um für ihr neu eingerichtetes Haus zuſammenzutragen was ſie fand. Ich ſah ſie als eine breite, ausgefloſſene Geſtalt, mit einer lebhaften Röthe im Geſicht, im Hintergrunde des Wagens ſitzen, neben ihr ein kleines, bleiches, mageres Weſen mit langen, glänzend geringelten ſchwarzen Locken,

ihre Tochter; beide waren, obgleich noch am Morgen, mit koſtbaren Steinen und überhäuftem Putz behangen. Alle dieſe Umſtände ſagten mir, daß meine neue Herrin nothwendig eine aus niedern Stande emporgeſtiegene, plötzlich reich gewordene und geadelte Dame ſeyn müſſe. Ich hatte mich nicht geirrt. Madame Adeline war in der Provinz durch ein Lieferanten-Geſchäft und durch glücklichen Viehhandel zu Schätzen gelangt; ſie machte jetzt ein Haus in der Reſidenz, und ſah Leute bei ſich, die ihr weiß machten, daß ſie ſehr viel Geſchmack und gute Lebensart, und beſonders viel Feinheit im Betragen habe. Mademoiſelle Roſe und Mademoiſelle Alexandrine wurden artige Mädchen genannt, deren Naivetät und Schüchternheit bezaubern konnte; in Wahrheit fand man jedoch, daß ſie ein paar häßliche Katzen ſeyen, die im Zimmer ihrer Mutter, auf das unleidlichſte aufgeputzt, ſtumm und dumm in einer Ecke zu ſitzen pflegten. Herr Hieronymus, der glückliche Gatte und Vater ſo vieler Schönheit und Tugend, war wenig ſichtbar; er hatte die üble Gewohnheit, ſich in einem entfernten Hinterſtübchen einzuſchließen, und dort ſchlechten Tabak und unmäßig viel Bier

zu ſich zu nehmen, aus keinem andern Grunde, als weil er dieſe Genüſſe einmal gewöhnt, und ſie ihm die liebſten waren. So ruhte gleichſam auf Madame Adelinen die ganze Laſt der Repräſentation, und man konnte wenn man nachſichtig ſeyn wollte, zugeſtehen, daß ſie ſich nicht übel aus der Schlinge zog. Es mußte mit der Vornehmheit gehen, ſie mochte nun biegen oder brechen, und in der That, wer nicht ſehr hipochondriſche Prätenſionen machte, fand, daß im Salon der Madame Adeline es wirklich vornehm genug ausſah. Es fehlte nicht an bunten Draperien, goldgelben Franſen, prächtigen Lüſtres, Etagèren, Fortepiano's, Teppichen, hellen Spiegelgläſern, magnifiquen Lampen, und brillantem Service. Im Nebenzimmer ſtand ſogar etwas, das täuſchend einer kleinen Bibliothek glich, vielleicht daß dieſe Täuſchung, wie viele andere, wenn man ſie näher unterſuchte, verſchwand. Neben den Papageien, Schooßhündchen, Eichkätzchen und weißen Mäuſen hatte man auch für Bonnen, Geſellſchafterinnen und Muſiklehrer geſorgt, und zwar hatte man nicht nach dem Allerbilligſten zuerſt gegriffen, ſondern wirklich einige Individuen gefunden, denen es Ernſt

um ihre Pflicht war, und die eine Ehre darin ſuchten, ſich nicht umſonſt bezahlen zu laſſen. So ging alles ſehr gut. Es wurde getanzt, vortrefflich gegeſſen, gelacht, geſprochen, man war witzig, ſchalkhaft, ſogar beißend, und nebenbei fiel es Madame Adelinen ein, die Literatur bei den Ohren zu kriegen, um ſie zu zwingen, ihr die Aufwartung zu machen.

Das war ein übler Einfall; aber wie alle üble Einfälle wurde er zuerſt ausgeführt. Da man in dieſes Haus kam, um ſeine Zeit zu tödten, ſo gelangten auch öfters junge unbeſchäftigte Geiſter hieher, die, um ſich zu beluſtigen, einmal Madame Adelinen ſchwatzen machten, ein andersmal ihre Töchter zu unnützen Ausgaben verleiteten, öfters aber auch ſelbſt ſchwatzten, und das mit Geiſt, und auf eine ungebundene Weiſe. Dieſes Geſchwätz betraf oft Bücher, von denen, obgleich ſie jedermann geleſen, Madame Adeline dennoch keine Sylbe vernommen hatte. Das war allerdings für eine Frau von Bildung verdrießlich. Man kann eine Anſtalt, wie die ſchöne Literatur, die ſchon ſeit Jahrhunderten beſteht, nicht wohl ganz ignoriren, und ſo lang es Leute gibt, die ganze Bibliotheken

durchleſen, und ſich damit rühmen, iſt man genöthigt, wohl oder übel, manchesmal in ein Buch zu gucken. Aber in welches Buch? — ohne Zweifel in ein gutes; aber es gibt deren Legionen — und wie leicht kann ein unnützer und thörichter Eifer hierin zu weit treiben. Es gibt Leute die ſehr tugendhaft, aber auch ſehr langweilig ſchreiben, und es gibt andere, die impertinent genug ſind mit ſo vielem Geiſt zu ſchreiben, daß man das Laſter lieb gewinnt; welches von dieſen beiden kann man nun gute Bücher nennen? — verzweifelt ſchwierig! Und wenn man keinen guten Rathgeber hat, kommt man im Leben nicht aus dieſer Schlinge. Wir wollen ſehen, wie ſich Madame Adelin heraushalf.

Fürs Erſte hatte ſie mich gekauft, und war nicht wenig mit mir zufrieden. Sie fand, daß ich die ſchönſten Farben und die eleganteſte Haltung hätte. Unglücklicherweiſe hängte ſie mich dicht neben dem Fortepiano auf, wo Mademoiſelle Roſe täglich Stunde nahm. Ich hörte alſo wieder ſchlechte Muſik; aber da der Muſiklehrer ſich die Tollheit in den Kopf geſetzt hatte, ſeine Schülerin trotz ihres neuen Adels und Geldes zu heirathen,

ſo wurde ſehr wenig Muſik gemacht, aber deſto mehr geſprochen und geſeufzt. Kaum war die Muſikſtunde vorüber, ſo kam die Tanzſtunde, und ich ſah nun Mademoiſelle Alexandrinen verzweiflungsvoll in der Stube herum hüpfen. Dabei betäubte mich ein fortwährender Lärm. In dieſem unruhigen Hauſe rannte alles durcheinander, alles wollte ſich zeigen, ſeinen geſchmackloſen Putz, und die neuen Manieren ſehen laſſen, die es glaubte ſich ſo glücklich angeeignet zu haben. Es herrſchte hier das unglückſelige Mittelreich, wo die Elemente einer häuslichen Einrichtung von der ruhigen ſoliden Simplicität eines guten Bürgerhauſes, zu der Frivolität einer hochgeſtellten vornehmen Haushaltung übergehen. Es war ein Gemiſch, das gleichſam einen Fetzen von allem Guten darbot, aber nur einen Fetzen, das Ganze bildete dennoch eine Jacke aus eben ſo vielen bunten Lumpen.

Am Abend fielen öfters, wenn nicht Karten geſpielt wurde, ziemlich beluſtigende Geſpräche vor. Ein junger Menſch, der ſich Erneſt nannte, brachte einſt ein paar engliſche Romane mit, und Madame Adeline kam auf ihre alten Wünſche in Rückſicht des Bücherleſens zurück.

Ich dächte, ſagte Herr Hieronymus, der ſich aus ſeinem Kabinet hervorgemacht hatte, wir fingen an deutſche Bücher zu leſen.

Deutſche Bücher? — rief der junge Mann — deutſche Bücher — das hat einen übeln Klang! man lieſt in der vornehmen Welt nicht gerne deutſch.

Was ſie ſagen, bemerkte Herr Hieronymus, es iſt bei alle dem doch unſere Mutterſprache, und ich entſinne mich, daß ich in meiner Jugend ſehr ſchöne Gedichte auswendig herzuſagen wußte, zum Beiſpiel eines, deſſen Verfaſſer glaube ich Hölty hieß, und der Sohn eines Predigers war. Es führte die Ueberſchrift „Auf einen ſchönen Buſen“ und die Verſe lauteten etwa ſo:

Weiß blendende Bruſt, welche den Einſiedler,
Den die Klauſe verſchleußt, mit der verhaßten Welt
Auszuſöhnen vermöchte;
Stets berauſcheſt du meinen Blick! —

Wobei ich denn immer an deinen Buſen dachte, Linchen.

Welche Thorheit, ſagte Madame Adeline. Wir ſprechen nicht von dem Geſchmack, der zu Ihrer Zeit Mode war, mein Theurer.

Gleichviel, ich ſpreche von den deutſchen Büchern. Werden denn heut zu Tage keine guten mehr geſchrieben?

Monſieur Erneſt rückte einen Stuhl zu ſich, legte die Füße darauf, und nahm auf dem Sopha eine jener vornehmen horizontalen Stellungen an, deren Grazie darin beſteht, ganz nahe an das Tölpelhafte zu ſtreifen, ohne es jedoch zu ſeyn. In dieſer Lage, die dem ganzen Kreiſe um ihn herum imponirte und ihn einſchüchterte, begann er mit halb zugekniffenen Augen und faſt ſtammelnd eine kleine Rede über die Literatur zu halten.

„Wenn man ein Haus kauft, es modiſch einrichtet, mit allem Geräthe des Luxus verſieht, wenn man eine gute Equipage und guten Tiſch hält, Beſuche macht und Geſellſchaften gibt, wenn man Reiſen unternimmt und berühmte Leute ſieht, ſo gehört zu dieſen Dekorationen auch, daß man lieſt, und zwar Bücher, die mit dieſen Meubeln, dieſen Equipagen, dieſen Diné's und vornehmen Reiſen zuſammen paſſen, und dazu haben wir Deutſche es noch nicht gebracht. Trotz unſeres Talents nachzuahmen, ſind wir noch nicht dahin gelangt, ſo fade oder ſo geiſtreich zu ſchreiben,

daß wir Allen gefallen. Zu gleicher Zeit ſind wir zu ſchüchtern, um zu imponiren, ohne Hauptſtadt und Vereinigung, um eine feſte Stellung zu erreichen, und immerdar zu gefällig und ohne Stolz gegen fremden Einfluß. Das trägt viel dazu bei, daß ein deutſches Buch nicht leicht Glück macht, daß man nicht gern geſteht, deutſche Bücher geleſen zu haben. Dagegen lieſt man ſpaniſche, engliſche, franzöſiſche, italieniſche Bücher. Ohne Zweifel geben ſchon die Titel allein, wenn man ſie in ihrer Urſprache zu nennen weiß, weit mehr Anſehen, als die Kenntniß einer ganzen deutſchen Bibliothek zuſammengenommen, und um das Anſehen handelt es ſich nur. Es iſt jetzt Mode, immerfort und immer wieder die Fragen der Geſellſchafts-Zuſtände zu beſprechen, alſo fallen von ſelbſt alle träumeriſchen Schriften weg, an denen wir Deutſche ſo reich ſind, und die wir von jeher ſo gerne geſchrieben haben, aus keiner andern Urſache als weil uns eben das öffentliche Leben abgeht. Dennoch haben unſere jungen Leute es verſucht, ſich auch in dieſen Ton zu fügen. Andrerſeits iſt's Mode, lange Romane zu ſchreiben, die vielleicht noch zu keiner Zeit ſo ernſthaft und

langweilig componirt worden ſind; auch dieſe Romane ahmen wir nach, und man kann uns nicht vorwerfen, daß wir hinter unſern Vorbildern zurück bleiben: aber dennoch lieſt Niemand die Schilderung unſerer geſellſchaftlichen Zuſtände, und Niemand lieſt unſere Romane. Wir haben wenig Bücher, die, wenn auch nur auf kurze Zeit, Mode geworden, die in allen möglichen bunten Umſchlägen, auf alle möglichen Weiſen gedruckt, und in allen Formen auf den Tiſchen eleganter Häuſer herumliegen, und mit denen man prahlt. Noch wüßte ich kein deutſches Buch, das werth gefunden worden, in Brüſſel nachgedruckt zu werden. Allerdings für unſere Schriftſteller die in Mode kommen wollen und mit Händen und Füßen darauf hin arbeiten, ein Gegenſtand der ernſteſten Betrachtung. Wir wollen jedoch annehmen, daß es wirklich eine Möglichkeit ſey, ein deutſches Buch in die Mode zu bringen, wie müßte es beſchaffen ſeyn? Romane? — Um Romane für die große Welt zu ſchreiben, muß man die große Welt geſehen haben; unſre deutſchen Schriftſteller, gehn aber nicht in die große Welt, und werden auch nicht, wie die Engländer und Franzoſen es mit ihren ſchönen

Geiſtern thun, in die vornehmen Zirkel gezogen. Gedichte? — Man kennt nicht bei uns die leichte Gattung, etwas fade, etwas witzig, etwas ſchwärmeriſch und etwas frivol, immer aber graziös, die ſich leicht abſingen läßt in jeder Geſellſchaft, und um ernſte Verſe ſchön zu finden, müſſen ſie nothwendig franzöſiſch oder engliſch ſeyn. Schauſpiele? — Es iſt Mode nur im fünften Akte in's Theater zu gehen, und dann mit keinem Blick auf das Stück zu ſehen. Memoire's? — Dazu ſind wir viel zu keuſch, zu ängſtlich, zu diskret, zu reizbar und viel zu ehrlich, um unſern Nachbar an den Pranger zu ſtellen. Reiſen? — Man muß Ruf, einen großen Namen oder ſehr viel Geld haben, um Reiſeſchickſale zu erleben, die die große Welt intereſſiren können, hat man dieſe drei Dinge nicht, ſo verfällt man in Naturbeſchreibungen, und die lieſt Niemand. Nun bleiben noch ſehr viele hübſche Dinge übrig als: Kunſt, Literatur, Geſchichte, tiefſinnige Betrachtungen über einen Entenſchnabel und eine hetruriſche Vaſe, Unterſuchungen wie breit das Schwert Alexanders des Großen geweſen, und wie viel Perlen ſich im Diadem der Cleopatra befunden — aber das Leben

iſt ſehr kurz, in der großen Welt gibt es wenig freie Augenblicke, man kann ſich um dieſe Dinge nicht bekümmern.

Bei alle dem könnte etwas für die Sache geſchehen, unſre jungen modernen Poeten in die Mode zu bringen, wenn ſie ſich nur entſchließen würden etwas gefälligere Formen anzunehmen. Die Meiſten unter ihnen, und zwar die geiſtreichſten, bewegen ſich in einem kleinen Kreis von Studentenſpäßchen, Fußwanderungen, kleinlichen Ränken gegen oder für eben ſo kleinliche Schulen und Verbindungen, dabei ſagen ſie die unanſtändigſten Dinge. Man kann doppelt und dreifach boshaft und unſittlich ſeyn, aber man muß es mit einer gewiſſen Form ſeyn, und man wird von der großen Welt geleſen werden; aber Späße, die nach der Tabakspfeife duften, und wären ſie noch ſo beluſtigend, wird Niemand den Muth haben im Salon zu wiederholen. Die Franzoſen bleiben hier immerdar Muſter: ſie ſagen Dinge, die ſo niedlich ſind und ſo ſehr hübſch klingen, daß man erſt, wenn man nach Hauſe kommt, darüber erſchrickt, wie unanſtändig ſie geweſen, aber dann iſt es zu ſpät darüber zu erröthen. Unſer alter Poet Wieland

hat manche unverſchämte Poſſe gedichtet und dennoch hat zu ſeiner Zeit die große Welt ihn geleſen; aber wer wollte es wagen, gewiſſe Bücher, die in unſern Tagen geſchrieben worden, und die vielleicht tauſendmal witziger und beluſtigender ſind als jene, einer Dame in die Hand zu geben, ohne ihr dadurch eine Impertinenz anzuthun. Die Damen und der Salon begründen jedoch den Ruf eines Schriftſtellers, der für die große Welt ſchreibt. Wahrſcheinlich iſt dieſes unſern jungen Autoren ſehr wohl bekannt, allein es iſt ihnen gleichgültig, ob ſie in der Mode ſind oder nicht.

Das ſind alles Gründe, die da erklären, weßhalb ein deutſches Buch in einem Boudoir liegend nicht ſo viel Effekt macht, als, um unter tauſenden eines zu nennen, der Byron oder der Silvio Pellico.“

Der philoſophirende Dandy hatte ſeine Rede gleichſam wie ein Uhrwerk ablaufen laſſen, ohne ſich viel darum zu bekümmern, ob man ihm zuhörte oder nicht. Jetzt drückte er die Augen zu und lag bewegungslos da, ausgenommen, daß er leiſe mit der rechten Fußſpitze ſpielte. Auf die Frage der Madame, wer die beiden modiſchen Schriftſteller ſeyen, erwiderte er nach einer

Pauſe: der eine iſt ein Engländer der andere ein Italiener.

Aber wir verſtehen weder engliſch noch italieniſch. —

Hat nichts zu bedeuten. Ein Sprachlehrer wird ihnen die Ausſprache der Titel angeben, damit Sie hierin keine Fehler begehen. Die Titel ſind die Hauptſache, und fragt man Sie um Ihr Urtheil, ſo rufen Sie aus: das Gedicht habe Sie ſo entzückt, daß Sie es bereits auswendig wüßten; mehr wird Niemand von ihnen verlangen.

Aber fragt man nun genauer?

Wird nicht geſchehen, denn die, welche von dieſen Gedichten ſprechen, haben ſie eben ſo wenig geleſen. Im Ganzen können Sie ſagen, daß Niemand tiefſinnigere, ſchwärmeriſchere, glühendere und erhabenere Verſe gedichtet hat, als Lord Byron, und daß es keinen Poeten gäbe, der mehr für das Gefühl, für edle Sitten, für ſchöne Geſinnungen componirt habe als Silvio Pellico. Wenn Sie mehr ſagen, ſo könnten Sie leicht wieder alles verderben, und in Verdacht eines **blue stocking** kommen.

Was iſt ein **blue stocking**?

Zu deutſch ein Blauſtrumpf.

Mein Herr, ſagte Madame Adeline mit einem verlegenen Lächeln, meine Töchter tragen weder graue noch blaue Strümpfe; es kommt mir ſehr ſeltſam vor, daß Sie auf ſolche Gegenſtände abſpringen.

Ach, rief der Dandy, tauſend Entſchuldigungen gnädigſte Frau, es iſt hier nicht von äußerer Färbung die Rede, ſondern von einer gewiſſen innern Bläue, die, von innen nach außen ſich verbreitend, gleichſam die ganze Perſon überzieht, und eine ſolche Unglückliche kenntlich macht, die an dieſer Krankheit leidet.

Es iſt alſo eine Krankheit?

Allerdings, und eine ſehr gefährliche. Es iſt die Auszehrung der Liebenswürdigkeit, die Schwindſucht der Weiblichkeit. Ohne Metapher, es ſind die gelehrten Weiber, die unter dieſem Ausdruck verſtanden werden.

O, der Himmel bewahre uns! riefen Alexandrine und Roſe zuſammen. Aber, ſagte die Mutter, Sie haben uns einen in Mode ſtehenden Italiener und einen Engländer genannt, und keinen Franzoſen?

Ich will Ihnen auch hierin mit einigen aufwarten, obgleich dieſes ſchon ſchwieriger fällt, weil die Auswahl ſehr groß iſt. Um vornehm, edel, gefühlvoll und vom beſten Ton zu erſcheinen, dürfen ſie keines der kleinen amüſanten franzöſiſchen Bücher auslegen, wie zum Beiſpiel Paul de Cock, der ganz allerliebſt ſchreibt, ſie müſſen dagegen die langweiligen, unverſtändlichen, aber deſto mehr hohes Gefühl verrathenden, zuerſt auflegen, als da ſind eine Reiſe nach dem Orient, bei der man einſchläft, Herbſtblätter, die in pinſelnden langen Schwärmereien ſich dehnen, und gar nicht zu Ende kommen, Romane, die alte politiſche, tauſendmal ſchon dageweſene Raiſonnements wiederkäuen, und andere, in denen noch die abgeſchmackteſten Grauſamkeiten vorkommen. Im Ganzen jedoch iſt die Zeit für dieſe letztern vorüber, und ich rathe Ihnen daher, Balſac nicht aufzulegen, wenigſtens nicht ſeine frühern Schriften.

Schade darum, rief Alexandrine, eine große Anzahl Bücher dieſes Mannes haben wir dem Buchhändler ſchon abgekauft.

So legen Sie ſie aus, ſchneiden Sie jedoch die Blätter nicht auf, und wenn Jemand hierüber

den Grund verlangt, ſo ſagen Sie, daß Sie dieſes Genre überdrüſſig wären, daß Sie die Effekte nicht liebten, und daß Balſac öfters das zarte Gefühl beleidige.

Gleichwohl, nahm die Mutter das Wort, lieben wir leidenſchaftlich Räubergeſchichten zu leſen, wo es recht bunt hergeht, auch Ritterbücher. Ich beſinne mich, daß ich vor Zeiten einen Roman geleſen habe, der mich die Nacht nicht ſchlafen ließ, er hieß: das feurige Racheſchwert, oder die blutigen Geiſter auf dem Grabe Herrmans von Hoheneichen. Ich geſtehe Ihnen das freimüthig, obgleich ich wohl weiß, daß ſolche Bücher jetzt nicht mehr Mode ſind.

Das thut nichts zur Sache, ſagte der junge Mann; Sie können die Mode und Ihren Geſchmack vereinigen, ſo thut es faſt alle Welt; denn wie traurig wäre es, immerdar Bücher um ſich liegen zu haben, von denen man keine Sylbe verſteht. Dieſe ſind nur da zum repräſentiren, jene aber, die Sie wirklich leſen, müſſen in geheimen Schubfächern verſchloſſen ſeyn. Und für die geheimen Schubfächer haben ſehr viele Schriftſteller zu allen Zeiten, und auch heutzutage, geſchrieben. Sie ſind

nicht anſtändig, ſie ſind nicht modiſch, ſie ſind manchesmal ſogar gemein und von den niedrigſten Sitten, aber ſie amüſiren, während die andern, wenn man ſie wirklich läſe und verſtände, einem entweder den Kopf mit Ideen füllten, mit denen man nichts anzufangen wüßte, oder zu Tode langweilten.

So werden wir uns denn die genannten Werke anſchaffen.

Unverzüglich. Rücken Sie in dieſem Salon einen runden Tiſch ans Fenſter, und belegen Sie denſelben rund herum mit den Büchern, die ich Ihnen angegeben habe. Andere ſtellen Sie auf kleinen Leſepulten aus, damit man ſehe, daß Sie eben darin geleſen haben. Sie werden bemerken, bald wird es heißen, in keinem Hauſe findet man ſo viel Geſchmack und Lektüre als in dem Ihrigen. Man wird erzählen, daß hier ſpaniſch, engliſch, italieniſch und franzöſiſch geleſen wird, und während deſſen lachen Sie ins Fäuſtchen, und ergötzen ſich an Ihrem alten Ritterroman. So macht es ſo ziemlich alle Welt.

Madame Adeline und ihre Töchter, die darauf ausgingen, ein vornehmes Haus zu bilden, fanden

dieſe Unterweiſungen und Bemerkungen ſehr wahr und eindringlich. Es koſtete ihrem Gewiſſen nichts, in die literariſche Heuchelei einzugehen, und da ſie die Abſicht hanen, keines dieſer Bücher zu leſen, ſo erſchraken ſie auch nicht über die ungeheure Menge, die ihnen der Buchhändler zuſchickte. Sie erfreuten ſich dagegen an den bunten Umſchlägen, an den gothiſchen Titeln, an der Keilſchrift, an der Runenſchrift, an den verſchwimmenden, gleitenden, ſtolpernden und hüpfenden Lettern, an dem Tert, der die Hälfte des Blattes weiß läßt, an den kleinen Vignetten von Holzſchnitt, wo blendendweiße Figuren aus einem rabenſchwarzen Hintergrund ſich herausheben, und an tauſend Dingen der Art, die ſo geiſtreich und ſo bedeutſam die neueſten Werke der Preſſe ankündigen, und die modiſchen Autoren in die Welt lanciren.

Bei alle dem ging es ſehr gut; Alexandrine und Roſe hatten, wie alle Mädchen, den Takt, das zu verſtecken, was ſie nicht wußten, und mit dem zu glänzen, was ſie nur halb oder ſehr unvollkommen wußten. Da ſie überdies viele, und unter dieſen auch gute Geſellſchaften beſuchten, mit ſich ſprechen ließen, und mit aller Welt ſprachen,

ſo gelang es ihnen bald, gleichſam Figur zu machen und das darzuſtellen, was man eine gute Erziehung nennt; ein ſehr weitläufiger und ſchwer zu erörternder Begriff, über den die Erzieher ſelbſt am wenigſten einig ſind.

Eines Tages ſah ich bei Gelegenheit einer Anzahl junger Leute, die ſich in das Haus der Frau Adeline einführen ließen, auch drei gutgewachſene und hübſche Cavaliere, die meine Aufmerkſamkeit auf ſich zogen. Sie ſchienen ſich in die Beute theilen zu wollen, und der eine Alexandrinen, der andere Roſen und der dritte einer vor kurzem ins Haus genommenen Nichte den Hof machen zu wollen. Sie waren drei Offiziere, und mit Verwunderung hörte ich ihre Namen: Sir John, Monſieur Charles, Graf Albrecht.

Iſt's möglich? rief ich bei mir empört, dieſe drei, die ſo zärtlich und von ſo unſchuldigen reinen Herzen geliebt werden, wenden ſich jetzt auf eine ſo niedrige Weiſe von ihren jungen Göttinnen ab, um dem Golde zu ſchmeicheln? — Wie, gibt es denn keine Bande mehr, die das Herz ehrt? Kann der Eigennutz, dieſer ekelhafte Götze des Alters und der Erfahrung, auch die ſüßen Illuſionen der

Jugend antaſten? O nur zu gewiß ſind dieſe Armſeligen es nicht werth, von dreien ſo reizenden Mädchen geliebt zu werden! —

Dieſe Betrachtungen empörten mich dergeſtalt, daß mir Madame Adelinens Haus und die prunkvolle Stellung, die ich darin behauptete, völlig zur Laſt wurde. Tauſendmal kam ich in Verſuchung, den Treuloſen die Namen Thisbe, Corinne und Nadine zuzurufen, um ſie aus ihrem leichtſinnigen Rauſche zu erwecken; tauſendmal zeigte ſich mir das Bild der drei holden Geſchöpfe, wie ſie auf ihrem Bette, in reizender Gruppe verſchlungen, ſich gegenſeitig die rührenden Geſtändniſſe der aufkeimenden Leidenſchaft ihrer jungen Herzen machten. Aber ich ſchwieg, und mußte ſehen, wie man die Bewerbungen dieſer drei Ueberläufer ziemlich deutlich willkommen hieß. Meine Hoffnung war nun noch auf den Muſik- und Tanzlehrer gerichtet, die ſchon tüchtige Fortſchritte gemacht hatten, Alexandrinen und Roſen die Köpfe zu verdrehen, allein dieſe feigen Schmeichler verbargen ſich ſogleich im Dunkeln, als man ihnen merken ließ, daß ihre Erſcheinung anfinge überflüſſig zu werden.

Um mich über dieſe traurigen Eindrücke zu beruhigen und aufzuheitern, rief ich mir eine rührende Geſchichte ins Gedächtniß, die ſich in Bagdad, als ich mich noch am Hofe des Califen Nureddin ben Juſſuf aufhielt, ereignete. Hier iſt ſie.

Achmet und Zobeïde

Zwei Kaufleute in Schiras hatten in Folge eines unverbrüchlichen Freundſchaftbundes und zur Befeſtigung deſſelben den Entſchluß gefaßt, ihre beiden Kinder mit einander zu vermählen. Dieſe Kinder waren Achmet und Zobeïde. Selten vereinigen ſich die Pläne der Väter mit den Neigungen und Anſichten der Kinder; hier war es jedoch in dem Grade der Fall, daß Achmet Zobeïde mit einem Feuer und einer Schwärmerei liebte, wie ſie nur in dem Buſen eines lebhaften achtzehnjährigen Jünglings ſich entzünden kann, und Zobeïde kein größeres Glück kannte, als Achmet dereinſt anzugehören. Beide ahneten nicht, welche Stürme ihnen bevorſtanden.

Das Schickſal eines Handelsherrn iſt das launenhafteſte Spiel der Glücksgöttin. Um ſeine Güter ſtreiten ſich die Elemente wie die Menſchen, jeder Theil ſucht ihn zu berauben, je nachdem blindes Ungefähr oder Intereſſe ſich in's Spiel miſcht. Er hat ſchwelgeriſche Tage voll Ueberfluß, und elende Nächte ohne Schlaf, ſeine Sinne ſind wachſam, um auf jeden noch ſo leiſen Pulsſchlag der Natur zu lauſchen. Das Lüftchen, das zu ſeinen Füßen den Kelch der jungen Roſen ſchaukelt, hat er im Verdacht, der letzte erſterbende Athemzug eines Sturms zu ſeyn, der im entfernten Meere ſeine Schiffe zertrümmert hat; die zarte Wolke, die im hellen Frühlings-Himmel über ſein Landhaus dahingleitet, zeigt ihm die Spuren des Unwetters, der Schloßen, der Blitze, oder der Ströme Regens, die ſie auf ſeine ſchwimmenden Schätze ausgeſchüttet hat, um ſie zu verderben. Und laufen endlich die erſehnten Güter im Hafen ein, ſo ſtürzt ſich eine Maſſe privilegirter Betrüger auf das was die Wellen verſchont haben, und weicht nicht eher, als bis ſie ihr Theil geſetzmäßigen Raubes davon genommen hat. Mit der einzigen ihm übrig gebliebenen Perlenſchnur kommt dann der arme Herr

ſo vieler Schätze, um ſein liebes Kind, ſeine Tochter, zu ſchmücken; dieſer Augenblick verſüßt ſo viel Thränen, ſo vielen Kummer und ſo große Hoffnungsloſigkeit.

Alle dieſe Betrachtungen ſollen nur anzeigen, daß Ibrahim, der Vater Zobeïdens, plötzlich ſeine Reichthümer verlor, und daß er in Folge deſſen den Anträgen eines Sklavenhändlers Gehör gab, der ihm eine große Summe für Zobeïden bot, wenn er ſie ihm für den Kalifen überlaſſen wollte. Dieſer Bruch eines Freundſchaftgelübdes, und dazu die wenige Zärtlichkeit eines Vaters, empörten das Herz Haſſans, des Vaters Achmet's, der ſich von dieſem Augenblick an ebenfalls ſeines Gelübdes für entbunden hielt, und ſich von ſeinem ehemaligen Freunde trennte. Er verbot Achmet, an Zobeïden zu denken, und gab ſich Mühe, ihm eine andere Frau auszuſuchen; aber dieſer junge Perſer, glühend und begeiſtert für den Gegenſtand ſeiner Wahl, hatte einen ganz andern Entſchluß gefaßt. So wie er Zobeïden's heimliche Entführung erfahren hatte, ſo belebte ihn nur ein Gedanke, nämlich der, ſie aufzuſuchen, und ihren Räuber zu beſtrafen. Er verließ Schiras zu dieſem Zweck, nachdem er von einem alten Sklaven Ibrahims

erfahren, daß der Käufer ſeine Beute nach Bagdad geführt hatte. Kurze Zeit alſo, nachdem Zobeide verſchwunden war, hörte man auch, daß Achmet ſich nicht mehr in den Mauern ſeiner Vaterſtadt befinde, ohne daß Jemand wußte, wohin er ſich gewendet habe.

Der Weg von Schiras bis Bagdad iſt nicht weit und nicht beſchwerlich, aber er kann ſehr weit und ſehr beſchwerlich werden, wenn Unglücksfälle den Wanderer aufhalten, wie ſie den armen Achmet betrafen. Es überfiel ihn eine freche und zügelloſe Bande, die ſich nicht ſcheute, ihm ſein Reiſegeld, ſeine wenigen Koſtbarkeiten und ſogar ſeine Kleider zu rauben. Mit Lumpen bedeckt und faſt vor Hitze und Hunger verſchmachtend, gelangte er zu den Mauern Bagdads. Das Weib eines armen Waſſerträgers, die ihn vor ihrer Hütte ſitzend fand, nahm ſich ſeiner an, verſah ihn mit dem Nöthigſten, und Achmet mußte dafür ihrem Mann in ſeinem Geſchäfte Hülfe leiſten. Er that geduldig, wozu ein hartes Schickſal ihn beſtimmte; er ging mit dem Greiſe des Morgens aus, und beſorgte in den Bädern am Tigris, in und außerhalb der Stadt, die bezahlten Waſſerſpenden.

Für das Geld, welches er nach und nach erübrigte, kaufte er eine einfache Laute, auf deren Spiel er von Jugend auf ſich geübt hatte, und in einſamen Nächten vor der Hütte ſitzend, begleitete er die Töne dieſes Inſtruments mit einem einfachen, aber rührenden Liede ſeiner klagenden Seele. Die Geſänge, die die Liebe eingibt, die die Sehnſucht aushaucht, und zu denen der Schmerz die Melodien erfindet, haben für jede fühlende Bruſt einen magiſchen Zauber. Die Lieder des jungen Perſers, der ſo ſchön und traurig, der aus der Fremde eingewandert war, und von dem man nicht wußte, welches Schickſal ihn nach Bagdad führte, bewegten die Leute des einſamen Stadtviertels, wo der Waſſerträger wohnte, oft Abende lang in einiger Entfernung von der Hütte zu lauſchen. Es bildete ſich für den jungen Sänger eine Art von Ruf, der da machte, daß man ihn öfters in Geſellſchaften hinbeſchied, und ihm für ſein Spiel reichlichere Gaben beſcherte, als der karge Gewinn des ärmlichen Geſchäfts ihm einbrachte. Dieſe Vergünſtigung des Schickſals benutzte er, um unausgeſetzt nach Zobeiden zu forſchen. Allein ſie ſchien ſpurlos verſchwunden zu

ſeyn. Die Wogen einer ſo großen und bewegten Stadt waren über ſie dahin gerauſcht, und hatten eine ſo ſüße Schönheit, ein ſo theures Leben begraben. Achmets Lieder nahmen einen noch traurigeren, ſchwermüthigeren Charakter an.

Eines Tages, als er ſich am Eingange eines Bades zu thun machte, ſah er eine Sänfte mit einer Menge von Sklaven und Sklavinnen begleitet die Straße herab auf ihn zu kommen. Die vorauseilende Wache vertrieb alle Vorübergehenden mit dem gewöhnlichen Ausruf, der eine vornehme Frau ankündigte, die im Begriff iſt in's Bad zu gehen. Achmet entfernte ſich, aber nicht ſo ſchnell, daß nicht ſeine neugierigen Blicke die Vorhänge der Sänfte geſtreift hätten, und dieſe, vom Winde bewegt, öffneten ſich gerade ſo viel, um den flüchtigen Anblick des Geſichts der darinſitzenden Dame zu gewähren. Achmet glaubte Zobeïden erkannt zu haben. Er blieb wie erſtarrt am Eingang ſtehen, und fühlte nicht, wie die Peitſche eines Wächters ihn traf, und ein anderer ihn am Arme zerrte. Als die Sänfte wieder fort eilte, ſah er ſie in der Nähe der Pallaſtgärten des Kalifen verſchwinden. Armer Achmet!

Als eines Abends Zobeïde einſam auf der Terraſſe der Gärten der Sultaninnen ſpazieren ging, hörte ſie, wie unten aus einem Gebüſche von Cypreſſen und blühenden Mandelbäumen eine melodiſche Stimme erklang, und leiſe emporſtieg in die Stille des Abends. Sie ſang folgende Worte:

Denkſt du noch meiner, Geſpielin meiner Kindheit?
Schweſterblume,
Verpflanzt mit mir in einen Boden,
Herausgeriſſen zugleich mit mir,
Und dahingegeben den Winden!
Denkſt du noch meiner, Geſpielin meiner Kindheit? —

Denkſt du noch meiner, Roſe von Schiras?
Hörſt du die Wellen des Tigris rauſchen?
Sagen ſie dir nicht, Geliebte,
Daß nahe der Freund? —
Aber du denkſt nicht mehr meiner, Roſe von Schiras.

Ach! wer die Thränen zählen will deß,
Dem Liebe den Buſen füllt,
Der zähle die Perlen des Meers,
Der zähle die Sterne des Himmels:
Sie kann er zählen, doch nicht meine Thränen! —

Zobeïde horchte auf dieſen Geſang, und ließ keinen ſeiner verborgenen Süßigkeiten ihrem Ohr entſchlüpfen. Sie dachte über den Sinn der Worte nach, und fand, daß es die Klagen eines Jünglings waren, der von ſeiner Geliebten fürchtet

vergeſſen zu ſeyn. Dieſe Klagen konnte Achmet nicht führen, Zobeïde liebte Achmet, und Achmet wußte dieſes — dennoch aber war es ſeine Stimme, es waren Töne aus der Heimath, und dieſe heimathlichen Klänge machten, daß Zobeïdens Herz in Thränen brach. Zuchara! rief ſie einem alten Mütterchen zu, das ihr mit Ergebenheit diente, und das jetzt kam ſie aufzuſuchen, willſt du dir meinen Dank erwerben, ſo eile hinunter und forſche nach dem Sänger, der ſo eben ſein klagendes Lied beendet hat. Ach! ſollte es vielleicht der Jüngling ſeyn, von dem ich dir ſo oft erzähle? — Geh, noch wirſt du ihn unten an dem Abhang der Mauer finden. Gebe dich ihm nicht zu erkennen, folge ſorgſam ſeinen Schritten, und kunde aus wohin er ſie wendet, auch welchen Standes er iſt, und welches ſeine Angehörigen ſind. Eile, Zuchara, mein Leben wird nur ein halbes ſeyn, bis du wieder da biſt.

Zuchara war eine jener alten häßlichen, aber gutmüthigen Pallaſtwächterinnen, die oft ſo ſchlecht bewachen, was man ihnen anvertraut, und die wie Maulwürfe ſich blind ſtellen, um deſto geſchickter den Pallaſt mit ihren geheimen Gängen

zu unterminiren. Zuchara war gelb wie eine Pomeranze, ein grünes Tuch war um ihren Kopf geſchlagen, ein violetter Schleier flatterte um ihre Schulter, ein Rock von der Farbe der Granatnelke deckte ihre Hüften, und darüber ſpannte ſich ein Kaftan von himmelblauem Mouſſelin aus, ſie hatte alſo alle Farben, und im grellſten Gemiſch beieinander; ſo erſchien ſie als Zuchara, als Duema des Pallaſtes, die Aufſehen und Ehrfurcht einflößte! trat ſie jedoch ihre heimlichen Gänge an, ſo ſah man ſie oft in ganz andern Kleidern: dann ging ſie ihren Verehrern und Freunden unkenntlich oft als Straßenausrufer, als zerlumpter Bettler, als Nonne eines frommen Ordens vorüber. Jetzt da ſie ihrer jungen Herrin einen Dienſt leiſten wollte, flüſterte ihr ein ſehr richtiger Inſtinkt in's Ohr, daß eine dieſer Verkleidungen hier am rechten Orte ſeye. Sie begab ſich daher, ehe ſie die unterſte Terraſſe erreichte, wo nach Angabe Zobeïdens der räthſelhafte Sänger weilen mußte, in ihre Kammer, hüllte ſich in die Lumpen eines Waſſerträgers, und trat ſo mit einem Gefäße auf dem Kopfe auf die Straße hinaus. Nach Verlauf einiger Stunden kam ſie zurück. Zobeïdens

Herz ſchlug ihr entgegen. Erzähle, was du geſehen haſt, rief ſie ihr voll Ungeduld zu, indem ſie ihr ein Polſter hinſchob, die ſchon bereit gehaltene Pfeife der Alten in den Mund ſteckte, und ſich ſelbſt, in ihre Schleier gewickelt, in die Ecke des Divans zurück warf.

Sonne der Macht! rief Zuchara, indem ſie einen langen Zug aus der Pfeife that und den Rauch emporwirbeln ließ, ich hab' ihn geſehen, den Jüngling — ich bin ihm gefolgt, und weiß nun, daß er ein Perſer von Geburt iſt, der ſich bei dem alten Mehemmed Hudhud in der Vorſtadt der drei Palmen in Dienſt als Waſſerträger verdungen hat.

Wie heißt er?

Das weiß ich nicht.

Haſt du ſeine Züge genau betrachtet?

Mehr als das, erwiderte die Alte mit ſchlauem Lächeln, ich kann dir, Herrin, Rechenſchaft von ſeiner ſtolzen Haltung, ſeinem edlen Anſtande geben. Denn wie du geboteſt, habe ich ihn nicht verlaſſen, und bin ſeinen Schritten gefolgt, die ihn von hier in das benachbarte Fremdenbad trugen. Ich habe, Dank ſey es den Intriquen des Pallaſtes, ſchon

viele ſchöne Jünglinge geſehen, aber keinen der dieſem Perſer glich. — Soll ich dir ſein Bild näher beſchreiben?

Univ.-Bibl. München

Zobeïde ſeufzte.

Laß mich nur bemerken, rief Zuchara, daß er auf ſeinem Arme den Anfang eines zärtlichen Verſes des Hafis eingeätzt trägt.

Er iſt's, rief Zobeïde, es iſt Achmet!

Ich Thörin, ſchalt ſich die Alte, was erzähle ich da. Du weißt beſſer Beſcheid, wie ich merke, um die Eigenſchaften des jungen Perſers.

Warum es läugnen, erwiderte Zobeïde zerſtreut, und mit einer lebhaften Röthe, ich bin ſeine Vertraute, ſeine Geſpielin, ſeine Braut geweſen. O Zuchara, ſtrenge deinen Scharfſinn an, dir muß alles gelingen, bringe ihn zu mir, vereinige zwei Liebende, die der ſchändlichſte Verrath getrennt hat!

Biſt du toll, mein Schätzchen, meine kleine Perle! weißt du, auf weſſen Grund und Boden wir ſtehen? haſt du den Kalifen vergeſſen, und daß in den Tagen des nächſten Monats du ihm zugeführt werden ſollſt?

Eben deßhalb, rief Zobeïde; noch iſt Vereini-

gung, Rettung möglich. O verstelle dich nicht, nimm nicht die Miene an, als hätte dein alter grauer Kopf sich nie in einem ähnlichen Falle thätig bewiesen. Höre mich an, du willst deinen Sohn versorgen; er ist gerade nicht der Klügste, sagen die Leute, dennoch soll er Kadi werden, und soll dazu ein schönes Haus erhalten! — Siehst du, das will ich durchsetzen. Die Alte warf ihre Pfeife weg, und krümmte sich zu den Füßen der jungen Schönen, die überrascht und triumphirend auf sie herabsah, und es gutwillig litt, daß ihre niedlichen Füßchen, auf deren Zehen die kostbarsten Ringe funkelten, von den Küssen der Alten bedeckt wurden. Ja, mein Sohn ist ein Dummkopf, rief sie, er ist auch ein Krüppel, er stammelt und er schielt, allein was thut das? so wie er Kadi ist, wird er klug seyn, gerade Beine haben, vortrefflich sprechen, und mit den besten Augen sehen. — Kind, ich will dir den jungen Perser herbringen, er soll dir etwas vorsingen, ich weiß, in deinen Jahren liebt man die Musik, und du hast schon lange nicht singen hören.

Die Alte versprach nicht zu viel. Sie wußte es so einzurichten, daß, als Zobeide sich wiederum

in's Bad tragen ließ, eine ihrer Sklavinnen auf der Straße erkrankte, und eine Nichte Zuchara's an ihre Stelle geschoben wurde. Dieses Mädchen war der verkleidete Achmet, der auf diese Weise in den Pallast und in das Gemach Zobeïdens gelangte.

Mit welchem Entzücken sahen die Liebenden sich wieder. Achmet vergaß, daß er während fünf langen Monden Widerwärtigkeiten aller Art ausgestanden, daß er ausgeplündert worden, und jetzt Sklave bei einem Wasserträger war, Zobeïde zerbrach im Geist ihre Fesseln, strebte aus ihren Kerkermauern, verlor den Kalifen und seine Wache aus dem Gesicht, und war wieder das schöne freie Mädchen von Schiras, die das Haupt ihres Geliebten am Busen, seinen Arm um ihre Hüfte geschlungen fühlte. Zuchara mußte beide erinnern, wie gefährlich es sey, sich ihren Träumereien zu überlassen.

Diese Zusammenkünfte wurden einige Zeit hindurch glücklich fortgesezt. Achmet machte einen Plan, Zobeïden zu entführen, und die Alte wurde mit in den Bund gezogen, die sich nicht wenig darüber verwunderte.

Wie, rief ſie, thörichtes Kind, haſt du nicht ſchon alles, wonach dir verlangte? du betrügſt den Mann, den du nicht liebſt, und hälſt den in den Armen, den du liebſt; beides iſt, wie ich aus Erfahrung weiß, der höchſte Genuß für ein Weib: Rache und Liebe. Was willſt du mehr? Kann die thörichte Verblendung dich wirklich ſo weit treiben, daß du dem ſchönen Knaben in ſeine Armuth, in ſein Elend folgſt? hier den Thron, das goldene Bette eines Kalifen, und die Schmeicheleien von tauſend Sklaven verläſſeſt! Ach, mein Kind, das nenne ich einen unklugen Streich begehen. Bleibe hier, behalte Achmet, aber behalte auch den Kalifen; ſo iſt's vernünftig.

Gute Mutter, entgegnete Zobeïde, aus dir ſpricht der Eigennutz. Du willſt gern ſchnell reich werden; wohl, nimm alles was ich habe, es ſey dein, nur zeige uns Mittel zu entfliehen.

Als die Alte ſah, daß ihre Rathſchläge nicht gehört wurden, ergab ſie ſich darein, den Beiden behülflich zu ſeyn, den Pallaſt zu verlaſſen; die Wachſamkeit eines niedern Sklaven jedoch, den ſie nicht beachtet hatte, vereitelte die wohlausgedachte Flucht, und Achmet, eben im Begriff die

Freiheit und die Geliebte zugleich zu erringen, verlor beide, indem er in die Hände der Wache fiel und dem Kalifen ausgeliefert wurde. Zuchara verlor den Kopf und Zobeïde wurde eingesperrt.

Diese unglückliche Wendung des Geschicks stürzte zwei treue Herzen in den tiefsten Abgrund des Elends. Der Kalife überließ sich der vollen Gewalt seines Zornes; er wüthete, sich auf eine so empörende Weise betrogen zu sehen, und gab Befehle, das Opfer seines beleidigten Stolzes einer blutigen Grausamkeit preis zu geben. Eines Tages trat in das Gemach der armen Zobeïde, die ohnmächtige Versuche gemacht hatte, sich über das Schicksal ihres Geliebten zu belehren, der Hauptmann der Wache der Verschnittenen, an seine Hand einen jungen Mann führend, der mit der Miene der tiefsten Trauer sein Haupt senkte und seine Blicke nicht zu erheben wagte.

Zobeïde, sagte der Eunuch, hier sendet dir der Sultan den aufrührerischen Sklaven. Er gestattet dir den letzten Abschied, denn er fürchtet nicht mehr die Verführung dieser schmeichelnden Zunge, der er ein ewiges Schweigen auferlegt hat. So bestraft der Beherrscher der Gläubigen Verbrechen,

die mit beiſpielloſer Kühnheit faſt vor ſeinen Augen begangen worden.

Nach Beendigung dieſer Worte verbeugte er ſich, und zog ſich an die Thüre des Gemaches zurück, indem er ſeinen ſtummen Begleiter frei ließ, der jezt ſich zu den Füßen Zobeïdens ſtürzte. Es war Achmet. — O Himmel, welch ein Wiederſehen! wie grauſam, das verſtümmelte Opfer an die Bruſt des treueſten Weibes zu legen! Unter den gräßlichſten Qualen ſchleppte ſich der Arme an die Seite der Geliebten, ſchlang ſeinen Arm noch einmal um ihren blühenden Leib, aber vergeblich ſuchten ſeine Lippen die Fülle ſeiner Schmerzen zu ſtammeln. Nicht mehr der ſchöne Jüngling, deſſen dunkles Auge mit Flammen zu ihr empor ſah, deſſen geröthete, männliche Wange vom Feuer der Jugend und des Verlangens glühte, — ein bleiches Antlitz, Thränen im erloſchenen Blick, mit der tiefen durchdringenden Sprache ſeiner ſtummen Bewegungen zeigte ſich vor ihr, und erfüllte ihr Herz mit Grauſen. Sie ſchloß ihn in ihre Arme, ihre Thränen floſſen lindernd auf ſeine offene Bruſt, ſeine lechzenden Lippen ruhten auf den ihrigen; krampfhaft drückte ſie die Hände

an ſeine Stirn, an ſeine kalten Wangen, abwechſelnd ſie mit Küſſen und Thränen bedeckend, und umſchlang ihn dann mit ihren Armen, indem ſie ihr langes Haar um ſeinen Nacken wickelte. Aber mitten unter ihren heißen Liebkoſungen, unter ihren Seufzern, an dem Buſen, der die Flammen des Schmerzes und der Liebe aushauchte, ſchüttelte den Armen ein Froſt des Todes, ſein Herz, ſo nah dem ihrigen, ſchlug nur langſame Pulſe; die Polſter der Ottomane wichen unter der Laſt ſeines zurückſinkenden Körpers, und eine tiefe Ohnmacht löste die Bande, die Verzweiflung, Schmerz und Entſetzen um ſeine Seele webten. Zobeïde ſtürzte über ihn hin, ihre dunklen Locken, über die geliebte Bruſt hinrollend, begruben ſie in Nacht; ſie öffnete ſeinen Kaftan, und ſuchte die Stelle des Herzens, um neue Wärme, neues Leben durch ihre Küſſe einzuhauchen. Durch die halbgeſchloſſenen Vorhänge fiel der Strahl des Lichts gebrochen auf dieſe Scene, wie ſie nur in den Gemächern des Serails geſehen werden kann; eine Gruppe eben ſo reizend, wie zum Entſetzen grauſig. Von Ferne lauſchte der Kalif, und weidete ſich an dem Schauſpiel ſeiner befriedigten Rache.

Erſt langſam dämmerte in der Seele der Unglücklichen der ganze fürchterliche Umfang dieſer Rache auf. Von Neuem wirft ſie ſich auf ihn, und ihre Thränen ſind die einzige Sprache, deren ſie mächtig iſt. Unmöglich iſt es dem Armen, ſo viel Zärtlichkeit, ſo viel Schmerz, und ſo viel Elend zu ertragen; durch die Umarmung der Geliebten iſt er nahe an ihren Gürtel gedrängt, der prächtige Dolch, der an ihm befeſtigt, iſt jetzt der einzige Gegenſtand, der ſeine Aufmerkſamkeit feſſelt, er kündet ihm Freiheit aus ſeinen Qualen an. Noch einmal blickt er zärtlich in das Auge, das das ſeinige ſucht, noch einmal lodert die Flamme des Glückes und der Liebe in ſeinem Buſen auf, dann ergreift er raſch den Dolch, entreißt ihn der Geliebten, und ſtößt ſich ihn in die Bruſt.

Ein Schrei des Entſetzens durchtönt das Gemach. Zobeïdens Seele hat nicht die Macht, dieſen Stürmen des Gefühls zu trotzen, ſie droht zu erliegen, doch ein Blick auf das Antlitz des Sterbenden, auf ſein brechendes Auge, das, in Thränen ſchwimmend, in vollem Ausdruck der Zärtlichkeit an ihr hängt, zieht ſie in's Leben zurück. Er faßt ihre Hand, und preßt ſie auf ſeine Wunde,

ſein Blut, das Blut eines treuen Herzens, röthet ihren Buſen, rinnt mit heißer Quelle an ihrem Arm herab. Noch einmal ſtreben ſeine Lippen, ſchon erblaſſend unter dem Todeskampfe, ſich mit den ihrigen zu vereinigen, und ein Kuß raubt ſeine Seele. — Dieſer erſchütternde Auftritt wird durch die Wegtragung des Todten und mit Zobeïdens Ohnmacht beſchloſſen.

Als ſie erwacht, findet ſie ſich allein, der Waffen beraubt, von denen, wie man glauben konnte, ſie einen gefährlichen Gebrauch machen würde. Aber Zobeïdens Herz, unfähig ohne den Geliebten fortzuleben, findet das Mittel, ihm zu folgen. Sie löst von ihrem Halſe die an einer Kette ſchwebende Phiole, gefüllt mit dem ſtärkſten Opium, und indem ſie den ganzen Inhalt mit einem Male leert, iſt ſie gewiß, aus dem Schlafe, der ihrer wartet, nie wieder zu erwachen.

Die an Zuchara's Stelle ihr zugegebene Vertraute findet ſie im Bereich jener ſchwärmeriſchen Entzückungen ſchwelgend, die dieſes Gift der Seele gewährt, bevor es die Bande des Körpers löst. — Laß mich, Fatime! ruft ſie, ich bin mit ihm vereinigt! Siehſt du ihn nicht? glänzend ſteigt er zu mir nieder. — Ach, er iſt ſchön wie die Genien

des Paradieſes! Sein dunkles Auge umhüllt ein leiſer Schmerz, den ich errathe, mein Geſchick iſt es, das noch das ſeinige verzögert. Ich komme Geliebter! O, wie prächtig iſt dieſer Garten! Durch ſeine Gänge wandeln die Frommen des Paradieſes, alle mit einem ausgeglühten Schmerze in dem befriedigten Buſen. Sie weinen nicht mehr, dieſe himmliſchen Geſtalten! Bald werde auch ich unter euch wandeln, und keine blutende Wunde wird mehr die Bruſt deſſen zerreißen, der meiner Seele Leben iſt. O nur einen Kuß! wie ſchön du biſt! — Ach, deine Zobeïde darf ſich neben dich nicht ſtellen. Hülle den Glanz ein, der auf deiner Stirne ſchwebt, daß ich mein Auge zu dir erheben kann! himmliſche Lüfte des Paradieſes umwehen meine Schläfe — ich wandle auf Strahlen — höher — jetzt! — bin ich bei dir! —

Sie ſank auf die Polſter zurück, und vergebens bemühte ſich die Dienerin ſie wieder zurück zu rufen in ein Leben, das ſie mit ſo vieler Freudigkeit verlaſſen hatte. Der Kalif, dem man ſagte, daß Zobeïde im Wahnſinn geſtorben ſey, wagte nicht, von einem natürlichen Gefühl des Mitleids getroffen, die Körper der Liebenden zu trennen, ſie

ruhten in einer Stätte, und die frommen Pilger, die auf der heiligen Straße nach Mekka wallfahrten, ſahen lange das Grab der beiden treuen Liebenden am Wege in einem Haine von Cypreſſen und dunkel glühenden Granaten, in deren Zweigen die Nachtigall ihre Lieder ſang.

Mein Entſchluß, das Haus der Madame Adeline zu verlaſſen, war gefaßt. Ich hatte in demſelben durchaus nichts gefunden, was mir einen bleibenden, wohlthuenden Eindruck gewährte. Es war das Haus eines Parvenus, der keinen beſſern Gebrauch von ſeinem Gelde zu machen verſtand, als es für lauter Erbärmlichkeiten ohne Geſchmack und Auswahl hinzuwerfen, und noch dazu Schmarotzer damit zu füttern, die es ihm keineswegs dankten, ſondern auf die boshafteſte Weiſe ihrem Witze über ihn die Zügel ſchießen ließen. Als man die Verlobung der drei Schönen bekannt machte, führte ich ein Stückchen aus, das ich mir ſchon lange vorgenommen hatte, und das dazu dienen ſollte, mich in Freiheit zu ſetzen. Es

war nämlich nichts geringeres, als ein meuchelmörderiſcher Angriff auf die Frau Adeline ſelbſt; allein durch eine geſchickte Wendung, die ſie zur rechten Zeit ausführte, gelangte das, was ihrer rothen Naſe galt, nur an den Spitzeneinſatz des eleganten Häubchens, das die Närrin am Verlobungstage ſich aufgeſetzt hatte, und das ich nun von oben bis unten zerriß. Dieſem kühnen Streiche, der mir das Garaus ſpielte, gingen noch einige kleine Neckereien voraus. Ich ſpritzte nämlich, wo es ſich nur irgend thun ließ, Waſſer herum; dann ſchoß ich Körner aus meinem Futterkaſten ab, mit ſo großer Geſchicklichkeit, daß ſie nie ihres Ziels verfehlten, und ein paar derſelben Mademoiſell Alexandrinen in die Augen flogen; öfters überſchrie ich die lauteſte Geſellſchaft; dann hatte ich, da das Geſinde in ſolchen Häuſern gewöhnlich boshaft iſt, von dem Kammerdiener und dem Koch zufällig erfahren, daß der Herr Hieronymus in ſeiner Vaterſtadt vor Zeiten Gevatter Mathes, und ſeine Gemahlin Frau Kirſchlinchen genannt worden war, ich rief daher, wenn gerade im Salon vornehme Gäſte verſammelt waren, öfters ganz laut: ei, guten Abend Gevatter Mathes! guten

Abend liebe Frau Kirſchlinchen! — worauf, als man ſich nach mir umſah, ich in ein heiſeres Gelächter ausbrach, und mich wie toll in meinem Ringe ſchaukelte.

Dieſe Bosheiten fanden bald die Strafe, die ich mir gewünſcht hatte. Eines Morgens kam der Diener, der eben zu einem großen Ball Einladungskarten herumtragen ſollte, zu mir, nahm mich untern Arm, und ohne daß Jemand in dem Hauſe mir einen Abſchiedsgruß nachrief, ſtieg ich mit ihm die mit Teppichen und mit Blumen geſchmückte Treppe hinab. Die Luft, die mir von außen entgegen wehte, war die Luft der Freiheit, und ich begrüßte ſie, indem ich den bekannten Vers des perſiſchen Dichters Ferduſi herſagte:

Dem Herde eines Niedrigdenkenden zu entfliehen, iſt eben ſo gut, als aus einer Lebensgefahr errettet werden.

Ich kam jetzt zu einer Dame, die mit mehr Recht als Frau Kirschlinchen sich zu der vornehmen Welt zählen durfte. Ich will sie nur schlechtweg Armide nennen, obgleich ihr Gemahl sehr viele Titel führte, und sie selbst von hohem Stande war. Nie konnte man eine junge Dame sehen, bei der so viele verführerische Reize sich vereinigten, die so ganz die Kunst besaß zu gefallen, und der zugleich ein seltsames Schicksal den Zwang auferlegte, diese Kunst nie auszuüben. Der Schlüssel zu diesem Räthsel ist folgender: der Marquis Boufflers hatte Armiden geheirathet als ein junges Mädchen ohne Vermögen, sie war durch ihn aus der Tyrannei hochmüthiger Verwandten befreit worden; diese Umstände, glaubte er, hätten ihm Armidens Dankbarkeit sichern müssen, wenn er ihre Liebe auch nicht fordern durfte, da er, fast noch einmal so alt als seine junge Schöne, den Reizen und dem erwachenden Gefühle dieser

nichts entgegenſetzen konnte, als eine ziemlich abgekühlte Liebesflamme, deren geringe Glut Armide noch mit andern Genoſſinnen theilen mußte. Dieſer Umſtand muß berückſichtigt werden. Von hier aus theilen ſich die Vertheidiger und die Angreifenden von Armidens Tugend in zwei Parteien. Es entſteht die Frage: iſt es nicht ſehr natürlich, daß eine junge, ſchöne, in allen Reizen aufgeblühte Frau von ihrem Manne Treue verlangen darf? Auf der andern Seite gibt man die Gültigkeit dieſer Forderung zu, allein man fragt dagegen, darf Armide aus Verdruß über ein Betragen, das eben ſo ſehr ihre Eitelkeit als ihren Stolz beleidigt, zu dem Mittel greifen, Untreue mit Untreue zu vergelten? Die Entſcheidung iſt nicht ſo ganz leicht. Man muß den Fall noch näher unterſuchen.

Armide verdankte dem Marquis eine angeſehene freie Stellung in der Welt, ſie dagegen gibt ihm die erſten aufkeimenden Gefühle der Jugend, die Empfindungen eines reinen Herzens, das die Welt nicht kennt, und mit edlem Vertrauen ſich an die ihm gewährte Stütze anſchließt. Bis hieher kann man die Gaben gleich vertheilt nennen, allein Armide thut noch mehr, ſie liebt den Marquis.

In den Wallungen ihres edlen Buſens ſind Liebe und Treue gleich bedeutend. Sie kann ſich den Fall nicht denken, daß ſie den, an welchen Dankbarkeit, ihr Schwur, und die zärtlichſten Gefühle ſie binden, jemals vernachläßigen könnte. Wie grauſam iſt's, einem ſolchen Herzen den erſten Schlag verſetzen, und wer mag die Wirkungen eines ſolchen Schlages vorausſehen? Die edelſten Gefühle kann man in ihr Gegentheil verwandeln, das Vertrauen in Haß, die Tugend in Leichtſinn, den Ernſt in Frivolität. Armide ſieht, daß ſie Geſchöpfen von ſehr niedriger Gattung geopfert wird, ſie hält es anfangs für unmöglich; die Illuſionen eines ſchönen Herzens trotzen lange den Angriffen der Wirklichkeit, ehe ſie zuſammenbrechen: endlich aber brechen ſie dennoch zuſammen. Man ſagt Armiden ganz kalt, das ſey der Lauf der Welt, das Schickſal, dem keine Frau entgehen könne. Jetzt ſucht die enttäuſchte Seele Armiden's nach Troſt, und ſie findet ihn da, wo ein junges, beleidigtes und ſtolzes Gemüth ihn zuerſt ſucht und findet, in der Rache. Nicht aus Liebe, ſondern aus Verdruß leiht ſie ihr Ohr den Schmeicheleien der Freunde, die ſich in Menge um ſie

drängen, ſie wählt den Erſten, den Beſten aus dieſer Menge, und geht jetzt ſo weit, daß ſie mit Willen daran arbeitet, ihren Ruf zu zerſtören.

Der Marquis erfährt nicht ſobald dieſes Betragen, als er ſich vor der ganzen Welt beleidigt glaubt, und vor Wuth ſchäumt, ſeine verletzte Ehre zu retten. Er ſieht von jetzt an in Armiden nur das hülfloſe unbedeutende Mädchen, das er zu Anſehen und Reichthum erhoben hat, und das jetzt ihm dieſes vergilt, indem es gefliſſentlich darnach trachtet, ihn zu beſchimpfen. Nach Weiſe der Männer dieſer Klaſſe und nach der Meinung des großen Haufens, iſt er allein der Verletzte, der Beleidigte, und auf die unglückliche Armide fällt alle Schuld. Dieſe Ungerechtigkeit iſt gewöhnlich in der Welt. Eben ſo gewöhnlich iſt's, daß Armide in dem Streite, der ſich jetzt erhebt, nachgibt. Man muß entweder ſehr weichherzig ſeyn, oder ſehr unvollkommene Begriffe von der Ordnung der Verhältniſſe der Welt haben, um anders zu urtheilen. Der Marquis droht, eine Anklage einzureichen und auf Scheidung zu dringen; eine ſolche Anklage aber würde die Familie Armidens beſchimpfen, und ſie ſelbſt der geſchärften Troſt-

losigkeit ihrer früheren Lage zurückgeben. Democh ist auch Armide nicht frei von Schuld; hätte sie bei erwachenden Gefühlen ihres Herzens sich der Leidenschaft hingegeben, so wäre ihr Treubruch verzeihlicher gewesen als jetzt, wo er die Folge eines berechneten Plans war; zu dem hatte der Marquis ihre Achtung verloren, und wenn sie jetzt sich willig zeigte, seinen Vorschriften sich zu fügen, so kehrte sie nur zu ihm zurück aus dem edlen Gefühle, weil sie selbst sich für strafbar erkannte, und den Stolz, der sie auf den Irrweg geführt hatte, demüthigen wollte. Man sieht hieraus, daß Armidens Charakter bis jetzt vollkommen unseres Schutzes würdig ist, wir wollen sehen, ob er es auch ferner bleiben wird.

Der Marquis, als man ihm Besänftigungs-Vorschläge macht, gibt sich anfangs die Miene, in keinen derselben eingehen zu wollen, endlich stellt er eine Bedingung fest, die sehr sonderbar ist. Er gibt Armiden drei Jahre, die sie von ihm getrennt verleben kann wo sie will; hat er während dieser Frist keinen erneuten Beweis ihrer Untreue in Händen, so ist das locker gewordene Band der

Ehe wieder vollkommen fest geknüpft, besteht sie die Probe nicht, so ist's auf immer zerrissen.

Meine Ankunft in das Haus Armidens fiel gerade in den Zeitpunkt, wo dieser angegebene Termin um wenige Wochen zur Zufriedenheit beider Theile verflossen war. Trotz dessen wird man sehen, daß ich zu einer Krisis kam, und daß ich überflüssig Stoff zu Beobachtungen fand.

Armidens Stolz hatte es verschmäht, dem Rathe einiger ihrer wahren Freunde zu folgen, einen Landsitz zu beziehen, oder eine geringere Stadt zu ihrem Aufenthalte während der Prüfungszeit zu wählen. Sie glaubte vielmehr, es der Welt zeigen zu müssen, daß ihre ersten Fehltritte nur bewußte und wohlberechnete waren, und daß, was ihr Herz und ihre Gesinnung beträfe, sie keine Versuchung zu fürchten brauche. Sie wählte daher nicht allein die prächtige Residenz zu ihrem Wohnorte, in der ich sie traf, sondern sie schloß auch ihren Salon allen jenen sehr glänzenden, aber oft auch sehr leeren Besuchen auf, die zur Mode gehören, und deren Liste in einer großen Stadt häufig zu wechseln pflegt. Armide hatte recht, wenn sie glaubte, daß gerade

in ſolchen Kreiſen am wenigſten für die Ruhe ihres Herzens zu fürchten ſey, aber ſie ging in ihrer Sorgloſigkeit zu weit. Da ihre Verhältniſſe bekannt geworden, ſo galt ihr Stolz für eine Aufforderung, die man nicht zögerte, anzunehmen. Eine Tante des Marquis, eine ältliche Dame von Stande, die Armiden begleitete, eigentlich jedoch ein Spion des Marquis war, angeſtellt, um ihn von jedem Schritte ſeiner Frau in Kenntniß zu ſetzen, war im Intereſſe die Heirath zu vernichten, weil in dem Falle, daß der Marquis dann unvermählt ſtürbe, ein anſehnliches Erbtheil in ihre Hände gekommen wäre. Ihr Streben ging aus dieſem Grunde dahin, die Wiedervereinigung zu hintertreiben, und zu veranſtalten, daß die Prüfungszeit nicht zur Rechtfertigung der jungen Frau vorübergehe. Sie begünſtigte daher die vielen Bekanntſchaften, das geſellige und geräuſchvolle Leben, und ließ keine Gelegenheit entſchlüpfen, Armiden junge Männer zuzuführen, von denen ſie hoffen konnte, daß ſie Eindruck auf ihr Herz machen würden. Nach dem Syſtem dieſer alten Dame war hierzu nur Jugend, Schönheit, Rang und Reichthum erforderlich, und ſie fand ihr Ideal

in einem jungen Obriſten, der ſchon den ganzen Winter hindurch Armiden ziemlich beharrlich den Hof gemacht hatte, und deſſen Ungeſtüm erwarten ließ, daß er im Stande ſey, große Thorheiten zu begehen. Auf jeden Fall war er ein brauchbares Werkzeug in den Händen der Gräfin.

Armide dachte hierüber anders, ſie fand den Obriſten ſehr fade, ſehr langweilig, ſehr anmaßend, und ſehr unbedeutend, aber ſie geſtand, daß er ſchön ſey. Sie ſpielte mit ihm ſehr gerne an einem Kartentiſch, ſie hörte ihn ſehr gerne ſingen, ſie lief hinzu, um ihn reiten zu ſehen, aber ſie lachte, wenn er ſprach: ſie fand ſeine Bemerkungen und Betrachtungen höchſt ungereimt und kindiſch, und behandelte ihn zu Zeiten ſehr übel. Die Gräfin, der ihre Vertrauten dieſes erzählten, ſagte mit Lächeln: und was thut das zur Sache? er hat keinen Geiſt — ganz gut — aber er hat die ſchönſten Augen, die man ſehen kann, und ſoviel ich die Welt kenne — ſie ſeufzte hier — bleiben dieſe immer Meiſter.

Der junge Offizier, der auf Veranlaſſung der Gräfin faſt täglich in's Haus kam, haſchte oft jede Gelegenheit auf die beluſtigendſte Weiſe, um

von ſeiner Liebe zu ſprechen. Einmal ſtürzte er auf meinen Käfich zu und rief: ach, ein Papagei! wie liebe ich dieſe Thiere. Haben Sie ihn ſchon lange? ſpricht er auch?

Er hat mir noch keines ſeiner Geheimniſſe verrathen, ſagte Armide.

Aber ich habe Ihnen die meinigen verrathen. Armide, Sie werden mich zur Verzweiflung bringen! — Ich muß jetzt bald fort zu meinem Regimente, wie kann ich dieſe Abweſenheit ertragen, wenn Sie mir durchaus kein Geſtändniß machen wollen?

Lieber Graf, ſagte Armiden mit einem kleinen Lächeln, Sie ſprechen mir immer von Liebe vor, wiſſen Sie auch, daß dies ganz unnütz iſt. Es geht Ihnen gerade das ab, was man haben muß, wenn man von mir geliebt ſeyn will.

Mein Gott, was iſt denn das? —

Geiſt, Verſtand, Unterhaltungsgabe, nennen Sie es, wie Sie wollen.

Ach, ach! Sie ſcherzen ſchon wieder.

Durchaus nicht. Laſſen Sie uns etwas plaudern. Was haben Sie für ſonderbare Begriffe von der Ehe? glauben Sie wirklich, daß eine Frau damit zufrieden iſt, wenn Sie ihr von Ihren

Pferden, Hunden, hübſchen Equipagen, von Ihren Jagdparthien, und Ihrem Regimente vorſprechen?

Aber wovon ſoll ich denn ſprechen?

Ja, das iſt's eben, und das werden Sie nie begreifen, daß es noch andere Dinge gibt, über die man ſprechen kann.

Ach, theure Armide, werden dieſe Dinge auch ſo viel Bedeutung haben, als die wenigen Worte: ich liebe Sie!

Er rief dieſes mit ſo viel Glut, mit einer ſolchen Liebenswürdigkeit, und mit ſo viel Wahrheit, daß dieſes Geſtändniß einen augenblicklichen Zauber auf Armiden ausübte, die dieſen Ueberfall nicht erwartet hatte. Die Miene von Spott ſchwand um ihren ſchönen Mund, und ihr Auge, das dem ſeinigen nicht mehr ausweichen konnte, ſenkte ſich zu Boden. Dieſe Miene der Ueberraſchung war Armiden ſo neu und ſo angenehm, daß ſie ſie ſogleich wieder bekämpfte, und in ihren frühern Ton überging. Wenn man aufrichtig gegen einander iſt, ſagte ſie, ſo gelangt man am eheſten zu ſeinem Zwecke. Ich ſchätze Ihre guten Eigenſchaften; Sie ſind edlen Herzens, unbeſcholten in Ihrer Geſinnung, glänzend in Ihrer äußern

Erſcheinung, ich halte Ihren Charakter für feſt und ohne Rückhalt; das ſind alles Eigenſchaften, die ſehr oft, faſt immer, eine glückliche Ehe begründen; ich aber bin ſo eigenſinnig, oder ſo ſonderbar, oder ſo verkehrt, daß ich mehr verlange, wie geſagt: jenes Etwas, das ſich ſo wenig erklären läßt, und wovon Sie ſich wohl ſchwerlich einen Begriff machen.

Sie ſprechen immer ſo dunkel und geheimnißvoll, geliebte Armide. Sollen es Bücher ſeyn, ſagen Sie nur, welche ich leſen muß? Ich weiß keines, welches ausdrücklich dazu geſchrieben wäre, uns beide glücklich zu machen.

Armide lachte. Sie haben recht, ich wüßte auch kein ſolches. Brechen wir von dieſem Gegenſtande ab. Nein! rief er, und faßte leidenſchaftlich ihre Hand; jetzt oder niemals! Sie müſſen mich lieben, Armide! Sie müſſen mein werden! Ich will es gerne geſtehen, es gehen mir allerlei Vorzüge ab, ich kann in Ihrem Salon nicht glänzen, -- aber ich kann Sie lieben, Armide. O fühlen Sie, was dieſes Geſtändniß ſagt!

Dieſe rührende Sprache war ohne Zweifel überwältigend; es war die Sprache des Gefühls,

der Leidenſchaft. Armide wollte ihm eben Vorwürfe machen, daß es dem Stolze eines Mannes nicht gezieme, ſich in eine untergeordnete Stellung zu fügen, doch in dem Augenblick fühlte ſie, daß gerade dieſe Hingebung bei einem jugendlich übermüthigen und feurigen Charakter den unwiderſtehlichſten Reiz auf ihr Herz ausübte. Der Obriſt erſchien ihr wirklich liebenswerth, und ſie war ſchwach genug, ihn dieſes ſehr deutlich merken zu laſſen, und er war ganz in der Stimmung, ſeinen Sieg zu verfolgen, als eine ſehr unwillkommene Störung ihn aller ſeiner Vortheile wieder beraubte.

Ein junger Mann trat herein, von ernſtem Ausſehen, ſehr gewählter Haltung, und ſcheinbar ganz das Gegentheil von dem feurigen und beweglichen Weſen des jungen Obriſten. Man brauchte jedoch ſehr wenig Phyſiognom zu ſeyn, um zu merken, daß in dem dunkeln Auge des neuen Ankömmlings mehr Geiſt ſprühte, als ſich in der ganzen Erſcheinung des Obriſten kund that. Beide waren einander feind, beide gingen einander aus dem Wege, obgleich beide ſehr oft gezwungen waren, in dem Zimmer Armidens zuſammenzutreffen. Als Cleant eintrat, erhob ſich der

Obriſt, und flüchtete zu meinem Käfich, indem er mit mir abſichtlich ein ſo lautes Geſchwätz und Getändel anfing, daß die beiden Andern ihr Geſpräch unterbrechen mußten. Armide war den ganzen Tag über ſehr nachdenklich und ſehr zerſtreut.

Auftritte dieſer Art ereigneten ſich ſehr viele; dazwiſchen wurde Muſik gemacht, ſehr geiſtreich geſprochen, und da Armide es liebte, ſich wenig geniren zu laſſen, ſo waren die jungen Mädchen ihrer Umgebung eben ſo frei von jenem einförmigen Zwange, der jede wahre Ungebundenheit vernichtet. Hier konnte man ſehen, wie viele Elemente der Unterhaltung eine junge und geiſtreiche Frau in ihrem Zirkel zu vereinigen weiß. Man ging in ſo viele Häuſer von gutem Ton, um ſich zu langweilen, in dieſes Haus ging man, um ſich zu erheitern, und man machte die Entdeckung, daß der beſte Ton ſehr oft auch derjenige ſey, der am meiſten Geiſt, Leben und Unterhaltung gewährte.

Eines Abends kam Armide nach Hauſe, ermüdet und auf's Aeußerſte gelangweilt von einer unbefriedigenden Geſellſchaft. Cleant begleitete ſie. Er ſah finſterer und melancholiſcher als jemals aus, und ſeine Miene veränderte ſich auch nicht

im mindeſten, als er neben Armiden Platz nahm, die ſich auf einem Sopha vor dem Kamin niedergelaſſen hatte. Nach einer Pauſe, und nachdem beide von gleichgültigen Dingen geſprochen hatten, ſagte Cleant: werden Sie mir es nun endlich glauben, Armide, daß der Umgang mit der Welt die größte Leere und Langweile erzeugt, in einem Geiſte und einem Herzen, welches zu tiefern Gefühlen und edlern Beſchäftigungen erzogen worden? Kann man wohl etwas Troſtloſeres ſehen, als dieſe glänzenden Kreiſe? Wie thöricht, wie elend, oder wie Sie wollen, wie krank muß es in einem Herzen ausſehen, das immer wieder Gefallen findet an dieſen ſchon tauſendmal dageweſenen Armſeligkeiten? Ich wage nicht, Ihnen in Ihren Verhältniſſen einen Rath zu geben; ſo viel Sie mir von dieſen Verhältniſſen mitgetheilt, haben Sie Urſache der Welt zu zeigen, daß tauſend Dinge, die für Andre Gefahr bringend ſind, bei ihnen ohne Einfluß bleiben, allein haben Sie dieſen Zweck nicht ſchon erreicht? Wer kann Sie hindern, jetzt ſich ſelbſt zu leben? Fliehen Sie dieſe Welt, Armide, für die Sie nicht geſchaffen ſind! Laſſen Sie dieſen reichen Geiſt, dieſes gefühlvolle Herz nicht langſam

dahin welken, indem Sie ſie immer wieder der tödtenden Luft dieſer Cirkel ausſetzen! Theure Armide! Sie kennen mich; meine Seele liegt offen vor Ihnen, beglücken Sie mich nun endlich einmal durch den Bund, den ich Ihnen ſchon ſo lange angeboten. Laſſen Sie uns frei für uns leben: zwei Unglückliche, die ſich aus dem Schiffbruch, aus dem Lärm der Wogen auf ein ſchönes Eiland retten! O wie himmliſch kann das Leben ſich geſtalten, wenn zwei Seelen, die ſich ganz verſtehen, es dem Dienſte der Tugend, des edelſten Vertrauens, weihen!

Er faßte hierbei Armidens Hand mit einer Wärme, die ihr das innigſte Mitgefühl einflößen mußte. Sie ſind jung, fuhr er fort mit dem Tone von Ehrerbietung, der jedem ſeiner Worte ein beſonderes Gewicht gab, laſſen Sie mich Ihr Führer ſeyn. Ich verlange nicht Ihre Liebe, ich will nur Ihr Vertrauen, Ihre Freundſchaft; mich beſeelt kein anderer Wunſch, als Sie mit Ihrem Gemahle wieder zu vereinigen. Ihr Herz iſt zu zart geſchaffen, um den Angriffen der gewöhnlichen gemeinen Leidenſchaftlichkeit, die die Welt Liebe nennt, preis gegeben zu werden. Ich würde

verzweifeln, wenn ich auch Sie jenem Rausche hingegeben sähe, getrübt durch so viele Thorheiten, auf Augenblicke durch ein glänzendes Spiel der Imagination uns erhebend, um uns dann desto tiefer wieder sinken zu lassen. Wie ärmlich erscheint diese dürftige Flamme gegen die Verbindung der Geister gehalten, gegen einen Bund der Seelen, den keine irdische Schranke fesselt, so wie kein irdischer Beweggrund ihn knüpft! — Thun Sie, Armide, warum ich Sie beschwöre; lassen Sie in der Einsamkeit uns selbst leben, an unsrer gegenseitigen Veredlung arbeiten! —

Ich hörte diese Sprache des Verehrers Armidens mit Bewunderung an. Wo hatte man wohl jemals so viel Entsagung, so viel Bescheidenheit und so viel Seelengröße gesehen? — Wie ganz geeignet war ein solcher Charakter, um die schöne Frau auch über die letzten Steine des Anstoßes auf ihrem Wege hinwegzuheben. Ich ward mit Entzücken gewahr, wie Armide seine Vorschläge anzunehmen schien, und sich mehr aus dem geräuschvollen Leben zurückzuziehen begann.

Diese Bemerkung entging der Gräfin ebenfalls nicht, und sie verwünschte die Einmischungen Cleant's,

der ihre Plane zu vereiteln ſtrebte, in dem Augenblicke, wo ſie ſich verwirklichen ſollten. Dieſe boshafte Frau wollte nun einmal Armiden durchaus zu einer Thorheit verleiten, und ſie hatte ſich in den Kopf geſetzt, daß hierzu der Obriſt der tauglichſte ſey. Das letzte tête à tête Armidens mit ihm, wo Cleant ſie geſtört hatte, war von ihr belauſcht worden, und ihr Auge, das ſehr ſcharf ſah, erblickte in dem Herzen der jungen Dame den Wechſel der Gefühle zu Gunſten des Obriſten. Sie wußte wie peinigend es iſt, für eine Frau wie Armide, ſich einmal auf einer Schwachheit ertappt zu ſehen; und eine Schwachheit ohne Zweifel war jener Moment geweſen, wo ſie ihre Hand minutenlang in der ſeinigen ruhen ließ, indem ſie zugleich erröthend und in ſichtlicher Bewegung das Auge ſenkte; ein ſolcher Moment, das wußte die Gräfin wohl, würde nicht ſo leicht wiederkehren, wenn man Armiden Zeit ließ, ſich zu beſinnen und über ihre Lage nachzudenken, es mußten daher die ſchleunigſten Maaßregeln ergriffen werden, um die gewonnenen Vortheile zu einem raſchen Siege zu benutzen; es mußte ein Schritt geſchehen, der, indem er genugſam Aufſehen erregte

und Armidens Ruf vernichtete, zugleich dem Marquis jede Hoffnung raubte, das Band ſeiner Ehe wieder anknüpfen zu können. Zu dieſem Zwecke verabredete die Gräfin eine Entführung Armidens; und zwar ſollte dieſer Plan auf folgende Weiſe ausgeführt werden: da es hier nur darum zu thun war, ein lärmmachendes Ereigniß herbeizuführen, deſſen Folgen nothwendig Armiden in die Gewalt des Obriſten bringen mußten, ſo brauchte dieſe Entführung nur begonnen, nicht ausgeführt zu werden; die Gräfin ſelbſt wollte ſie verhindern, und ſich ſo vor der Welt das Anſehen geben, ihre Nichte gerettet zu haben. Der Obriſt war Alles zufrieden, wenn er nur in den Beſitz ſeiner Geliebten gelangte. Da die Prüfungszeit zu Ende lief, und man eilen mußte, ſo wurde der Termin der Ausführung auf die nächſten Tage verlegt.

Von allen dieſen Dingen ahnete Armide nichts. Sie ſchwärmte mit Cleant von der Ewigkeit der Welten, über die Unſterblichkeit zärtlicher Seelen, über das Glück der höhern Liebe und die Genüſſe einer ungetrübten Freiheit, und unterdeſſen traf man Anſtalten, ſie in eine elende Sklaverei zu befördern. Mich ſelbſt, der ich von Allem unter-

richtet war, bald durch die Geſpräche der Gräfin mit ihrem Vertrauten, bald durch die Dienerſchaft, die man in's Vertrauen gezogen hatte, rührte dieſe Unbefangenheit tief. Schon ſah ich, wie die Frucht dreier langer, in Klugheit und Vorſicht hingebrachten Jahre, in einer verrätheriſchen Stunde verloren ging; wie eine Minute der Schwachheit, die eine ſo ſchöne und geiſtreiche Frau hatte blicken laſſen, die Bosheit gegen ſie bewaffnete, und ſie in die Arme der Rohheit und des Leichtſinns warf. Ach, welche Jahre des Elends ſtanden der Unglücklichen bevor, wenn der Obriſt ſchlecht genug dachte, ſie zu verlaſſen, nachdem er mit frechen Händen ihren Ruf und ihr Glück auf immer zertrümmert hatte! Wie ähnlich ſieht eine ſolche Denkungsart dem Charakter einer gewiſſen Klaſſe von Männern. Oder war ihr Geſchick etwa beſſer, wenn ſie mit ihm in einer beklagenswerthen Ehe lebte? — Arme Armide, dein Loos, wie es auch falle, ſcheint ein unglückliches.

In der Nacht jenes zur Ausführung verabredeten Tages ſaß ich wach in meinem Ringe, häutete eben eine friſche Mandel ab, und blies die Federn der Bruſt und des Rückens auf, wie ich es zu

thum pflege, wenn ein trübes Nachdenken oder eine quälende Beſorgniß mich feſſelt; plötzlich wird die Thür aufgeriſſen, und Armide, am Arme Cleant's, wankt herein. Man denke ſich meinen Schreck, als ich beide ſehr bleich und in ſehr aufgeregtem Zuſtande ſahe. Nicht lange, ſo ſtürzt auch die Gräfin herbei, gefolgt von zwei Kammerfrauen, die ſich ungeſtüm hereindrängen wollen, allein von Cleant fortgewieſen werden. Armide iſt wohl, ruft er laut der Gräfin zu, und heimlich ſetzt er hinzu: um's Himmels willen, Vorſicht, gnädigſte Frau! in unſern Händen ruht jetzt der Ruf unſerer Freundin; ein unbedachtſamer Schritt, und er iſt verloren. Noch weiß Niemand in der Stadt von dem, was geſchehen ſollte, wenn wir klug und vorſichtig ſind, ſo ſoll auch Niemand jemals etwas davon erfahren. Nur Ruhe — Ueberlegung — kein Aufſehen erregt.

Die Gräfin mußte ſich dieſen Winken fügen, obgleich ſie vor Aerger ſterben wollte, daß durch die Dazwiſchenkunft Cleant's ihr Plan geſcheitert war. Sie nahm zur Verſtellung ihre Zuflucht, und ich hörte, wie dieſes abſcheuliche Weib ſich in Lobſprüchen Cleant's ergoß, während ſie ihn

heimlich verwünschte. Ohne Zweifel wußte der edelmüthige Beschützer Armidens, was er von dem Charakter ihrer Tante zu halten habe. Ich bemerkte, wie er ihr verachtende Blicke zuwarf, und nur zögernd die junge Dame in einem solchen Schutze zurückließ, als er sich genöthigt sah, sich zu entfernen, um den Obristen aufzusuchen, und dessen fernere Unternehmungen unschädlich zu machen.

Es gelang ihm vollkommen. Er verstand es, sowohl der Gräfin als auch dem Obristen Schweigen aufzuerlegen, und die ganze Unternehmung, die man im Keime erstickt hatte, blieb ohne Wirkung auf Armidens Ruf. Aber so sonderbar spielt das Geschick mit unsern Vorsätzen und Gesinnungen, gerade nie war Armidens Ruf mehr in Gefahr als jetzt, wo sie ihn vollkommen gesichert wähnte. —

Es waren nur noch wenige Tage bis zur Ankunft des Marquis, der da kam, um sich mit seiner Gemahlin wieder auszusöhnen. Armide hatte, dem Rathe Cleants getreu, sich immer mehr aus der großen Welt zurückgezogen; das letzte Ereigniß, war eben auch nicht gemacht, sie jenen Kreisen wieder zuzuführen, im Gegentheil, sie erkannte daraus, wie treffend die Schilderungen ihres

Freundes, die ſie anfangs nur für Vorurtheile gehalten hatte, erſchienen. Sie hielt es für ihre Pflicht, ihre Gefühle nicht zu verbergen, um Cleant eine Dankbarkeit und ein Vertrauen zu beweiſen, die er beide ſo ſehr verdient hatte. Je heiterer und unbefangener ſie jedoch war, deſto ernſter und ſchwermüthiger zeigte ſich Cleant. Seine Gefühle hüllten ſich noch dichter in den Schleier einer tiefen und ungeheuchelten Melancholie, ſein dunkles Auge, unfähig die Regungen ſeiner Seele zu verbergen, leuchtete vom düſtern Feuer eines nur mühſam bekämpften Schmerzes. Oft, wenn er mit Armiden über die gewöhnlichen Gegenſtände ihrer Unterhaltung ſprach, wenn ſie ſeinem ſchwärmeriſchen Aufſchwunge lauſchte, und entzückt war die edelſten Gefühle in der edelſten Weiſe ausgeſprochen zu hören, brach er plötzlich ab, ſchwieg, und eine unerklärliche Verwirrung bemächtigte ſich ſeines ganzen Weſens. Ein Auge, das weniger befangen geweſen wäre, als das Armidens es war, hätte bemerken müſſen, wie ſchlecht die Lobpreiſungen eines Bundes der Seelen, einer geiſtigen Vereinigung zuſammenpaßten, mit der Glut des Auges, der heftigen Röthe der Wangen, und

dem leidenſchaftlichen Stammeln der Worte des Redners. Allein Armide, weit entfernt dieſen Mangel an Conſequenz zu bemerken, theilte ihn vielmehr. Sie ging faſt unmerklich von der Betrachtung der Vorzüge des Geiſtes ihres Freundes auf die ſeiner äußern Erſcheinung über, und obgleich zwiſchen beiden noch nie das Wort Liebe genannt worden war, ſo wurde faſt jede noch ſo geringfügige Betrachtung zu einer Liebeserklärung, die um ſo glühender empfangen, je verſteckter ſie gegeben wurde.

Unter ſolchen Umſtänden erſchien der Tag, an dem man den Marquis erwarten mußte, beiden Theilen gleich drohend. Cleant glaubte dieſen Zeitpunkt der Trennung nicht ertragen zu können. Er hatte den Entſchluß gefaßt, plötzlich und ohne Abſchied die Stadt zu verlaſſen, allein er war zu ſchwach, dieſes Vorhaben auszuführen. Die letzten Momente, wo Armide noch ihre Freiheit hatte, wandte ſie an, ſie den gefährlichſten Angriffen bloszuſtellen, der Abſchiedſtunde. Die Gewalt dieſer Stunde kann nur derjenige ermeſſen, der die Magie der geheimnißvollſten Einwirkungen unſerer Gefühle empfunden hat. Ein Freund, der

und verläßt, kettet in dem Augenblick uns doppelt an sich, und eine Liebe, die erlahmt, kräftigt sich in dem Momente der Trennung wieder zu ihrer vollen ursprünglichen Stärke; dieses Mittel, so oft von der Koketterie angewendet und mißbraucht, zeigt sich in seiner ganzen Wirkung da, wo es von einer jungen aufglühenden Leidenschaft unbewußt und ungesucht angewendet wird. So oft ist die Abschiedsstunde für die Ruhe ein Grab. Die Furcht, den geliebten Gegenstand zu verlieren, ihn vielleicht nie wieder zu sehen, bezwingt das festeste Herz zu einer Hingebung, die nicht im Stande ist, die Gewährung irgend eines Wunsches zu versagen, von dem das Glück desselben abhängt. Der Schmerz legt der Liebe so ungeheure Lasten auf, daß sie die Schuld zum Beistand anruft, um ihr tragen zu helfen.

Cleant machte Armiden die gewohnten Versicherungen, wie glücklich er sey, sie jetzt geschützt zu wissen, indem er sie dem Marquis übergäbe; und Armide antwortete hierauf in ziemlich allgemeinen und gleichgültigen Phrasen. Beide waren so wenig von diesem Glücke überzeugt, und beide geben sich die größte Mühe, sich es einander

einzureden. Armide hatte den Marquis nie weniger liebenswerth gefunden, als jetzt, wo sie mit Feuer davon sprach, ihr Leben ihm zu weihen, und Cleant, der diesen Entschluß lobte, hätte dennoch alles daran setzen mögen, ihn zu hintertreiben. So ging wohl eine Stunde hin, in der man sich nur sehr unwahre Dinge und mit sehr erheucheltem Feuer sagte. Alle Augenblicke brach dieses unnütze Gespräch ab, und stumme Seufzer und Blicke füllten die Pausen, die immer länger wurden. Endlich fanden es beide sehr vergeblich, noch länger vom Marquis zu sprechen, sie gingen auf ihren Lieblingsgegenstand, auf den Bund der Seelen über, und Cleant versicherte Armiden, daß der größte Vortheil dieser Verbindung darin bestände, daß keine Trennung Einfluß üben könne, über die so Vereinigten.

Armidens schönes Auge füllte sich bei diesen Worten mit Thränen. Ach! rief sie, mein Herz ist nicht stark genug, einen solchen Glauben zu fassen! Ich fühle nur zu deutlich, daß ich dem Kummer erliegen werde, mich allein zu sehen, in einer traurigen, unwirthbaren Wüste. Wie glücklich sind die, welche leichtsinnig und unbewußt

dahinſchwärmen, die nicht den trügeriſchen Schleier vom Leben wegreißen, der ſo viele Schrecken verbirgt!

Halten ſie ein, Armide, rief Cleant. Sie läſtern ſich — ſie läſtern alles Edle im Menſchen. Dieſen gemeinen, kraftloſen, alltäglichen Geſchöpfen wollten Sie gleichen? ihnen, die zu ſtumpf geſchaffen ſind, um die Genüſſe auch nur zu ahnen, in denen wir ſchwärmen? — O welch ein unglückſeliger Irrthum! — Laſſen wir dieſen Weſen des Staubes ihre armſeligen Freuden, ihren durch ſo viel Elend erkauften Taumel. Was können dieſe Einbildungen uns ſeyn, die wir längſt über ſie erhaben ſind.

O Cleant, rief Armide, fürchten Sie nicht, daß dieſer Stolz ſich an uns rächen könnte? — Sie hielt inne, indem die Thränen ihre Sprache erſtickten. Dieſer Anblick erſchütterte ſeine Sicherheit. Er glaubte ſelbſt nur halb an die Verſicherungen, die er that, aber er ahnete nicht, daß auch Armide ihnen ſo wenig Glauben ſchenkte. Mit dieſem Bewußtſeyn zerbrach die ſchwache Schranke, die dem Ungeſtüm der Leidenſchaft ſich noch immer entgegenbaute. Cleant wollte entfliehen, allein Armide, unfähig ihre Gefühle länger zu verbergen,

hielt ihn durch ihre Thränen zurück. Der Stolz und die Sicherheit rächten sich an ihnen gerade in dem Moment, wo sie diese Rache am empfindlichsten treffen mußte. Drei Jahre waren vergangen, ohne daß Armidens Selbstgefühl nur im mindesten ihre Stärke für antastbar gehalten hätte, und die letzten Minuten dieser Frist mußten sie überführen, wie wenig sie Ursache hatte, mit dieser Stärke zu prunken. Und zwar empfing sie diese etwas demüthigende Lehre von einem Freunde, der so oft versichert hatte, daß er kein größeres Glück suche, als sie dem Marquis wieder zu vereinigen, und daß die höchste Befriedigung zweier Liebenden in dem Bunde der Seelen bestehe.

Die Sicherheit, der sich beide überließen, die aus der Ueberzeugung der Reinheit ihrer Absichten hervorging, so wie der Ruf Cleants, dessen strenge Grundsätze bekannt waren, hatten das sonst so wachsame Auge der Spione des Marquis eingeschläfert; selbst der Gräfin, die nach dem unglücklichen Ausgange ihrer Pläne die Hoffnung, die Wiedervereinigung der Ehe zu hintertreiben, aufgegeben hatte, kam es nicht in den Sinn, die Zusammenkünfte Cleants und Armidens zu beobachten;

der Zufall jedoch war dieſer alten intriguenvollen Dame über die Gebühr günſtig, indem er ſie in Kenntniß eines Geheimniſſes ſetzte, das ihr jetzt eben ſo ſchnell als unverhofft zum Ziele ihrer Wünſche verhalf. Die Freude, die ſie hierüber empfand, war ſo empörend anzuſehen, daß ich mich nicht entſinnen kann, einem ſo widrigen Anblick jemals begegnet zu ſeyn. Es läßt ſich denken, mit welcher Geſchäftigkeit ſie jetzt daran ging, den Marquis von allem zu unterrichten. Die Folge hiervon war, daß die Ehe nun völlig getrennt wurde.

Was ich ſpäter über die beiden Hauptperſonen dieſes Romans erfahren habe iſt, daß Armide ſich in die Einſamkeit zurückzog, und Cleant, der ſich durch eine ſehr wenig glückliche Ehe gefeſſelt fühlte, den Vorwurf in ſeinem Buſen trug, das Glück ſeine Freundin und das ſeinige auf immer zerſtört zu haben.

Was mich betrifft, ſo verließ ich das Haus Armidens, als ſie es ſelbſt verlaſſen hatte. Es war mir unmöglich, nachdem ich das Schickſal dieſer Unglücklichen ſich hatte entſcheiden ſehen, die triumphirenden Mienen ihrer Feinde noch länger vor Augen zu behalten.

Alcidor. Die Mode-Krankheit der Poeten. Die Romane aus der Zeit Ludwig's XV. Strabo und Aline. Spaziergänge auf dem Schreibtische.

Aus Armidens Wohnung kam ich in das Haus eines jungen Mannes, den ich öfters bei Armiden gesehen hatte, und der mir immer sehr auffallend erschienen war. Wenn man ihn schildern wollte, würde man leicht ein Portrait entwerfen, das sehr wenig Einnehmendes darböte, und doch war Alcidor nicht gerade zu unliebenswürdig. Seine Fehler, wie seine Tugenden, fanden ihre Quelle in einem Temperamente, das von Jugend auf nie die Annäherung einer Fessel geduldet hatte. Er war träge, stolz, mißmuthig, sehr oft launisch, und viel öfter noch krankhaft aufgeregt. Armide, die ihn liebte, behandelte ihn wie ein verwöhntes Kind, dem man seinen Willen lassen muß. Diese Unbequemlichkeiten im Umgange mit Alcidor, waren auf's engste mit seinen guten Eigenschaften verbunden. Sein träumerisches Wesen wurde sehr bald gehoben, wenn man ihm Geist

entgegensetzte; sein Tiefsinn ging leicht in eine mit Lebhaftigkeit gemischte Schwärmerei über, die sehr reizend seyn konnte; sein Stolz verwandelte sich, auf die rechte Weise behandelt, in die zarteste Schonung und Vertraulichkeit, und dann gab er sich mit eben so viel Rücksichtslosigkeit der Bewunderung hin, wie er früher kalt und unbeugsam geschienen hatte. Niemand war so sehr von dem Daseyn der Sympathieen und Antipathieen überzeugt, als Alcidor. Er wollte weder für seinen Haß, noch für seine Liebe Gründe angeben, und diese Eigenheit gab seinem Betragen etwas Schwankendes, Ungewisses. Ebenso folgte er in seinem Handeln den Vorschriften eines innern Gefühls, das sehr oft nichts wie Laune war, und ihn daher zu manchen Inconsequenzen verleitete, welches Leute, die nach strengen Grundsätzen des Verstandes handeln, von ihm entfernte. Bei alledem konnte Alcidor sehr viel Verkehrtes, Seltsames, Thörichtes, doch nie etwas Unwürdiges begehen.

Diese Eigenschaften pflegen oft mit einer Gabe dichterischer Schöpfung vereinigt zu seyn, und wirklich ließ Alcidor Bücher drucken; aber die Begriffe, die er sich von der Laufbahn eines

Schriftſtellers machte, waren ebenfalls ſehr abweichend von denen, die man gewöhnlich verbreitet findet.

In ſeiner Wohnung angelangt, fand ich dieſelbe auf das Sonderbarſte ausgeſtattet. Niemals konnte man ſo viel Niedlichkeit und ſo viel Ausgelaſſenheit zuſammen ſehen. Alle Dinge waren am unrechten Platze, oder vielmehr ſie hatten gar keinen Platz, als den, welchen ihnen eine augenblickliche Laune anwies. Mit der Sauberkeit der Einrichtung einer **petite maitresse** war der ganze wilde aufrühreriſche Haushalt eines jungen Unverheiratheten vereinigt. Zudem war Alcidor eitel genug überall zeigen zu wollen, daß er auf gewiſſe kleine Zufälligkeiten und Beſonderheiten großen Werth legte, wodurch eine neue abenteuerliche Unordnung in ſeine Umgebung gerieth. Man ſah die Wand mit kleinen, in Rahmen gefaßten Andenken, Briefen unter Glas und mit Trauerflor umhüllt, durch Vorhänge verſteckten Bildern, und phantaſtiſch gruppirten Waffen überfüllt, deren Geſchichte und Bedeutung für Alcidor zwar ſehr merkwürdig war, deren Anhäufung jedoch jedem Fremden als eine eben ſo ſeltſame, als unverſtändliche Dekoration erſcheinen mußte. Ein Meubel, das ſich in einer wahren

Profuſion vorhanden zeigte, waren Sopha's von allen möglichen Formen. Einige derſelben wechſelten ſehr oft mit ihrem Platze, indem ſie bald in der Mitte des Zimmers ſtanden, bald an das Kamin rückten, bald in eine Ecke ſich verirrten. Ihnen folgten ebenſo beweglich ein paar runde Tiſche, die mit Büchern bedeckt lagen; dagegen beharrte mit einem gewiſſen Stolze ein großer prächtiger Divan an ſeinem Platze, und füllte mit ſeiner weiten Ausdehnung, und ſeiner großen Anzahl von Polſtern und Kiſſen aller Formen faſt die ganze hintere Vertiefung des Zimmers. Dieſes Meubel ſtand mit Alcidor's Eigenthümlichkeit in der innigſten Verbindung. Es konnte ſich ſchmeicheln, ihm die meiſten Stunden des Tages in ſeinen Armen aufzunehmen, und dabei den glücklichſten Träumereien ſeines Geiſtes zur Wiege gedient zu haben. Hier ſah ich Alcidor in einem Koſtüm das dazu paßte, in geſtickten Morgenpantoffeln, in einem rothſammetnen Rocke und eben ſolchem Beinkleid, mit offenem Halſe liegen, und im träumeriſchen Halbdunkel der verhängten Fenſter, faſt wie ein orientaliſcher Paſcha, ſtundenlang müßig zubringen, nur höchſtens beſchäftigt

den Dampf eines Pachitto in ſich zu ſaugen. Zu ſeinen Füßen auf dem Teppich lag ebenſo unbeweglich ein kleines ſtrohfarbiges Windſpiel vom eleganteſten Bau. Dieſe Gruppe veränderte ſich nur wenig nach den verſchiedenen Tageszeiten, wenn Alcidor frühſtückte, oder am Abend ſeinen Thee trank, und Beſuche empfing. Dieſe Liebhaberei, Thee zu trinken und auf dem Sopha zu liegen, hatte Alcidor aus Laune oder aus Gewohnheit ſo feſt angenommen, daß, wenn man dieſer Züge nicht erwähnte, man nur ein ſehr unähnliches Bild von ihm geben würde. Auf dem Tiſche lagen Kupferſtiche und Bücher, aber in der größten Unordnung; auch hier bekundete ſich des Eigenthümers Sinn für Beſonderheiten. Selten waren ein Teppich oder ein Kupferſtich ſorgfältig hingelegt, ſondern der erſtere hing halb vom Tiſche nieder auf den Fußboden, und der letztere mußte mit einer Menge von Porzellanvaſen, Büſten, Pagoden, Figuren aus gebrannter Erde, und Flaſchen mit wohlriechendem Waſſer, mit alten Folianten und Pergamentbögen zuſammen eine Gruppe jener maleriſchen Unordnung bilden, wie Alcidor ſie liebte, und wie ſie auch allenfalls in

einem Stilleben ſich recht wohl ausgenommen haben würde. Ebenſo behandelte er die Blumen; ſie erhielten ſelten den Platz, das Licht und die Wärme, die ihrem Wachsthum angemeſſen waren, ſondern genoſſen, indem ſie ſich dem Eigenſinne fügten, nur eines kurzen Daſeyns. Beſſer befanden ſich bei dieſem Zwange ein Papagei und ein Kakaduweibchen, die auf Tiſchen in den Fenſter-Niſchen ihren Platz fanden.

Ich begrüßte bei meiner Ankunft dieſe beiden Genoſſen mit der gehörigen Achtung und Zuvorkommenheit, die ein eben angekommener Fremder den alten Bewohnern des Hauſes ſchuldig iſt. Alcidor ſelbſt machte uns bekannt, indem er unſere Käfichte näherte und uns einander vorſtellte. Du ſiehſt, ſagte er bei dieſer Gelegenheit zu mir, du ſiehſt, Palmyra, hier einen Vogel von großem Anſehen und großer Bedeutung vor dir, er heißt Strabo und lebte lange Zeit am Hofe und im Dienſte einer ebenſo liebenswürdigen als hochgeſtellten Prinzeſſin; laſſe ihn dir ſelbſt bei gelegener Muße erzählen, wie er zu mir gelangt iſt. Hier nebenbei ſiehſt du Alinen, fuhr er fort, indem er meinen Käfich an's andere Fenſter brachte,

ſie iſt ein Kakadu-Weibchen, von eben ſo ſeltenen Eigenſchaften, als ſanftem Betragen; wähle ſie zum Gegenſtande deiner ritterlichen Aufmerkſamkeit, ſie verdient es. Ich hatte kaum dieſe Worte gehört, als ich Alinen mit einer leichten, graziöſen Verbeugung grüßte, die da anzeigen ſollte, wie ſehr ich jenes Lob unterſchrieb, das man ihr ſpendete. Sie war ſchneeweiß, mit einem kleinen röthlichen Federhäubchen auf dem Kopfe, ihre Augen waren von der einſchmeichelnſten Dinte und dem ſanfteſten Ausdruck. Die Schmeicheleien, die ſie eben anhörte, gaben ihr eine kleine Miene von Verlegenheit, die ſie dadurch zu maskiren ſtrebte, daß ſie zu ihrem Futterkaſten eilte und in der Geſchwindigkeit ein paar Weinbeeren verſchlucken wollte, die ihr jedoch in der Kehle ſtecken blieben und verurſachten, daß ſie vor unſern Augen auf die elendeſte Weiſe erſtickte. Mein Entſetzen, ein ſo liebenswürdiges Geſchöpf leiden zu ſehen, machte, daß ich mich mit Haſt an das Gitter meines Käfichts drängte, und alle Kräfte anwandte, Alinen zu Hülfe zu kommen; da ich aber mein Gefängniß nicht verlaſſen konnte, griff ich zu einem Mittel, das ſich manchesmal ſchon

bewährt gefunden hatte, ich spritzte nämlich der Leidenden Wasser in's Gesicht, und wirklich zeigten sich diese Anstrengungen vom besten Erfolge gekrönt. Alcidor war bei Alinens Genesung ebenso erfreut, wie ich selbst, und setzte mich mit einigen Lobeserhebungen auf seinen Schreibtisch.

Dieser Vorfall, der sich gleich in den ersten Stunden meiner Ankunft ereignete, war, wie man sehen wird, von großer Bedeutung für meinen Aufenthalt in Alcidor's Wohnung. Nichts hätte ohne ihn gehindert, daß ich sehr ruhig, und vollkommen meinen Träumereien gemäß hätte leben können, denn ich war, was ich so oft heimlich mir wünschte, jetzt in der Nähe eines Dichters. Diese Wesen haben für mich immer eine große Anziehungskraft ausgeübt; ich dachte sie mir stets verschieden von allen Menschen, mit tausend theils seltsamen, erhabenen und glänzenden, theils lächerlichen und baroken Eigenschaften begabt, und in der That, Alcidor war sehr geeignet, mir zu zeigen, daß ich mich in diesen Vorstellungen von der Wahrheit nicht weit entfernt hatte. Er zeigte sich sehr gütig gegen mich, öffnete meinen Käficht, und ließ mich frei im Zimmer und auf seinem

Schreibtiſch herumwandeln; ein Vorrecht, das er auch Alinen eingeräumt hatte, die davon häufig Gebrauch machte. Wir begegneten uns öfters auf dem Schreibtiſch, und indem wir über ſo viele geheimnißvolle Manuſcripte und zerſtreut da liegende Aufſätze dahin ſchritten, knüpfte ſich immer feſter zwiſchen uns das Band einer poetiſchen Sympathie. Ich bemerkte, daß Strabo allein von dieſen Freiheiten ausgeſchloſſen war, und daß er uns bei unſern Spaziergängen oft mit ſehr mißtrauiſchen und finſtern Blicken beobachtete.

Die Weitläufigkeit, mit der ich gleich anfangs Alcidor's Charakter ſchilderte, rechtfertigt mich, wenn ich nun nicht mehr viel von ihm zu ſagen habe. Sein Leben war ſehr einförmig und ſehr wenig von Zerſtreuungen unterbrochen; man konnte es eigentlich nur eine Wanderung von einem Sopha zum andern nennen. Die meiſte Zeit, wenn er nicht träumte oder Beſuche empfing, brachte er am Schreibtiſche zu, wo ich Gelegenheit hatte, auf einer kleinen Alabaſter-Büſte ſitzend, ihm Geſellſchaft zu leiſten. Zwei Dinge ſah ich hier in der Nähe, auf die Alcidor auf eine faſt kindiſche Weiſe eitel war, nämlich ſeine Hand und

ſein Auge; die erſte war ſehr klein und zierlich, und das andere war das Auge eines Dichters, welches immer ſchön iſt. Ich will bei dieſer Gelegenheit Einiges über die Weiſe ſagen, wie Alcidor ſein ſchriftſtelleriſches Talent in Ausübung brachte, und welche Wirkungen er durch ſeine Schriften hervorzurufen trachtete.

Der Kampf mit Vorurtheilen, die man als ſolche erkennt und doch nicht ablegen will, macht immerdar mißmuthig. Dieſes war bei Alcidor der Fall. Er war von Stande, aus einer alten und guten Familie, die ſtets mit Beſcheidenheit der Vorrechte genoſſen hatte, die man ihr früher einräumte, und die eine veränderte Ordnung der Dinge jetzt andern Klaſſen der Geſellſchaft zuwirft. Alcidor beſaß zu viel Geiſt, um nicht einzuſehen, daß hierdurch eine alte Ungerechtigkeit wieder gut gemacht wurde, dennoch fühlte ſich ſein individueller Stolz beleidigt. Man konnte unmöglich reinere Begriffe von den Vorrechten des Adels haben, als er, denn er ſuchte den Grund derſelben in der edelſten Geſinnung, der aufopferndſten Thätigkeit, der reinſten Treue, und des unbeſcholtenſten Namens. Dieſe Eigenſchaften, die zuſammen die

Bedeutung des Adels ausmachen, finden ihre erſte und hauptſächlichſte Stütze in der öffentlichen Meinung, die zweite in den Beſitzthümern des Adels. Die Untergrabung jener erſten Stütze hatte auch den Fall der andern zur Folge. Durch dieſe Veränderung wurde, was früher eine beſondere Gunſt des Geſchickes war, die adelige Geburt, jetzt eine gefährliche und wenig dankbare Stellung. Alcidor fühlte dieſes vielleicht tiefer, als ſo viele Andere ſeines Standes, und dieſe Stimmung äußerte unmittelbaren Einfluß auf ſeine Schriften. Er ſuchte in ihnen jene Grundſätze aufzuſtellen, die er verehrte, jene Gewohnheiten, die man ihn hatte lieben machen, jene Bizarrerieen, die er entſchuldigte, jenes Leben, das ausſchließlich die vornehme Geſellſchaft führt, und ſeine Gemälde boten daher ein buntes Ganze von Ernſthaftigkeit, Frivolität, Grazie, Nachläſſigkeit, Stolz, Eigenſinn und Sonderbarkeit dar. Er hatte nur wenige Charaktere, die er mit einander abwechſeln ließ; er kam in ſeinen Räſonnements immerdar auf die Schmerzen zurück, an denen ſeine eigene Bruſt krankte, an der Spaltung der geſelligen Verhältniſſe, an der Kälte und Verworrenheit, die ſich

überall eindrängt, wo früher Ruhe, graziöse Laune und Liebenswürdigkeit geherrscht hatten, und an dem Zustand einer ewigen Unruhe, Beweglichkeit, eines Drängens und Stoßens, der, indem er sich selbst jeden Genuß raubt, auch keinen andern aufkommen läßt. Weit entfernt, diese Zerrüttung zu hemmen, thaten alle Schriftsteller des Tages ihr Möglichstes, sie zu begünstigen und zu vergrößern. Im Unwillen hierüber isolirte sich Alcidor immer mehr, und was seine Gemälde an Vielseitigkeit dadurch einbüßten, gewannen sie an Eigenthümlichkeit und Wärme. Dieser Eigensinn, nichts von dem Stempel der Zeit annehmen zu wollen, drückte gerade diesen Stempel allen Werken Alcidor's auf. Er schrieb aus Verdruß ziemlich barocke Romane, die die Galanterie wieder in Mode bringen sollten, die die Sitten des Zeitabschnittes vor der Revolution schilderten, und die die gute Gesellschaft mit ihrem Geiste, mit ihren Unarten und Liebenswürdigkeiten wieder zu dem Hauptgegenstand aller Schilderung machen wollten. Nicht die schon abgeblühte Ritterpoesie mit ihren endlosen historischen Romanen, noch weniger die abenteuerliche Romantik mit ihren abstrusen Tollheiten, sondern

das elegante Paris unter der Regierung des fünfzehnten und sechszehnten Ludwigs, war die Schule, aus der er die Grundsätze zur Erneuerung des Geschmacks hervorsuchte. Es lag in den Inconsequenzen von Alcidor's Charakter, daß er bei seinen Begriffen vom Adel gerade diese Epoche wählte, wo er zwar am glänzendsten, aber auch am verderbtesten war. Man kann den Wunsch, diese Richtung wieder hervorzurufen, nicht dem Eigensinne Alcidor's allein beimessen; es ging das vereinte Streben mehrerer Geister dahin, dem geselligen Leben jene ruhige Basis wieder zu verschaffen, die den Grazien, dem Geiste und den eben so feinen als glänzenden Talenten der Geselligkeit wieder sichern Spielraum gestattet.

Alle diese Betrachtungen fand ich Gelegenheit anzustellen, als ich auf dem Schreibtische Alcidor's herumwandelte, bald dieses, bald jenes Manuscript betrachtete, und darüber meinen Gedanken nachhing. Gewiß ist es, daß mir dieser Dichter oft sehr liebenswürdig, oft aber auch sehr beklagenswerth erschien. Wie alle Charaktere, die mit ihrer Zeit nicht zusammenstimmen zu können glauben, fühlte er einen unüberwindlichen Schmerz im

Busen, der sich deutlich in seinen Zügen aussprach, oft in den Augenblicken, wo er die frivolsten Compositionen niederschrieb. Sein Mißgeschick versetzte ihm einen empfindlichen Schlag, indem es ihm Armiden raubte, die ihn am zärtlichsten liebte, weil sie ihn am besten verstand.

Unterdessen fingen meine eigenen Angelegenheiten an, mich so ernstlich zu beschäftigen, daß ich für Alcidor nur wenig Aufmerksamkeit erübrigen konnte. Alinens Liebenswürdigkeit fesselte mich immer mehr. Unser Verhältniß blieb kein Geheimniß mehr, und erregte Strabo's Eifersucht in dem Grade, daß er sich nicht scheute uns unangenehme Händel zu verursachen. Eines Tages fand sich auf dem Schreibtische Alcidor's ein sehr wichtiges Manuscript auf die muthwilligste Weise mit Kralle und Schnabel beschädigt. Der Verdacht dieser Unthat konnte nur auf Alinen oder mich fallen, da wir beide allein nur der Freiheit genossen. Man kann sich meine Bestürzung denken; ich war außer mir, und am Morgen, als das Verhör angestellt wurde, erschien ich in einer tödtlichen Befangenheit, die, wenn Alcidor's Auge nicht sehr scharf sah, leicht als Beweis meiner

Schuld gelten konnte. Leider nahm er ſie auch dafür an, und ich wurde, nachdem ich einen ſcharfen Verweis erhalten hatte, in meinen Käfich eingeſperrt, ohne die Hoffnung zu haben, ihn bald wieder verlaſſen zu dürfen. Aline erſchien vor meinem Gitter, und ſuchte mich durch die ſanfteſten Gründe zu tröſten, allein vergebens. Ich erwiderte ihr, daß ich entſchloſſen ſey, nicht die geringſte Nahrung zu mir zu nehmen, meine Federn nicht zu putzen, meinen Schnabel nicht zu reinigen, keinen Schluck Waſſers mir zu nehmen, bis der ſchändliche Verdacht, der auf mir ruhte, abgewälzt wäre, und derjenige die Strafe erlitte, der mir ſo großen Kummer bereitet hatte. Mit dieſen Worten warf ich einen Blick auf Strabo, der ſich die Miene gab, als ſehe und höre er nichts. Aline, als ſie meinen Entſchluß hörte, verließ mich in Thränen gebadet, und die tiefſte Stille herrſchte jetzt im Zimmer, wo man früher das munterſte Geplauder hatte hören können. Zwei Tage vergingen auf dieſe Weiſe, da wurde Alcidor auf uns aufmerkſam. Welch ein Schweigen! rief er, als er am Morgen in's Zimmer trat: ich kenne euch nicht mehr! iſt euch

denn jeder Stoff zur Unterhaltung ausgegangen? Du, Strabo, erzählst nichts mehr vom Hofe, du, Palmyra, nichts von deinen Reisen, und Aline, die Schwätzerin, hat ihre tausend kleinen Albernheiten eingestellt? — Was bedeutet das? —

Strabo, als er sich angeredet hörte, brach sogleich in ein lautschallendes Geplapper aus, Alcidor ging jedoch seinem Käficht vorüber, und trat an den meinen. Ich sah in seinen Zügen das äußerste Erstaunen als er mich betrachtete; und wirklich bot ich keinen sehr erfreulichen Anblick dar. Auf der untern Stange saß ich zusammengekrümmt, mit einer elenden, nichts sagenden Miene, verwilderten Federn, hohlen Wangen und erloschenen Augen. Wie, rief er, ist's möglich so auszusehen? Nachdem du mir einen so nichtswürdigen Streich gespielt hast, zeigst du dich noch als den Empfindlichen, Beleidigten?

Ich war zu stolz, um auf diese Anrede zu antworten. Alcidor öffnete meinen Käficht, allein ich that keinen Schritt, um die Freiheit zu genieſsen, die man mir anbot; unwillig schloß er die Thüre wieder.

Dieser Muth und dieser Eigensinn hätte mir

das Leben rauben können, wenn nicht von meinem guten Sterne der Zeitpunkt meiner Rechtfertigung herbeigeführt worden wäre. Strabo, nicht zufrieden, mich in Ungnade gestürzt zu haben, verfolgte auch Aline mit seinem Haß, indem er auch dieser einen ähnlichen hämischen Streich zu spielen suchte. Zum Glück für mich ertappte ihn Alcidor bei der Ausführung, als er eben seinen Käficht auf eine künstliche Weise selbst öffnete und herausstürzte, um einen seltenen Kupferstich ebenso zuzurichten, wie er es früher mit dem Manuscripte gethan hatte. Dieses Ereigniß gab mir jetzt schnell meine verlorene Ehre und meine volle Freiheit wieder. Ich verließ meinen Käficht, nachdem ich Toilette gemacht und eine ziemlich starke Mahlzeit genossen hatte. Strabo, der nun seine Intriguen gescheitert sah, verschloß seinen Haß im Busen, und nahm die Miene an, als hätte er nie eine Feindseligkeit gegen mich im Sinne geführt. Er änderte sein Betragen, zeigte mir Offenheit und Freundschaft; jedoch Aline, die ihn kannte, warnte mich wiederholt, diesen Gesinnungen nicht zu trauen; unfähig aber, gegen einen versöhnten Feind Mißtrauen zu zeigen, hörte ich auf ihre

Einflüſterungen nicht. Ich erſchien oft an ſeinem Käfich, und knüpfte mit ihm Unterhaltungen über die verſchiedenſten Gegenſtände an.

Mein Herr, ſagte er eines Tags zu mir, ich habe gehört, daß Sie ein Tagebuch ſchreiben.

Allerdings ſchreibe ich ein ſolches, war meine Antwort.

Welche Gelehrſamkeit! rief er aus. O gewiß enthält dieſes Tagebuch auch für mich höchſt wiſſenswerthe Dinge: dürfte ich Sie wohl um die Gefälligkeit bitten, Einiges mir daraus mitzutheilen?

Mein Herr, erwiderte ich mit einer kleinen Miene von Verlegenheit, was könnte Ihnen mein Tagebuch bieten? Ohne Zweifel haben Sie weit mehr geſehen und erfahren als ich, da Sie am Hofe lebten.

Eben deßwegen. Am Hofe lebt man ſo zerſtreut, man findet ſo ſelten Zeit, die Eindrücke zu ſammeln, ſo daß die Meiſten davon wieder ohne Nutzen verloren gehen. Obgleich die Prinzeſſin, bei der ich mich aufhielt, eine ſehr geiſtreiche Dame war, und ihr Vater, der König, ſogar Verſe machte, ſo gingen alle dieſe Erſcheinungen dennoch in den geräuſchvollen Wogen eines

glänzenden Hofes unter. Um ſeinen Geiſt auf die rechte Weiſe auszubilden, muß man, wie Sie mein Freund, in glücklichen Privatverhältniſſen leben. Er fügte zu dieſer Rede noch einige bittende Worte hinzu, und ich ließ mich überreden, ſchlüpfte in meinen Käfich, nahm meine Papiere zuſammen, und indem ich nicht auf Alinen hörte, die hinzuſtürzte, um mich wiederholt zu warnen, erſchien ich wieder vor Strabo's Käfich. Ohne Zweifel, rief er, werden Sie mir nicht die Ehre abſchlagen, in mein Zimmer zu kommen, ich bitte Sie, es aufzuſchließen und einzutreten. Ich that was er wünſchte, und der ſchändliche Verräther hatte die Freude, ſeine Abſicht vollkommen glücken zu ſehen. Kaum war ich in ſeiner Nähe, als er über mich herfiel, mein Manuſcript zerzaußte und mir ſelbſt mit der rechten Kralle eine tiefe Wunde beibrachte. Alberner Geck! ſchrie er, auf dieſe Weiſe beſtraft man die lächerlichen Anmaßungen der Leute deines Gelichters! Dieſe Worte und die Wunde, die ich erhalten hatte, verurſachten, daß ich ohnmächtig niederſtürzte.

Als ich wieder erwachte, fand ich mich auf einem Polſter des Divans an Alcidor's Seite,

der mich liebkoste und beklagte. Strabo war mit sammt Alinen aus der Stube verschwunden. Ich habe deinen Widersacher entfernt, sagte Alcidor, mit einem gütigen Tone, und du hast jetzt Freiheit, nach deiner Weise dein Leben einzurichten. Zwei so gelehrte Vögel vertragen sich selten mit einander; auch Alinen wirst du nicht wieder sehen, sie war, ehe du kamst, Strabo's erklärte Geliebte, und es ist sehr unrecht von dir, daß du dich in Dinge gemischt hast, die dich nichts angehen.

Diese Worte hätten mir bald von Neuem die Besinnung geraubt. — Aline fort! und ich, wie soll ich ohne sie das Leben ertragen? — Mein Zustand war bedauernswürdig; ich hörte nicht auf Alcidor's Worte, ich achtete nicht auf sein Bestreben, mir stets den besten Platz auf dem Divan zu bereiten, ich fühlte selbst nicht einmal den Schmerz meiner Wunde; Alles um mich her, das ganze Leben war mir gleichgültig geworden. Mitten in meinem Stumpfsinn lauschte ich öfters plötzlich empor, indem ich Alinen's Stimme zu hören glaubte. Ach, abscheulicher Verrath! — So war das Band einer so zarten Leidenschaft auf immer zerrissen, so sollten diese himmlischen

Tage nie wiederkehren? Aline war für mich verloren.

Erſt nach Verlauf einiger Wochen vermochte es die Zeit, meinen äußern und innern Schmerz zu zähmen. Ich beſuchte wieder den Schreibtiſch, ich ſah wieder einige Manuſcripte an und nahm Theil an den Beſchäftigungen Alcidor's.

Er hatte immer einige Werke, ſeine Lieblinge, neben ſich liegen. Einſt ſagte er zu mir: ſieh dieſes allerliebſte Buch, es iſt unmöglich, mit mehr Geiſt und Anmuth zu ſchreiben. Der Verfaſſer nennt ſich Thümmel, und der kleine Roman heißt Wilhelmine. Welch eine Schalkheit des Gegenſtandes, und welche vornehme Eleganz des Styls. Es iſt die Zeit der Amouretten, der Schnörkel und Muſcheln, der Atlasroben und geſtickten Fracks, die Zeit der Despotie und des impertinenteſten Stolzes. Ein Hofmarſchall mit der hohen Stirne voll Uebermuth, mit dem Lächeln voll Glätte und Falſchheit, mit dem Auge voll Geiſt und Leben, ſpielt die Hauptrolle, ihm gegenüber ein demüthiger Paſtor, der in ſeiner dunkeln Pfarrſtube zwölf Jahrgänge düſterer Predigten geſchrieben hat, und den endlich Amor ſelbſt in einer trüben Neujahrs-

nacht durch eine köſtliche Rede voll Witz und Laune daran mahnt, daß es jetzt Zeit ſey, ſich zu verlieben und ein Weib zu nehmen. Der Paſtor erinnert ſich an ein blühendes Mädchen, das ihn, als er einmal bei einem ländlichen Feſte mit ihr Champagner trank, durch ein glänzendes Auge voll Koketterie und einen Buſen von blendender Friſche in Verwirrung geſetzt hat. Dieſes Mädchen iſt Wilhelmine. Ach, ſie iſt nicht mehr das ſüße Kind der unſchuldigen Flur, ſie lebt am Hofe, und der Hofmarſchall läßt ſich von ihr alle Morgen die Chocolade ſerviren. Der gute Paſtor, trotz dieſer Chocolade, wirbt um ſie, und Wilhelmine zieht froh in die dunkle, beſcheidene Pfarrſtube ein. Mit welchem Spott iſt dieſe Brautwerbung geſchildert. Der Hofmarſchall ſelbſt führt ſeine Schöne dem demüthigen Freier zu, und ſtattete die glänzendſte Hochzeit aus. Amor beſchließt dieſes ausgelaſſene Gedicht, indem er ſich auf Wolken emporſchwingt und ſeiner göttlichen Mutter die glückliche Vereinigung des Paſtors mit Wilhelmine erzählt. — — Welche Tollheiten auf wenig Seiten, und mit welcher Grazie geſchrieben! Wie vollendet in allen Theilen ſteht dieſes kleine Meiſterwerk da, werth

den reizendſten und glänzendſten Gedichten der Franzoſen jener Zeit an die Seite geſtellt zu werden. Aber ſo ſchreibt man jetzt nicht mehr! — Man iſt ſo träge, ſo ernſthaft, ſo laumiſch, ſo langweilig! —

Alcidor fuhr fort, mir einige Schilderungen aus jenem Buche vorzuleſen; plötzlich warf er es hin, und ſeine Züge nahmen den Ausdruck des Unmuths und der Niedergeſchlagenheit an. Dieſer ſchnelle Uebergang war in Alcidor's Charakter nichts Ungewöhnliches. Ohne Zweifel hatte er ſeine Gründe, darüber zu trauern, daß in der Zeit, in der er lebte, es keine ſolchen Hofmarſchälle, keine Wilhelminen und keine ſolchen Paſtöre mehr gab. Man muß ihm dieſe Sonderbarkeit nachſehen. Ich für meinen Theil fand nicht rathſam, ihn in ſeinen Träumereien zu ſtören. Ich hüpfte weiter und traf auf ein Buch, das durch ſeine Stelle genugſam anzeigte, wie es in der Gunſt Alcidor's hinter dem vorhergehenden nicht zurück blieb, es war der Childe Harold. Himmel, rief ich bei mir ſelbſt, welch ein Unterſchied zwiſchen der leichtfertigen Wilhelmine und dem tiefſinnigen, mit der ganzen Laſt des Ueberdruſſes beſchwerten

Harold. Beide ſind Lieblingsbücher ihrer Zeit, — aber ſie ſtehen wie die beiden Endpunkte einer Stadt da, die von einem wüthenden Erdbeben hinweggeriſſen worden iſt; die verbindenden Straſſen fehlen, und man kann von einem Ende zum andern nur über Abgründe gelangen. Wir wollen annehmen, daß jene beiden erhaltenen Endpunkte ein Tempel der Freude und die Trümmer eines Grabmonuments ſind. Von einer ganzen reichen bevölkerten Stadt nichts mehr übrig, als ein Freudentempel und ein Grabmonument! Wo ſind die vermittelnden Plätze und Häuſer, die langſam von einem zum andern führen? Wo die Wohnungen, in denen die noch unſchuldige Freude im Genuſſe ſich verwildert, bis ſie zu der Höhe der wildeſten Ausgelaſſenheit dort oben empor fliegt und wieder niederſteigt; wo finden ſich die einſamen Straßen, in denen Stille und Nachdenken die Schlangen des Gewiſſens wecken; wo die Häuſer, in denen die ſcheußlichſte Verworfenheit dieſe Schlangen wieder betäubt, wo das Laſter von Stufe zu Stufe ſein Opfer weiter ſtößt und es endlich aus dem gräßlichen Gewirre heraus auf den ſtillen Weg gelangt, der drüben zum

Grabe leitet? Alle dieſe Straßen, dieſe Häuſer, dieſe Uebergänge, dieſe ganze Stadt fehlt, und wir ſehen nur jene räthſelhaften Endpunkte, das Haus der Freude und das des Todes — Wilhelmine und — Childe Harold! —

So kann man über die Literatur unſerer Zeit philoſophiren. — Es ermüdet allerdings, immer unter Ruinen von Grabmonumenten zu trauern, allein ſollen wir in den wunderlichen, tollen, ausgelaſſenen Reihen zurückkehren, der um jenen Tempel ſich ſchlang? — Die Entſcheidung iſt nicht ſo leicht.

(Eine groſe Lücke im Tagebuch.)

„Brief des Papagei's an den Herausgeber dieſer Blätter."

Wie, mein Herr, was muß ich leſen? Im dießjährigen Meßkatalog, den ich nie verſäume durchzublättern, weil dieſes eine Buch das Leſen ſo vieler tauſend Bücher erſpart, finde ich mein Tagebuch angezeigt. Der Himmel weiß, wie Sie zu dem Manuſcripte gekommen ſind. Aber wie, mein Herr, eine weit wichtigere Frage, was kam Ihnen in den Sinn, die Hälfte dieſes Tagebuchs zu unterdrücken? O darüber muß ich Auskunft haben. Wiſſen Sie, daß ein Vogel von anerkannt rechtlichem Charakter zu Ihnen ſpricht? Meine Freunde verſichern mich, daß der Text nur bis zu der Schilderung Alcidor's geht, wo aber bleibt das Uebrige? — Ich höre, daß Sie die Abſicht haben, das Ganze mit der ſchon etwas verbrauchten Bemerkung zu ſchließen: „das Weitere dieſes koſtbaren Manuſcripts iſt abhanden gekommen, Niemand weiß auf welche Weiſe." Nehmen Sie ſich in Acht, mein Herr, das werde ich nie dulden.

Geben Sie Alles, oder geben Sie nichts. Glauben Sie etwa, daß einige berühmte Namen, die ich mit freimüthiger Feder anzutaſten wage, Ihnen ein übles Spiel machen könnten? Fürchten Sie nichts. Sie ſind ein deutſcher Schriftſteller, und deßhalb ängſtlich, ich kenne die Welt beſſer. Dieſelben Herrn, die vielleicht böſe Miene machen, daß ich ſie angreife, würden noch tauſendmal böſere Mienen machen, wenn ich ihrer in einem Verzeichniß der in Mode ſtehenden Schriftſteller gar nicht erwähnte. Uebrigens bin ich ein Vogel, der ſeine geſunden Krallen hat und einen Schnabel, deſſen Krümmung und Schärfe nichts zu wünſchen übrig läßt. Bringen Sie es gefälligſt unter die Leute. Nebenbei will ich noch ein paar Bekenntniſſe einſchalten. Man kann mir vielleicht vorwerfen, daß ich im Geheim zur Ariſtokratie neige, und ich muß ſelbſt geſtehen, ſo ganz grundlos wäre dieſe Behauptung nicht. Ich ſtamme, mein Herr, aus einer ſehr alten Familie her; wo ich nur hinblicke, durchkreuzen ſich in mir Vergangenheit, große hiſtoriſche Erinnerungen, wie, wollen Sie, daß ich das alles auf ein Commando-Wort vergeſſe? Und wer ſpricht dieſes Commando-

Wort aus? — Leute, die, wenn sie erst im Besitz unserer Vorrechte sich sehen, tausendmal toller und thörichter wüthen werden. Es gibt auch Mesalliancen unter den Ideen, und ich finde, daß die Vermählung der Idee der Aristokratie mit der Idee der Freiheit eine solche politische Mesalliance ist, aus der keine legitime Descendenz von Gesetzen für Staat und Leben zu erwarten ist. Wir sind überschwemmt mit Bastard-Ideen, die einem künftigen Genealogen, der die alten Stammbäume, die Begriffe Staat, Kirche, Gesellschaft sondern will, viel zu schaffen machen werden. Der zweite Vorwurf, den man mir machen kann, ist der, daß ich mich ausschließlich mit den Frauen beschäftige, und daß ich darin meinem berühmten Vorgänger, dem Papagei **Vert-Vert**, zu gleichen strebe; allein eine solche Affektation ist meinem Charakter sehr unähnlich. Fürs Erste bringt es schon meine Persönlichkeit mit sich (ein Ausdruck, der in einem Tagebuche sehr vornehm klingt), daß mir mein Platz gewöhnlich im Boudoir, oder im Schlafgemach angewiesen wird: beides aber sind Orte, wo Frauen unbeschränkt regieren, und wo, im seltenen Falle daß Männer herrschen, sie entweder

ſehr geiſtreich oder ſehr dumm ſeyn müſſen. Es iſt bis jetzt noch nicht angeordnet, daß man Papageien in Deputirten-Kammern aufhängt. Wo ſoll ich alſo Gelegenheit haben, viele männliche Portraits zu liefern? Und, unter uns geſagt, ich glaube es verlohnt kaum der Mühe. Für einen Vogel, der ſeine Zeit gut anzuwenden ſtrebt, gibt es etwas Beſſeres zu thun, als die deutſchen Berühmtheiten zu ſchildern, von denen ein Theil ungewöhnlich alt, und der andere äußerſt jung iſt; eine Geſellſchaft von Embrio's und hundertjährigen Greiſen. Die Nichtberühmten ſind aber von der Art, daß man ſie ſehr gerne heirathet, aber ſehr ungerne von ihnen lieſt. Uebrigens wenn man das Portrait einer Frau gibt, ſo ſind ſchon damit die Portraits von wenigſtens zehn Männern mit einbegriffen, denn unbedingt ſollte man nur ſolche Männercharaktere zeichnen, die im Stande ſind, eine geiſtreiche Frau zu intereſſiren. Dieſes wäre der Standpunkt für einen Hiſtoriker unſerer Tage. Eine That, für die ein geiſtreiches Weib nicht ſchwärmen kann, ein Gedanke, der in dem warmen und weichen Herzen einer Frau nicht Anklang findet, eine Idee, die nicht als Inſpi-

rationsfunke zuerſt aus dem ſchönen Auge einer Geliebten in die Seele des Mannes geſprungen, dürfte gar nicht in die Geſchichtsbücher eingetragen werden. So ſchreiben Frauen die Geſchichte. Und iſt es nicht ſehr begreiflich? Wir ſind über die Zeiten hinaus, wo ein ſchönes, geiſtvolles Weib den Mann zu nichts anderm begeiſtern konnte, als zum Ehekontrakt. Seitdem gewiſſe Briefe erſchienen ſind, die (ſo würden unſere Alten ſagen) für eine Frau wirklich unerlaubt geiſtreich ſind, ahnet man, wo die geheime Quelle der Ideen ſprudelt, die ſeitdem mit ſo viel Wirkung von den Lippen unſerer Philoſophen, Redner, Diplomaten und Dichter ſich ergoſſen hat.

Dieſes ſey nur geſagt, wenn man mir vorwerfen ſollte, daß in dieſen Blättern faſt immer nur Frauen vorgeführt werden. Auch könnte ich noch einen zweiten Grund angeben, weßhalb ich dieß thue. Ich bin nämlich ein Vogel, der in den Grundſätzen der feinſten und edelſten Galanterie erzogen iſt. Nirgends finde ich mich wohler, als in der unmittelbaren Nähe einer ſchönen Frau. Mein Großvater, ein berühmter goldgrüner Papagei, der in Indien im Pallaſt der Prinzeſſin

Kaſchmire ſtarb, hat eigentlich dieſe Grundſätze mir eingeflößt. Obgleich man ihm nachſagte, daß er ein Vogel von etwas leichtſinnigen Sitten ſey, ſo iſt er doch gegen meine Großmutter, einer kleinen grünen Perrüche aus Chili, immer der ehrerbietigſte und zärtlichſte Ehemann bis an ſein Ende geblieben. Man konnte über ſeine Art zu gehen, zu ſprechen, über ſeine Weiſe, den Kopf zu tragen und in einen Mandelkern zu beißen lächeln, es waren allerdings veraltete, zierliche Manieren, allein man mußte ſein Herz, ſeine Grundſätze ehren. Im Vertrauen geſagt, mein Herr, ich finde, daß wir gar nicht ſo übel thäten, dieſe Grundſätze in ihrer ganzen Strenge wieder einzuführen. Was verlieren wir dabei? Indem wir geiſtreichen Frauen huldigen, geben wir uns ſelbſt das beſte Zeugniß, und wenn wir dieſe Huldigungen auch auf eine ſchöne, aber dumme Frau ausdehnen, nun ſo iſt das freilich eine Schwachheit, aber eine hundertmal verzeihlichere, als alle die Schwachheiten zuſammengenommen, die wir allein auf unſerer Studirſtube oder Männern gegenüber begehen. Kann man mit einer Frau nicht über Philoſophie und Literatur ſprechen, ſo

kaum man ſich über die Bereitung einer Sauce mit ihr unterhalten. Die Beſchäftigung mit den Frauen hat das mit der Frömmigkeit gemein: es iſt ganz gleichviel, was wir dem lieben Gott vortragen, es kommt nur darauf an, daß wir ihm etwas vortragen. Ohne dieſen gegenſeitigen Rapport kann weder die Frömmigkeit, noch die Galanterie beſtehen.

Alſo nochmals, mein Herr, keine Auslaſſungen! keine Verfälſchungen! Ich weiß ſehr wohl, daß ich ein ſehr harmloſer Beobachter bin. Ich ſpreche nicht über Politik, obgleich ich weiß, daß ſehr viele gelehrte Papageien ſich heutzutage damit beſchäftigen; was kann alſo an meinen Betrachtungen Anſtößiges zu finden ſeyn? Noch Eins: meine Freunde ſagen mir, daß in der kurzen Lebensbeſchreibung, die Sie von meinem Vorfahrer und mir den Memoiren vorgeſetzt haben, vieles Unrichtige vorkomme. Ich werde mir die Freiheit nehmen, Sie auf Ihre Irrthümer aufmerkſam zu machen, wenn das Buch gedruckt mir vorliegen wird. Zudem beabſichtige ich, die Genealogie meines Hauſes und meine frühere Geſchichte gelegentlich ſelbſt einmal herauszugeben.

Und nun leben Sie wohl, mein Herr! Hier haben Sie meine Kralle, ſchlagen Sie ein, und ſollten wir uns einmal im Leben begegnen, ſey es im Zimmer der kleinen wilden Zephiſe, oder im eleganten Boudoir Aminens, oder in dem Salon der Herzogin von B. — ſo wiſſen Sie, daß ein Freund und Fürſprecher Ihnen nicht fehlen wird. Brama ſegne Sie.

Ihr ergebener „Palmyra.“

Anmerk. des Herausgebers. Wir finden den Papagei in einem berühmten deutſchen Badeorte wieder. Er hat vergeſſen uns anzuzeigen, auf welche Weiſe er dorthin gelangt iſt.

Der weibliche Diplomat. — Ein Complot im cabinet de lecture. — Das Rezept zu einer Austern-Pastete. — Aurora. — Der Lauscher im Wandschranke.

Wenn man von der Liebe verfolgt wird und noch dazu an einem verdorbenen Magen leidet, so kann man leicht in eine Stimmung gerathen, die ursprünglich jenen unglücklichen Geschmack in der Literatur hervorgerufen hat, den ich den „säuerlichen“ nennen möchte. Wir haben mehrere Romane dieser Art aufzuweisen. Ein Memoirenschreiber besonders hat sich vor nichts mehr in Acht zu nehmen, als merken zu lassen, daß sein Koch nicht der geschickte chemische Scheidekünstler ist, als welcher er seinen Sold zieht. Ich war daher sehr dankbar für die Aufmerksamkeit meiner neuen Gebieterin, daß sie durch ein über meinen Käsicht gebreitetes Tuch mir jene Einsamkeit schenkte, die ich nöthig hatte, um Alinens Verlust zu verschmerzen und zugleich die Folgen einer Indigestion abzuwarten, welche ich mir durch ein etwas zu luxuriöses Diner von einem Stück Omelette aux fines herbes

und dem Bruchstück einer Mandeltorte zugezogen hatte. Ich putzte weder Schnabel noch Krallen und öffnete abwechselnd nur ein Auge, mit dem ich einen gleichgültigen satten Blick auf meine Umgebung warf. Von Zeit zu Zeit wechselte ich mit dem Fuße ab, auf dem mein Körper lastete, und zog den ermüdeten in die weiche, warme Hülle der untern Flügelfedern hinauf. Dieses Spiel gewährte mir gerade so viel Zerstreuung, als ich bedurfte, um nicht in völlig düstre und hypochondrische Grillen zu verfallen. Meine Gedanken nahmen allmählig die gleichmäßige und wohlthätige Färbung des grünen Schleiers an, den man über mich gebreitet, und das Summen einer großen Sommerfliege, die auf den Scheiben des nahen Fensters ihre Grotesktänze aufführte, unterbrach die Einsamkeit und Stille meiner grünen Nacht auf eine nichts weniger als störende Weise. Aber dieser behagliche Zustand sollte nicht lange dauern. Ich vernahm mit Widerwillen in meiner Nähe zwei Stimmen, die ein anhaltendes, heiseres Gespräch begannen. Die übelklingenden, zerquetschten Laute eines jungen, unreifen Diskants wechselten mit den kurzen, abstoßenden Impromtüs

eines alten, überreifen Baſſes ab, der ſich noch dazu manchmal zwang, in die Tonart ſeines Gegners überzugehen und nun ganze Paſſagen in einem heimtückiſch leiſen, wahrhaft meuchelmörderiſchen Fiſtelton abſchrillte, daß es mir dabei ganz kalt über den Rücken lief. Offenbar war das ganze Geſpräch ein geheimes, und obgleich ich nichts weniger als neugierig auf deſſen Inhalt war, ſo zwang mich doch mein Mißgeſchick, da die Sprechenden jetzt dicht an meinem Käfich ſtanden, in dieſem Bunde der Dritte zu ſeyn. Unwillkührlich erwachte in mir die Luſt, die Geſtalten zu ſehen, denen dieſe Stimmen angehörten, ich glitt daher leiſe auf der Stange etwas weiter, bis ich an eine Spalte in meinem Vorhang gelangte, die einen Blick in das Zimmer und auf die nächſte Umgebung frei ließ.

Mein Erſtaunen war nicht gering, als ich mich in der Ecke eines Cabinets ſah, das ſchweigende, an einzelne Tiſche vertheilte Gruppen anfüllten. Erſt nach und nach wurde ich gewahr, daß dieſes Zeitungsleſer waren, und daß ich meinen Wohnort in einem **cabinet de lecture** aufgeſchlagen. Da es an ſolchen Orten nicht erlaubt iſt, laut zu ſprechen, ſo war die heimliche

Unterredung meiner beiden Nachbarn mir nun vollends erklärt. Ich richtete meine Blicke auf sie. Der eine war eine dicke, gedrängte und unförmliche Gestalt, in einen kurzen Sammetrock geknöpft, sein unverhältnißmäßig kleiner Kopf saß ihm schief auf der Schulter und hatte das Ansehen eines noch nicht völlig entpfropften Champagnerstöpfels, der noch am Drahte hängt; sein Gegner war dagegen von dürrem Wuchse, bleich, und trug auf dünnen Schultern ein langes, ernsthaftes Gesicht, das wie eine erblindete Laterne aussah. Er spielte mit einem Stöckchen, dessen blitzenden Knopf er bald an die Spitze der Nase, bald noch höher an die Stirne brachte, doch mit so vorsichtiger leiser Berührung, daß keine der symmetrisch geordneten kleinen blonden Locken dadurch aus ihrer Lage kam. Er konnte im Vergleich mit dem Dicken jung heißen; aber es war eine erbarmungswürdige Jugend, eine Jugend unter Runzeln und mit erloschenen Augen, eine Jugend, die man auf Treu und Glauben dafür annehmen muß, weil die gehörige Zahl von Jahren fehlte, um den Ausdruck alt zu gebrauchen. Sein Rock, seine Weste, seine Handschuhe waren jung, sie hatten

ganz die bewundernswürdige, so reizende Frische der Jugend, die sich eben so wenig bei Handschuhen, als bei Gesichtern für wahre Kenner erkünsteln läßt. Meine beiden Sprechenden waren Diplomaten.

Der Alte hatte eben eine lange Rede beendet, und wartete jetzt auf eine Antwort vom Jungen, die nicht erfolgte; statt dieser jenes eben beschriebene Spiel mit dem Stöckchen, wozu das Gesicht jene tödtende, entsetzliche Gleichgültigkeit zeigte, die man mit nichts anderem vergleichen kann, als mit der endlosen Fläche einer großen, gleichmäßig weiß angestrichenen Wand, auf der das nach Abwechslung dürstende Auge auch nicht das kleinste Pünktchen oder Strichelchen entdecken kann. Der Alte erstaunte etwas über diese imponirende Ruhe, dann brach er in einen kleinen wilden Husten aus, während dessen die Worte hervorstolperten: Nun, mein Sohn — Dein Entschluß? Hm! Du gehst jetzt gleich mit diesem Papagei zur Herzogin? hm, hm! Aber, erwiderte das blasse Gesicht, wie wird Sie mich aufnehmen? Wir kennen beide die Dame nicht. Chut! rief der Vater — Gott, wenn das Jemand gehört hätte! Wir kennen

ſie nicht? wir kennen nicht die Herzogin? Bei aller deiner Diplomatie, mon fils, können dich ſolche Reden in's Verderben ſtürzen. Wir kennen die Herzogin, wir müſſen ſie kennen. Sie iſt jetzt das erſte Geſtirn am diplomatiſchen Himmel, wer ſie nicht geſehen hat, wer von ihr nichts zu erzählen weiß, iſt nichts, iſt noch weniger als nichts. Denke, mon fils, wenn ſie dir nun die Ehre erzeigt, nur ein paar Worte mit dir zu wechſeln? wechſeln will ich nicht ſagen, denn was könnteſt du ihr entgegenbieten, du, der attaché eines attaché's, ihr, der allgewaltigen Beherrſcherin der Cabinette? ihr, die alle Portefeuilles der Miniſter unter Händen hat, die Alles weiß, — Gott, mich überfällt ein Schauder; der Gedanke ſchon an ſo viel Größe vernichtet gleichſam alle meine Nerven. Und wenn ſie nun mit dir ſpräche, — wenn ſie dich nun hier auf der Promenade, wo alle Leute es ſehen, grüßte oder wohl gar anredete, wenn du mit ihr nur ein paar Schritte, nur einen Schritt, nur einen halben zuſammengingeſt, — Ha! dein Glück wäre gemacht. Hm, hm! der abſcheuliche Huſten, — die Pillen aus Berlin taugen den Henker was. Nun,

mein Erbe, was ſagſt du? hm. Nichts — immer nichts! hm, hm. Denke dir nur, wie die Welt urtheilen wird? Wer iſt der junge Mann, wird gefragt, der heute mit der Herzogin von B. — ſprach? Ich kenne ihn nicht, lautet die Antwort, aber es muß ein berühmter Diplomat ſeyn. — Weßhalb? — Nun, weil die Herzogin von B. — mit ihm ſprach. **Mon fils, mon fils**, das gibt dann Zeitungsartikel. O, und was ein Zeitungsartikel werth iſt — hm, hm, — das brauche ich dir nicht zu erklären. Ein Zeitungsartikel iſt Brod in der Hungersnoth, Waſſer in der Wüſte, — iſt Gott, Vaterland, Haus, Hof, Polſterſtuhl und Wärmkiſſen unſerer Tage. Wenn ich einmal für dich, **mon fils**, einen recht tüchtigen Zeitungsartikel hätte, dann meinethalben will ich zur Ruhe eingehen, dein Glück wäre gemacht. Hm, hm.

Dieſe letzten Worte, im Ton einer alten Dorforgel vorgetragen, verloren ſich in einem jetzt ſchrankenlos hereinbrechenden, dumpfen, murmelnden Bruſthuſten. Als die erſte Heftigkeit dieſer Exploſion vorüber war, verzog ſich das Geſicht des jungen Diplomaten zu einer Grimaſſe, die nöthig

war, um anzuzeigen, daß das Individuum, dem dieſe Grimaſſe angehörte, jetzt ſprechen wolle. Der Alte hemmte ſogleich ſein lärmendes Intermezzo, um nichts von dem Entſchluſſe zu verlieren, der jetzt laut werden ſollte. Gut, Papa, ſagte der Sohn, ich will zu der Herzogin hingehen, ich will ihr den Papagei bringen, und dann — will ich mich in Beſcheidenheit zurückziehen. — Halt! rief der Alte, nicht zurückziehen! — Dableiben, ein Geſpräch anknüpfen. O Lieber, zum Zurückziehen behalten wir immer noch Zeit. Vielleicht erſchnappſt du ein kleines Geſchäft, einen Auftrag. Ich bleibe dann hier auf dem Platz, und wenn man nach dir fragt, ſo zucke ich die Achſeln, und erwidre: die Herzogin von B. — nimmt ihn ſo in Anſpruch, hm, hm, daß ich ſelbſt ihn nicht mehr zu Geſichte bekomme. Söhnchen, das geht ja immer ſo. Du biſt nicht der Einzige, der auf dieſe Weiſe ſteigt! Hm, hm. Betrachte mich. Wir ſind unter uns. Wodurch hab ich mein Glück gemacht? Ich hatte fließende Ohren, und mein Kopf war immer dieſer Neigung auf eine Seite zugethan, meine Carriere ſchien ſehr zweifelhaften Succeß zu verſprechen, da fand

ſich, daß ich das Talent hatte, kleine Hunde groß zu ziehen. Hm, hm. Bei der Continentalſperre paſchte ich für die erſte Kammerfrau engliſche Nähnadeln über die Grenze. Eins zum Andern, — es ging, hm, hm. So wird es auch bei Dir gehen. Ich bitte Dich, laß nur um's Himmels willen nicht die Herzogin abreiſen, ohne daß man Dich mit ihr zuſammen geſehen; für den Zeitungsartikel laß mich alsdann ſorgen. Chut! Nichts weiter. Da iſt der Graf Bühl, der b—ſche Geſandte, wir wollen ihm einen guten Abend wünſchen, damit die Welt glaube, daß wir mit ihm Geſchäfte beſprechen.

Das ehrwürdige Paar trollte ab, und nicht lange darauf fühlte ich meinen Käfich von der derben Fauſt eines betreßten Dieners erfaßt, und ward an dem Umſtand, daß der jüngere der beiden Diplomaten mir voranſchritt, gewahr, daß ich jetzt der berühmten Herzogin von B. — vorgeſtellt werden ſollte. Nichts konnte mir willkommener ſeyn, als das. Meines hohen Standes, meiner Bildung, meiner Gewohnheit, mich ſtets in guter Geſellſchaft zu befinden, bewußt, zagte ich nicht im Mindeſten, vor einer Frau zu erſcheinen,

die im Rufe ſtand, nur dem Ausgezeichnetſten ihrer Zeit Zugang in ihren Salon zu geſtatten. Ich war froh, meine kleine Gallerie von Frauen-Portraits mit einem ſo bedeutenden Stück vermehrt zu ſehen. Dieſes überlegend, verfiel ich meiner Gewohnheit nach in ſo tiefe Gedanken, daß ich mich, als ich daraus erwachte, im Zimmer der Herzogin befand, ohne recht zu wiſſen, wie ich hineingekommen. Keine Spur von meinen zwei Begleitern, weder von dem Herrn, noch von dem Diener, war zu ſehen, und in der Mitte des Zimmers ſtand eine junge Dame von bezaubernder Schönheit, die ich mit einem ganz eigenthümlichen Lächeln von Schalkheit und Neugierde betrachtete. In ihren großen blauen Augen lag die friſche Unbefangenheit eines Kindes, und um ihre Wangen, von denen ſie das glänzende, dunkle Haargeringel wegſtrich, ſchwebten Züge von Anmuth und Spott, die ich nie ſo verführeriſch verſchmolzen geſehen. Sie legte das Buch, in dem ſie geleſen, auf den Tiſch, und trat an meinen Käſicht. Halb kniete ſie, halb lag ſie auf einem Teppichkiſſen und rief mir ſo die Worte zu, die ich nie vergeſſen werde: „Armer Vogel, kommſt

du, mein Schickſal zu theilen? Auch ich ſchmachte hier, und die kalten, harten Stäbe der Politik umgittern mein armes Herz. Obgleich ich keine Prinzeſſin bin, hat mein Schickſal mich dennoch zum Opfer dieſer fürchterlichen Wiſſenſchaft beſtimmt. Ein beklagenswerthes Loos! Hörſt du die Muſik? Siehſt du dort durch die Bäume die Gruppen der bunten Spaziergänger? ach, mein grüner Liebling, das iſt nichts für uns. Aber tröſte dich, wir wollen gute Kameradſchaft halten, du und ich. Komm, unſre Freundſchaft ſoll mit dieſem erſten Stück Zucker beginnen, das du die Ehre haſt aus meinen Händen zu empfangen.“

Sie hüpfte damit an den Tiſch, und kam bald darauf mit der ſüßen Gabe wieder, die ich mit einem leiſen Gekreiſch des Wohlbehagens auf das Zierlichſte ihren zarten Fingern entnahm. O, rief ich bei mir ſelbſt, wie dankbar muß ich den beiden thörichten Schwätzern im cabinet de lecture ſeyn, daß ſie mich in eine ſo reizende Umgebung befördert haben. Ohne allen Zweifel iſt die ſchöne Göttin die „allgewaltige Beherrſcherin der Cabinette,“ wie ſich das alte, hängende Haupt ausdrückte. Nun, ſie ſoll auch mein Cabinet

beherrſchen, obgleich es nur ein Käficht aus elenden Meſſingſtäben iſt. Dieſe Gedanken waren kaum bei mir zur Reife gediehen, als ich auch in dem Moment ihre Unrichtigkeit einſah, denn hinter meinem kleinen, ſchalkhaften Opfer der Politik trat jetzt eine Dame hervor, die Niemand anders ſeyn konnte, als die Herzogin von B. — Und ſie war es auch.

Gewiß, man muß in die ſonderbarſten Hyperbeln ausbrechen, wenn man dieſe Geſtalt und dieſes Geſicht beſchreiben will. Auf eine einfache Weiſe läßt ſich das nicht thun; denn einfach geſagt, war die Herzogin von B. — nichts weiter als eine magere Frau, mit einem bleichen Antlitz. Vielleicht thut man auch am Beſten, nichts weiter anzuführen, denn das, was über dieſe beiden Bezeichnungen hinausging, iſt eben ſo ſchwierig für die Feder zu beſchreiben, als für den Pinſel auf die Leinwand zu bringen. Man kann höchſtens ſagen, was auf dieſem Geſichte nicht war, es war kein Lächeln darauf, es war keine Schönheit und keine Jugend darauf, es war ſelbſt nicht das zu finden, was man im gewöhnlichen Leben mit einem ſehr wenig bezeichnenden

Ausdruck Charakter nennt; dennoch fehlte man sehr, wenn man diese Gestalt, diese Züge charakterlos nennen wollte. Der individuelle Stempel einer durch Erfahrungen und Leidenschaften ausgeprägten Gesichtsbildung war hier gleichsam den höhern Merkmalen gewichen, die eine Zeit, ein ganzes Jahrhundert den einzelnen bevorrechteten Physiognomien, deren Inhaber sie zu Trägern der großen Interessen gewählt, anheftet. Solche Köpfe und solche Gesichter sind immer nur sehr sparsam vorhanden, es sind gewöhnlich die, an welchen der Physiognom die Weltgeschichte studirt, während er an den andern untergeordneten Charakterköpfen nur dem kleinen Kreislauf der Leidenschaften nachspürt, wie sie ein beschränktes Wirken darzubieten pflegt. Diese weltgeschichtlichen Physiognomien zeichnen sich vor den andern, die ich schlechterdings Haus-Physiognomien nennen will, besonders durch zwei Merkmale aus, durch Kälte und eine unerschütterliche, oft an Starrheit grenzende Ruhe, das, was der gewöhnliche Haufe der Beschauer gewöhnlich für Charakterlosigkeit ansieht. Aber der See, über den ein eisiger Wintersturm dahinfährt, schlägt empörte Wellen,

kehrt jedoch derſelbe Sturm zehnmal wieder, ſo bietet der See ſeinem Wüthen eine glatte unbegrenzte Fläche entgegen, unantaſtbar und geſichert. Muſtern wir zum Beiſpiel eine Gemäldegallerie, die Meiſterwerke der alten Portraitmaler enthält: vor welchen Köpfen bleiben wir am liebſten ſtehen? welche geben uns am meiſten zu denken? Es ſind nicht jene Geſichter, die in blendendem Colorit und lebhaftem Ausdruck uns ſogleich auf den erſten Blick zum Vertrauten ihrer ſtarken, aber niedrigen Empfindungen machen, bei denen der Scharlachmantel den König, der Prieſterrock den Kirchenfürſten, der Faltenkragen den Gelehrten ergänzen und handgreiflich erklären muß; nein, es ſind vielmehr jene bleichen, unſcheinbaren Geſichter, jene nichts weniger als prächtigen Geſtalten, und die keine Diademe, keine Marſchallſtäbe und keine Kronen um ſich haben, von denen uns aber eine geheime Stimme ſagt, daß ſie mit den Diademen, den Marſchallſtäben und den Kronen ihrer Zeit ſpielen durften. Es liegt etwas in einem erloſchenen Auge, das alle glänzenden und feurigen Augen zwingt, die Wimper niederzuſchlagen. Was das aber iſt, wer wagt es zu erklären?

Man könnte es vielleicht das feinſte, geiſtigſte Résumé vornehmer Welterfahrung nennen. Die Seele hat die äußere Larve ſo vergeiſtigt, daß ſie des groben Spiels der Muskeln nicht mehr bedarf, ſondern in ihren regſten Momenten in einem geiſtigen Hauch darüber gleitet, verſtändlich, aber auch erſchreckend für Alle, die kein ſolches Geſicht entgegenſetzen können, und nur mit der alltäglichen, grob gearbeiteten Larve manövriren, mit dem alten, verbrauchten Schellenzug der Muskeln die Affekte herbeirufen müſſen. —

Habe ich nun geſagt, wie die Herzogin von B. — ausſah? Ich glaube nicht. Es bleibt alſo dabei, daß es eine magere Frau war, mit einem bleichen Geſicht. Damit iſt's gut. Sie ſtand, wie geſagt, plötzlich neben dem kleinen „Opfer der Politik," und ich konnte beide Geſtalten bequem in's Auge faſſen. Himmel, wie viel Leben und Friſche auf dem einen, und wie viel Kälte und Ueberdruß auf dem andern Geſichte! es waren die Illuſionen und das Leben neben einander, es war die Poeſie und die Politik, das Mittelalter und die Gegenwart, ein hübſches Lied von Lamartine und eine Abhandlung über die

Quadratur des Zirkels, eine Roſe, noch mit dem Thau des Morgens auf ihren Blättern, und ein Ordensſtern aus Brillanten, eine Kokette, die mit Blicken, und eine andere, die mit Ideen kokettirt, das Reſultat eines angenehmen Abends, und die Summe von Erfahrungen eines Jahrhunderts, das Verderben von jungen Lieutenants, und das Verderben von Königen. — Ach, was konnte man nicht noch alles finden an dieſen beiden Geſtalten des neunzehnten Jahrhunderts?

Die Herzogin trug ein ſchwarzes, einfaches Kleid und einen weißen Hut mit einer weißen Feder. Sie kam eben von einem Spaziergange zurück, und ein Bedienter legte einen Stoß Zeitungen auf den Tiſch. Ihre Augen richteten ſich mit einem jener unbeſchreiblich matten Blicke auf meine geringe Perſon. Die junge Dame nahm das Wort und ſagte mit einiger Schüchternheit: „Wollen Ihre Durchlaucht den Vogel behalten? Man hat ihn zum Geſchenk gebracht.“

„Wer?“

Der Sohn des m—ſchen Legationsſekretairs, der junge Herr von Liebling.

„Nicht der meinige.“

Er wollte wieder kommen; darf er vorgelaſſen werden?

„Nein.“

Beide Damen ſetzten ſich nach dieſem kurzen Geſpräch an den Tiſch, und meine arme, kleine Prinzeſſin fing an die Zeitungen vorzuleſen. Ich konnte eine kleine Freude nicht unterdrücken, daß das Laternen-Geſicht ſo kurzweg abgewieſen worden. Du wirſt weder ihn noch den Alten wieder ſehen, rief ich bei mir ſelbſt, und deine Ohren werden von dem barbariſchen Gekrächze dieſer beiden Lieblinge nichts mehr zu leiden haben. Während ich dieſe Troſtgründe mir mit Behaglichkeit vorhielt, richtete ich meine Blicke auf einen jungen bildſchönen Reiter, der nun ſchon zum drittenmale auf die koketteſte Weiſe an dem Fenſter vorbeicaracollirte, und deſſen Blicke die großen Spiegelſcheiben mit einer impertinenten Neugier durchdrangen. Für den erſten Moment hatte ich die kleine Eitelkeit zu glauben, daß dieſe Anſtrengungen mir gelten könnten, allein ein wenig ſchärfere Beobachtung belehrte mich bald eines Anderen. So oft nämlich das Pferd ſich dem Fenſter näherte, fing die junge Dame am Tiſch an falſch

zu leſen. Jede Lançade des prächtigen Apfelſchimmels draußen wurde zu einem Leſeſchnitzer innen, und zuletzt galoppirte die Leſerin eben ſo ſorglos über die enggedruckten Columnen des **Journal des debats** hinweg, wie der Reiter über die Straſſengaſſe. Die Herzogin, die von dem Augenblicke an, wo ſie ſich auf ihre **Chaise longe** hingeſtreckt hatte, in tiefe Gedanken verſunken zu ſeyn ſchien, hob jetzt den Kopf und ſagte: „Warten Sie, bis der Graf vorübergeritten iſt.“ Dieſe wenigen Worte tauchten das Geſicht der jungen Dame in eine Roſenglut; ſie brauchte das Zeitungsblatt als einen Fächer, um hinter den alten Händeln des Parlaments die jungen Streitigkeiten ihres Herzens zu ſchlichten. Es gelang damit nicht zum Beſten, und da noch dazu der ominöſe Apfelſchimmel die Grauſamkeit hatte, ſich von neuem hören zu laſſen, wäre es um ihre Faſſung ganz geſchehen geweſen, wenn nicht zum Glück ſich die Thür geöffnet und die zuſammengedörrte, ſchwankende Geſtalt eines alten berühmten Diplomaten hinein befördert hätte. Bei ſeinem Anblick gab die Herzogin einen kleinen kränklichen Laut der Theilnahme und der Ueberraſchung von ſich, die ſchwarze Geſtalt

ſank mit Stöhnen in einen tiefen Fauteuil zur Seite der Bergère, und das Fräulein entfernte ſich.

Die Scene hatte ſich verändert. Statt der jungen Marketenderin war ein erprobter tapferer Mitſtreiter erſchienen, einer von der alten Garde der Diplomatie, ein unter den Stürmen des Wiener-Congreſſes und der Juli-Tage ergrautes Haupt. Dieſe Figur war ebenfalls würdig, der Herzogin von B. — an die Seite geſtellt zu werden. Obgleich die Mienen des alten Diplomaten nur grob wiederholten und gleichſam in die Caricatur hinüberſpielten, was ſich auf dem Antlitz der „Beherrſcherin der Cabinette“ in den zarteſten Lineamenten angedeutet fand, ſo konnten die Grundzüge auf beiden Phyſiognomien dennoch für völlig gleich angenommen werden. Dieſelbe Ruhe, derſelbe Ueberdruß, dieſelbe Kälte. Nur fehlte auf ſeinem Antlitz die Anmuth und die Zartheit, die immer der femme du monde eigen iſt, wenn ſie auch noch ſo ſehr den abſtrakten Wiſſenſchaften ſich in die Arme geworfen hat. Man ſah den erloſchenen Augen der Herzogin an, daß ſie einſt für die weibliche Eitelkeit ſchmeichelhaftere Siege

erobert hatten, als es jetzt der Verſtand that. Dieſe Züge, durch einen kalten abſpannenden Gleichmuth herabgeſtimmt, waren immer noch die Züge einer ſchönen Frau. Dieſe kalte, vornehme Geſtalt konnte ein ganzes Blumenbeet melodiſcher Schönheiten vergeſſen machen. Es war die Frau des Jahrhunderts, und Jeder, der ihr nahe kam, fühlte das, ohne ein Wort von ihren Lippen gehört zu haben. Nicht ſo der alte Diplomat. Sein mit ſpärlichen, ſorgſam gekräuſelten weißen Locken geziertes Haupt ſteckte in dem durch den gekrümmten Rücken emporgeſchobenen Kragen wie der Kopf der Wanderſchnecke, die auf das leiſeſte Geräuſch in ihrer Nähe im Begriff iſt, ſich in ihr Gehäuſe zurückzuziehen. Auf dem Antlitz dieſes Mannes war offenbar der chemiſche Prozeß noch nicht entſchieden, und die Säuren herrſchten noch vor. Es gelang ihm noch nicht völlig, die Wunden, die er im Kampf mit den Ideen davongetragen, zu verſtecken.

Das Geſpräch, das zwiſchen beiden jetzt ſtatt fand, war eine jener Unterredungen, die ſich weſentlich gleich bleiben, ſie mögen nun von übermüthigen, ſchlauen Prieſtern am Ufer des Ganges,

oder von den civiliſirteſten Diplomaten am Ufer der Themſe oder Seine gehalten werden. Es herrſcht in beiden daſſelbe kalte Unterdrückungsprinzip, dieſelben kleinen hämiſchen Gewaltſtreiche, die dennoch ſo groß und unberechenbar in ihren Wirkungen ſind, dieſelbe glauben- und andachtloſe Berechnungskunſt. Ich hörte nur die Namen von Menſchen und Büchern dumpf an mein Ohr ſchlagen, und merkte mir nur einen ſcherzhaften Einfall, der den Lippen der Herzogin entſchlüpfte. Sie rieth nämlich an, bei dem häufigen Wechſel der politiſchen Meinungen in unſerer Zeit die Mouſchen wieder einzuführen, und damit zu verfahren, wie es zur Zeit Bolingbroke's in England Mode war. Wer nämlich zu den Tories gehörte, klebte ſich die Schönpfläſterchen auf die linke, die Whig's-Partei auf die rechte Seite des Geſichts. Die angenehmſte Art Zeitungen zu leſen.

Während die Heimlichkeiten Europa's vor mir ausgeſchüttet wurden, betrachtete ich unbefangen und ruhig das Zimmer, meiner alten Gewohnheit zufolge es mit dem Eigenthümlichen ſeiner Bewohnerin in Parallele ſtellend. Es hatte ein etwas

trockenes, freudenloſes Anſehen. Die Eleganz und der ſtudirte Luxus in den Umgebungen und im Geräthe ſchienen dem erhabenen Fluge, den der Geiſt der Herzogin genommen, nur Gegenſtände kleinlicher Eitelkeit und thörichter Prunkſucht. Nichts im ganzen Salon erinnerte daran, daß er von Frauen bewohnt wurde, im Gegentheil, die wenigen Gegenſtände, die auf Tiſchen und Sopha's der Betrachtung ausgeſtellt lagen, erinnerten entſchieden an männliche Beſchäftigungen: Bücher, Zeitungen, Manuſcripte, Portefeuilles, und auf einem Tabouret eine Reitgerte und Damenreithut, nebſt einem paar allerliebſter kleiner ſtrohfarbener Handſchuhe. Auf dem Sopha, in einen Kaſchemirſhawl eingewickelt, ſchlummerte ein kleines Windſpiel von der elegenteſten Raçe. Die bunte und geſchmackloſe Ausſchmückung der Wände konnte, da es Zimmer eines **hôtel garni** waren, dem Geſchmack der Bewohnerinnen nicht zur Laſt gelegt werden. Aber es gibt einen eigenthümlichen Sinn für wohnliche Einrichtungen, der aus jedem vorgefundenen Terrain, ſo verwildert und abenteuerlich es auch ausſehen mag, ein paſſendes und erfreuliches Ganze zu erſchaffen vermag.

Dieſer Sinn mangelte hier; aber wie konnte es auch anders ſeyn? Die Bewohnerin ließ ſich's angelegen ſeyn, in die Höfe Europa's Ordnung und Regelmäßigkeit zu bringen, wie konnte ſie zu gleicher Zeit an die Stellung eines Kanapee's, eines Tiſches, an die Draperien eines Vorhangs in ihren eigenen Gemächern denken. Amine würde keine Stunde in dieſen dürftigen Räumen ausgehalten haben, aber eine Amine war auch wenig dazu geeignet, die Größe einer Intelligenz, wie die der Herzogin von B. — zu erfaſſen.

Dieſe Gedanken wurden unterbrochen durch das Wiedererſcheinen des kleinen „Opfers der Politik.“ Sie rauſchte herein in einem langen faltenreichen Reitkleide, das ihrer graziöſen Taille allerliebſt anſchloß; ihr roſiges Köpfchen wurde durch eine Atlas-Cravate faſt ſtutzermäßig in die Höhe gehalten, und die Augen blitzten mit einem ſeltnen Feuer. Die Stunde der Freiheit hatte für dieſes arme Geſchöpf geſchlagen, die einzige Stunde am Tage, wo ſie keine Zeitungen vorlas, wo ſie keine Reden anzuhören brauchte, die ſie nicht verſtand, die einzige Stunde, wo ſie wieder ſiebzehn Jahr alt ſeyn durfte, mit allen Launen und

Thorheiten, die dieſes glückliche Alter mit ſich bringt. Welche dankbare Blicke glitten auf den alten Fürſten der gekommen war, um mit der Herzogin ein endloſes Geſpräch zu halten; wie zufrieden hörte ſie zwiſchen ſeinen langen dürren Fingern die Porzellan-Doſe quicken, die, für die knöcherne Naſe eine Priſe liefernd, zu einer neuen Folge von Betrachtungen über die Reformbill begeiſterte. Während dieſe wohlthätige Erörterung ſtattfindet, kann man vielleicht etwas länger ausbleiben, als es erlaubt iſt. Die Allee nach dem Kloſter iſt ziemlich lang, und wenn man ſie auch im raſcheſten Galopp zurücklegt, ſo kann man doch etwas mehr als eine Stunde darauf gehen; und dann wird der Reiter des Apfelſchimmels irgendwo halten, er wird grüßen, vielleicht einige Worte ſprechen — ach Gott, wird die Reformbill ſo lange vorſchlagen? Eine Miene des Zweifels und der Beſorgniß malte ſich auf dem Antlitz der Schönen. Der Stallmeiſter trat jetzt herein, um ſie abzuholen; wie ſchnell hüpfte ſie hinaus und wie keck jagte ſie bald darauf am Fenſter vorüber.

Ich war ſchon zwei Wochen bei der Herzogin von B., — und faſt ganz eingeweiht in

die Politik unſerer Tage, ſo wie in die Herzensgeheimniſſe der kleinen Aurore, als ich eines Morgens auf die unſanfteſte Weiſe aus meinen Träumen geweckt wurde, und zwar wiederum durch das disharmoniſche Duett der beiden Stimmen, die im cabinet de lecture mich zuerſt überraſcht hatten. Es waren die beiden Lieblinge, Vater und Sohn. Der Himmel weiß, wie ſie ſich in das Zimmer geſchlichen hatten, doch war es gerade zu den Stunden, wo die Herzogin und ihre junge Begleiterin die vom Arzte vorgeſchriebenen Promenaden hielten. Wieder krächzte der unterirdiſche Baß und wieder ſchrillte der gräßliche Diskant, nur mit dem Unterſchied, daß ſich beide hier noch weniger Zwang anthaten, da Niemand zugegen war, als der Eigenthümer des Hôtels, der in einiger Entfernung von der Thüre ſtand, von Zeit zu Zeit ſie öffnete und mit Aengſtlichkeit auf den Vorſaal hinauslauſchte. Groſſer Brama! dachte ich bei mir ſelbſt, was wollen dieſe abſcheulichen Weſen hier? Ihre Abſicht kann keine friedfertige und gute ſeyn, ſonſt hätten ſie ſich nicht wie die Marder in den Taubenſchlag geſchlichen, und offenbar iſt der ſchurkiſche

Wirth mit im Complot. Himmel, wenn hier eine Conspiration eingeleitet werden sollte, wenn man vielleicht gar beabsichtigte, eine infernalische Maschine in Gang zu bringen! Ich mußte einige Sekunden später über diese Besorgnisse lächeln, als ich in das Antlitz des jungen Herrn von Liebling sah und bemerkte, daß keine Spur auf demselben zu finden sey von dem, woraus die Physiognomen auf die Eigenschaft des Muthes schließen. Man konnte von ihm sagen, was jene Prinzessin im Lustspiel ausspricht: Gott hat ihn geschaffen, darum laßt ihn immerhin für einen Menschen gelten. Ich fing auch bald an gewahr zu werden, was die ganze Verhandlung eigentlich sich zum Ziel gesteckt hatte. Der alte Herr mit dem hängenden Kopfe fing nämlich an, sich auf eine sonderbare Weise im Zimmer herum zu drehen und zuletzt auf einen Wandschrank loszusteuern, in den er sich hineinzuschreiten versuchte, und mit Hülfe des Wirthes und des Sohnes auch ziemlich in der dunklen Oeffnung verschwand, mit Ausschluß des einen Beines, das noch lange draußen zuckte, ehe es ebenfalls in dem engen Gehäuse untergebracht werden konnte. Als dieses

Werk zu Stande gekommen war, erschien das Kammermädchen der Herzogin und eröffnete die jetzt neu angehenden Unterhandlungen mit einem ausgelassenen Gelächter. Man verwies es ihr aufs ernstlichste, und eine Summe, groß genug, um das diebische Händchen der Iris zu füllen, machte, daß sie die Sache von einem weniger komischen Gesichtspunkt anzusehen begann, und die Angelegenheit, wie sie gelobte, zu einem Ehrenpunkt machte. Seyn Sie versichert, mein Herr, begann sie zu dem Eingekerkerten, daß ich von dem Augenblicke an, wo sie darin stecken, den Schrank so eifrig bewachen werde, als wäre es mein Herz. Weder Ihre Durchlaucht, noch das junge Fräulein sollen an diese Thüre rühren, und es wird nur von Ihnen abhängen, ihre Bewegungen und ihren Athem so einzurichten, daß keines den Verräther spielen kann. Dann bleiben sie hier, so lange sie wollen.

Sie eilte mit diesen Worten zum Hauswirthe, und während beide sich leise besprachen und abwechselnd nach der Uhr sahen, fand der unglückliche Legationsrath Zeit, aus seiner Höhle hinaus folgende Worte seinem Erben und einstigen Nach-

folger zuzurufen. Es war ein ſchauerlich dumpfer Ton, mit dem dies geſchah, gebrochen durch die vielen Ecken und Vorſprünge des Kleiderſchranks, klang er wie aus einem Grabe kommend, an die Hinfälligkeit aller irdiſchen Hoffnungen mahnend, während er gerade, wie höhnend, die eitelſten Erwartungen und Wünſche ausſprach.

Mon fils! tönte es, mon fils! hm, hm, ſiehſt du mich hier? Deinetwegen ſtecke ich in dieſem verwünſchten Loche. Nur um für dich ein paar köſtliche Geheimniſſe zu erhaſchen liege ich hier, zuſammengeklappt wie ein Federmeſſer, und gepreßt wie eine Citrone. Hm, hm, der verfluchte Vogel hat uns nichts genützt, nun muß man es auf eine andre Weiſe verſuchen. Nutzen ziehen müſſen wir nun einmal in jedem Fall von dieſem Zuſammentreffen der größten Leute der Zeit. Pſt, kommt nicht Jemand? Verlaßt mich jetzt. Du, mon fils, warteſt unten auf der Promenade, hm, hm. Mich dünkt, ich höre Schritte auf der Treppe, — Chut, Chut! macht, daß ihr davon kommt.

Der Hauswirth war mit einem Satz zur Thür hinaus, ihm folgte das Kammermädchen,

und dieſer der Attaché. Ein dumpfer Seufzer, und die Schrankthüre klappte zu. Ich kreiſchte vor Luſt aus vollem Halſe. Eine elende Unternehmung, rief ich, aber freilich, man kann nicht immer mit engliſchen Nähnadeln zum Ziele gelangen. Wenige Minuten vergingen, und die Herzogin, am Arm des Fürſten, trat herein, die hübſche kleine Aurora folgte ihnen. Der Bediente legte wieder einen Pack Zeitungen auf den Tiſch. Diesmal zeigte ſich auch Fanchette, das Kammermädchen, geſchäftig. Alle dieſe Nebenperſonen verſchwanden aber, und die beiden Hauptſchauſpieler blieben allein auf der Scene. Die Herzogin, wie immer, auf der Bergère liegend, und der Fürſt neben ihr in dem Fauteil verſunken. Eine tiefe Stille. Es war in der That ein Mißgeſchick, und kein geringes für den Lauſcher, daß gerade heute die beiden großen Geſtirne am diplomatiſchen Himmel von einem undurchdringlichen Nebel ſich eingehüllt fanden. Die Herzogin, ermüdet vom Spaziergang, lehnte ihr Haupt aufs Kiſſen, und ſchlummerte ein, der Fürſt jedoch, nachdem er anfangs mit großer Anſtrengung den Gang eines kleinen Sommerkäfers den Aermel hinauf betrachtet

hatte, verfiel in eine Art von Träumerei, die von ſehr hartnäckiger Dauer war. Er murmelte bei dieſer Gelegenheit einzelne Worte, die die Kritik eines Diners enthielten, welches ihm zu Ehren vor ein paar Tagen ſtatt gefunden. Mit einer ermüdenden Langſamkeit, und unterbrochen von übermäßig langen Pauſen, zählte er die Ingredienzien einer Auſtern-Paſtete her, allenfalls ſo, wie ein Dichter die einzelnen Scenen ſeines Trauerſpiels ſich vergegenwärtigen würde. Mit einem kleinen ſatyriſchen Lächeln ging er alsdann auf die Bereitung einer ſauren Fiſchſauce über, wobei er nicht vergaß zu bemerken, daß eine kleine Zuthat von Oel von bewundernswürdiger Wirkung ſeyn müſſe. Seine Miene nahm den Ausdruck von tiefem Kummer an, da er mit wenigen aber kräftigen Worten der ſchlechten Weine erwähnte, und beſonders bei Gelegenheit eines verfälſchten Bordeaux zögerte er nicht, alle Verachtung an den Tag zu legen, die mit Recht auf das Haupt desjenigen fällt, der es wagt, ohne Kenntniß und zureichende Mittel, eine ſo wichtige Unternehmung, wie ein Diner iſt, zu hazardiren. Dieſe Betrachtungen wurden eben mit einigen leichten

Andeutungen, gleichsam raschen Federskizzen über in Wasser gekochtem Aal und Bajonner Schinken geschlossen, als die Pein des armen Eingekerkerten den höchsten Grad erreichte. Ich hörte ihn stöhnen: „Zum Ersticken! hm, hm! — gequetschte Hüfte! hm, hm — Das ganze Geheimniß ein Rezept zu einer Austern-Pastete — verwünscht! — hm, hm. Wer hätte das gedacht. — Mein Husten — hm, hm — unmöglich länger auszuhalten — wo nur die verdammte Soubrette bleibt, hm, hm. Ich öffne leise die Schrankthüre? Chut, es knarrt — Muth! — Er hat mir den Rücken gekehrt — Uf — die Thür ist offen — hm, hm. Jetzt leise fort.“

Der Armselige entwischte glücklich. Fanchette, die eben hereintrat, deckte seine Flucht. Weder die Herzogin, noch der Fürst wurden etwas von dem Legationsrath Liebling gewahr. Ohne Zweifel verfügte sich dieser zum unten wartenden Attaché, um ihm den unglücklichen Ausgang des zweiten Angriffs auf die Geheimnisse der Herzogin von B. mitzutheilen. In der That sah ich auch bald darauf das Paar am offenstehenden Fenster vorbeiwandeln. Sie blieben bei einer Jasminhecke

ſtehen, und ich hörte eine der lächerlichſten Unterſuchungen mit an, die man ſich denken kann. Beide waren nämlich auf den Gedanken gerathen, daß der alte Diplomat nur figürlich geſprochen, und unter den aufgezählten Speiſen und Weinen berühmte Ereigniſſe und Namen verſteckt ſeyn könnten. Beſonders machte ihnen die Auſtern-Paſtete und der in Waſſer gekochte Aal viel zu ſchaffen. Unter erſterer wollten ſie durchaus eine neue unvollſtändig zu Stande gekommene Conſpiration, und unter dem Bilde des zweiten einen berühmten Miniſter erkennen. Die ſaure Fiſchſauce konnte dann entweder eine vielbeſprochene Parlamentsrede, oder einen verſteckten Angriff auf eine feindliche Partei bedeuten. Ein lautes Gelächter, in das ich ausbrach, lenkte ihre Aufmerkſamkeit auf das offenſtehende Fenſter; ſie warfen ein paar ſcheue Blicke hinauf, und verſchwanden dann eilig um die Hausecke. Ich habe ſie nachher nicht wieder geſehen.

Man muß geſtehen, daß die Großen dieſer Erde ein ſehr einſames Leben führen. Da die Herzogin, trotz des immer fortwährenden Andrangs, der ihr Vorzimmer beſtürmte, Niemanden vorließ,

ſo ſah ich ſie faſt immer allein oder mit einigen wenigen Begünſtigten beſchäftigt. Das brachte eine gewiſſe Einförmigkeit hervor, die mir auf die Länge unbehaglich wurde. Gibt es ſchon keinen großen Mann für ſeinen Kammerdiener, ſo gibt es noch weniger einen für ſeinen Papagai. Trotz ihres Rufes und ihres ungemeſſenen Anſehens hatte ich doch bemerkt, daß die Herzogin nicht immer das wirklich war, was ſie ſeyn wollte. Nach und nach traten meinem Blicke einige jener kleinlichen Künſte hervor, die oft die größten Talente verſteckt anzuwenden pflegen, um damit die Inſpirationen des Genie's zu erſetzen, und das Publikum über den wahren Gehalt ihre Anſichten zu täuſchen. Für ein ſchärferblickendes Auge hat jedoch eine Anhäufung ſolcher Lückenbüßer etwas höchſt Niederſchlagendes. Der bewunderte Charakter erſcheint auf Augenblicke aller ſeiner Glorie beraubt, und es zeigt ſich hinter der Maske der geſchickte Schauſpieler, der ſein allzuvertrauendes Publikum dupirt. Auch war die Kälte, die ich bei der berühmten Frau als ſpäteres Ergebniß ihrer Erfahrungen anſah, eigentlich ihrem Weſen urſprünglich eigen; ſie erſtreckte ſich eben ſo über ihre

Urtheile, als über ihre Empfindungen, wenn sie überhaupt zu empfinden verstand. Eine Frau aber ganz aus Calcul zusammengesetzt, ist eigentlich ein Wesen, für das die lebende Schöpfung in ihren Registern gar keinen Namen hat. Auf dem gewöhnlichen Wege naturgemäßer Schlußfolge kommt man nie zu diesem Resultat, nur der Zufall kann es einem in die Hand spielen, wenn man die Masse von Inkonsequenzen und erkünstelten Combinationen unsers modernen Lebens durchstöbert. Es war keine Wärme, keine Tiefe, keine Fülle in ihrem Charakter, und hatte diese Frau jemals geliebt, so war es jene Liebe gewesen, die sich mathematisch beweisen läßt, die aber gerade deßhalb himmelweit von der wahren Liebe verschieden ist.

Zum Glück war mein Aufenthalt bei der Herzogin von B. nicht mehr von sehr langer Dauer. Ich bekam nicht einmal Zeit, den kleinen, zwischen die Politik einlaufenden Roman Aurorens mit dem Reiter des Apfelschimmels bis zu einer Periode zu verfolgen, wo er hätte interessant werden können. Die Herzogin erhielt eines Morgens ungewöhnlich viele Briefe, sie las ungewöhnlich viel Zeitungsblätter durch, und eine Stunde nach

diesen Anstrengungen saß sie im Reisewagen, und ich hörte nur flüchtig von der verwirrt durcheinander laufenden Dienerschaft, daß die Durchlaucht eiligst nach Paris aufbreche. Aurore erschien noch an meinem Käficht, und ihre rosigen Fingerspitzen hielten mir zum Abschied das lezte Stück Zucker hin, das ich aus diesen Händen empfangen sollte. Ich forschte auf ihrem Antlitz, ob diese Abreise ihr Kummer verursache, allein ich fand im Gegentheil ihr schönes Auge von einem Strahl lebhafter Freude verklärt. Ach, dachte ich, so geht also der schöne Reiter auch mit nach Paris. Das ist auch ganz in der Ordnung. Die Kleine, als hätte sie meine Gedanken errathen, warf mir einen zürnenden Blick zu und flog an den Spiegel, um ihre Reisetoilette zu ordnen.

Wie die Damen fort waren, erschien ein trübselig aussehender Diener, der den Befehl hatte, mich zu dem Herrn Legationsrath von Liebling zurückzutragen, aber da dieses Individuum auch schon abgereist war, brachte man mich in das Lesekabinet, wo ich einstweilen, bis weitere Befehle einliefen, der Sorgfalt einer kleinen hübschen Jüdin anvertraut wurde, die hier unter den

Zeitschriften und Büchern regierte und mich mit einigen leuchtenden Blitzen ihrer kohlschwarzen Augen willkommen hieß. Hier hatte ich nun wieder die schweigenden Gruppen vor Augen, die über riesigen Zeitungsblättern brüteten, aber ein immer offen stehendes Seitenkabinet, wo Bücher verliehen wurden, bot meiner Beobachtungsgabe einen erfreulichen Zufluchtsort, den ich auch alsbald in Anspruch nahm. Von der streng aristokratischen Abgeschlossenheit bei der berühmten Frau, ging ich jetzt gleichsam in eine liberale Ausgelassenheit über. Ein buntes Publikum fluthete durch den kleinen Raum des Bücherzimmers an mir vorüber, und sehr sonderbare Bücher, sehr sonderbare Menschen machten sich auf einige Augenblicke geltend. Ich lernte die Bücher kennen, die am meisten Freunde zählten, und wieder andere, die in ihren Mantel von Staub gehüllt, im Bewußtsein ihres Werthes, ruhig und stolz von der Höhe ihrer Bretter unangefochten niederblickten. Seit ich in Alcidor's Nähe gelebt, wußte ich, daß auf diesen Umstand wenig Werth gelegt werden darf. Eine Leihbibliothek gibt nur den Maaßstab für die Gattung von Literatur, die ihrem Wesen und Gehalt nach

ſchon von den Autoren für eine groſse Menge berechnet wurde. Die Behauptung, daß es für einen Schriftſteller oft viel ſchmeichelhafter iſt, nicht geleſen als geleſen zu werden, klingt anmaßlich und widerſprechend, und dennoch iſt ſie wahr. Man denke ſich nur, daß der Autor in dieſelben Hände geräth wie ſein Buch: würde er ſich nicht für unglücklich halten, Freunde zu beſitzen, mit denen er es nicht wagen dürfte, über die Straße zu gehen, und die durch ihren vertraulichen Gruß ihn beſchämten? Ich habe die Autoren nie um ihre Publicität beneiden können, die dieſelbe auf Koſten der innern Jungfräulichkeit und Würde ihrer Gedanken erreichten. Man kann Ideen profaniren, wie man Melodien herabwürdigen kann. Oft iſt der Nachtheil unberechenbar. Ein Gedanke, eine Empfindung, die wir zwingen, im wollüſtigen Gewande eines frivolen Styls vor der groſsen Menge zu erſcheinen, iſt nachher nicht mehr im Stande, eine tragiſche Rolle in einem ernſten, würdevollen Werke zu übernehmen. Auf dieſe Weiſe gehen in jeder Büchermeſſe tauſende von guten Gedanken, würdevollen Empfindungen dem kommenden Dichter verloren. Die Formen des Styls ſind ſo geläufig

im Gebrauch heutzutage, daß man, so sonderbar es klingt, sich wieder einen barbarischen Styl wird angewöhnen müssen, um nur sein wohlerworbenes Eigenthum von Gedanken, Gefühlen und Beobachtungen vor dem Raub des Alles verschlingenden Lesepublikums zu schützen. Darum haben auch manche Autoren wieder die alte Sitte aufgefrischt, sehr ernsthafte Portiers, das heißt, übermäßig lange und langweilige Vorreden, der Thür des Buches vorzustellen. Viele Leser lassen sich abweisen, die größere Zahl aber überwältigt den Hüter, und dringt democh hinein. Ein Muster für den obenbezeichneten Styl bietet „das Buch des Andenkens“ dar. Hier sind gleichsam überall, am Anfang, in der Mitte, am Ende, auf jeder Seite Wachen aufgestellt, die die Menge zurückhalten. Die herrlichsten Gedanken, die wahrsten Empfindungen, die originellsten Schilderungen sind in einem so barbarischen Styl vorgebracht, daß sie noch lange ihre Neuheit und Jungfräulichkeit bewahren werden. Auch hilft das Mittel, das der Herausgeber jenes Buches in Anwendung bringt, den Parketboden seines Styls dermaßen zu glätten, daß die große Menge ihn nicht zu

betreten wagt. Dieſe Betrachtungen alle kann man als ſehr hochmüthig verdächtig machen, ich will alſo nur gleich von vorn herein bekennen, daß ich, für mein Theil, mein Tagebuch ſchreibe, um geleſen, und nicht, um nicht geleſen zu werden.

Es iſt ſchon ſehr oft dageweſen, daß man, um den Geſchmack der größern Maſſe zu bezeichnen, in einer Leihbibliothek fingirte Perſonen ihre Urtheile über Bücher und Autoren ausſprechen läßt. Ich verwerfe dieſes Motiv, obgleich es ſich hier mir ſehr bereitwillig darbietet, und faſſe einige Urtheile zuſammen, die ich gelegentlich aus eigner Anſchauung der Werke (ich habe nämlich, wie bei Alcidor, die Freiheit, im Leſezimmer herumzugehen, wohin ich will) mir entnommen habe.

Aphoriſtiſche Gedanken über einige Autoren und Bücher.

Man darf in unſerer Zeit den Autor nicht von ſeinem Buche trennen; früher konnte man das. Das Buch machte den Mann berühmt, nicht der Mann das Buch, wie heutzutage. Es war ziemlich gleichgültig, welche Stellung in geſellſchaftlicher

Hinsicht der Schriftsteller inne hatte, und in welchem obscuren Städtchen er sein Buch schrieb, man hielt sich an dieses; seit Mad. Staël und Lord Byron scheint es jedoch fast ausgemacht, daß der Autor mit seiner Persönlichkeit und seinen Schicksalen seinem Buche das Interesse erkaufen muß. Er darf nicht allein Poet auf dem Papier, er muß zugleich **poète en action** seyn. Das ist, meine ich, eine nothwendige Folge des wahren Zusammenrückens der Ideenwelt mit der wirklichen. Unsere Schriftsteller schreiben auf dem offenen Markt, nicht mehr in der einsamen Stube, daher findet sich so viel Lärm, so viel Staub, so viel Landstraßen-Wirklichkeit in ihren Werken; aber es verschwindet daraus immer mehr die geheimnißvolle Tiefe und Klarheit, die, „ein schönes Wunder," in den Büchern unserer Alten lebt. Dazu kommt die Hast, zu der wir heutzutage alle getrieben werden. Um nur nicht nachzubleiben, wirft der Philosoph seine Ideen dem Staate zu, der Dichter seine Gefühle der Gesellschaft, und Beide sind zufrieden, wenn sie eine heftige augenblickliche Wirkung sehen. Wer hat jetzt Zeit, alt zu werden, und Bücher zu schreiben, die alt,

nicht veraltet werden? Wer würde heute eine Messiade schreiben, und wenn man sie schriebe, wer würde sie lesen? Die Deutschen besonders geht dieser schnelle Wechsel hart an, sie lieben nicht, ihre Bücher auf der Eilpost zu schreiben, ihre Ideen fließen am glücklichsten und reichsten, wenn sie, wie Voß seine Luise schrieb, bei einer Pfeife Taback unter einer schattigen, großen Linde sitzen, vor sich die Kirchthurmspitze des Dörfchens, und hinter sich den Gemüsegarten, nebst dem Hühnerhof. Da säuselt die alte deutsche Gemüthlichkeit in den Lindenzweigen, und die deutsche Tiefe spiegelt sich wider in der Einsamkeit und Ruhe der Landschaft. Und diese Linde und diese Kirchthurmspitze geht durch die ganze deutsche Literatur früherer Jahre; in den leidenschaftlichsten Poesien Göthe's blickt sie durch, wie in den kältesten, abstraktesten Schriften Kant's. Besonders fällt es den Deutschen schwer, ja fast unmöglich, durch Schicksale das Interesse auf sich zu lenken. Das Leben eines deutschen Schriftstellers ist das Einfachste, was es unter dem Monde gibt. Die einzige Abwechslung, die er etwa hineinbringt, ist, daß er aus einer Stadt in die andere zieht, und

wenn es hoch kommt, von einer Religion in die andere übergeht. Das Letztere macht aber schon so viel Lärm, daß ganz Deutschland darüber aus den Fenstern guckt, wie die Fehde zwischen Voß und Stollberg bezeugt. Schubart flößte den Deutschen zuerst Geschmack an der **poésie en action** ein. Er wurde seiner Gedichte wegen in's Gefängniß gebracht. Eine unerhörte Begebenheit. Früher hatte man sich nie Verse und Gefängniß zusammen denken können; Schubart zeigte zuerst, wie nahe beide Begriffe verwandt waren. Den Deutschen ging ein neues Licht über die Poesie auf, und heutzutage will Jeder durch Gefängnisse berühmt werden; der Staat kann nicht genug Versorgungsanstalten der Art für seine aufkeimenden Talente ausfindig machen. Ebenso ist jetzt eine Unruhe in die deutschen Dichter gefahren; sie wollen nicht mehr in dem obscuren Städtchen oder Dörfchen bleiben, sie wandern aus nach Rom, Neapel, London und Paris. Es genügt nicht mehr zu beschreiben, wie Walter und Luise Erdbeeren pflücken, oder wie der alte ehrliche Pfarrer auf seinem Polsterstuhl hinter dem Ofen schläft, sondern der Verfasser verspricht sich nur dann Succeß von

seinem Buche, wenn er darin sagen kann, daß er mit dem Fürsten Talleyrand einige Worte gewechselt. Das ist gleichwohl eine unglückliche, verkehrte Richtung. Ich will damit nicht sagen, daß die gemüthliche Kirchthurmspitze in der Literatur widerkehren soll, das politische Leben unserer Tage ist zu allmächtig, als daß die Poesie auf einem völlig selbstständigen Throne daneben herrschen könnte, aber es ist betrübend anzusehen, wenn die Dichter fortfahren wollen, mit ihrer Person zu bezahlen. Göthe wurde achtzig Jahre alt, mich dünkt bloß deßhalb, weil er nicht darnach strebte, zugleich poöto on action zu seyn.

Der Verfasser von „Eugen Aram" „Pelham" „Devereux" u. s. w.

Niemand hat so scharf, so kühn und so durchdringend sein Vaterland und seine Zeit geschildert, als dieser berühmte Autor; allein seine Romane zeigen Kälte und Trockenheit. Wo er die Leidenschaft malt, zeigt sich zu deutlich der Beobachter. Es wird uns gesagt, daß Wärme und sogar Glut da sey, aber wir fühlen nichts.

Dazu kommen die Rückſichten, die ein in Mode ſtehender, beſonders ein engliſcher Schriftſteller nie aus den Augen zu verlieren gezwungen iſt. Er darf ſich auf keiner zu warmen Schilderung ertappen laſſen, er muß ſtets mit abgeblaßten Farben malen; daher entſtehen dieſe engliſchen faden Liebhaberinnen, die von der Clariſſe an die ganze Serie der Walter Scottſchen Romane hindurch bis zu der neueſten Heldin des obigen Autors durchgehen. Es ſind immer die beliebten Minna und Brenda aus dem „Piraten," die eine blond, die andere brünett, die eine äußerſt ſchmachtend und empfindſam, die andere ein klein wenig munter, beide aber tugendhaft bis auf den letzten Blutstropfen. Ihre Prüderie erlaubt das nicht anders. Minna wird frühzeitig von Liebe heimgeſucht, zerfließt dabei in Thränen, und Brenda tröſtet und heitert auf, dann wird Brenda wieder von Liebe heimgeſucht, und Minna tröſtet. Man begreift, daß das lange ſo fort gehen kann, ohne den mindeſten Anſtoß zu erregen. Damit werden einige Kapitel des Buchs gefüllt. Endlich aber muß es doch zur Liebesſcene kommen, und da iſt es wahrhaft ergötzlich anzuſehen, wie der arme

Autor ſich windet und dreht, wie ängſtlich da um jeden Kuß gehandelt wird, und wie endlich doch Alles in ein langes, tugendhaftes Geſpräch ſich auflöst und zerfließt. Ein franzöſiſcher Romanendichter wäre außer ſich, wenn ihm zufällig eine ſolche Perſon unter die Feder geriethe, und ein Deutſcher würde ſie kurzweg aus dem Tempel jagen. Im Werther wird auch geliebt, aber auf eine ganz andere Art. So blaß aber auch die Farben ſind, die für ſolche Schilderungen der herrſchende Geſchmack dem Maler auf die Palette gibt, ſo brennend geſtaltet er ſie für die Auffaſſung der andern Leidenſchaften, die nichts mit der Prüderie gemein haben. Alle Gräuel der wildeſten Ehr- und Rachſucht, die vornehmen und niedrigen Laſter groſſer Hauptſtädte, Mord, Blut, Entſetzen werden ſo ausführlich wie möglich motivirt und ausgemalt. Es iſt das ein bezeichnender Zug für die Romane dieſes Autors. In jedem der drei obigen ſpielt der Mord die Hauptrolle, und nimmt gleichſam von vorn herein das Intereſſe des Leſers gefangen. Eugen Aram iſt ein höchſt liebenswürdiger Mörder, im „Pelham“ laſtet auf der anziehendſten Geſtalt im Gemälde der Verdacht

des Mords, und im „Devereux“ wird eine fürchterliche Mordſcene ſogar in's Brautgemach des Helden hinverlegt, und allen dieſen verbrecheriſchen Thaten iſt der endloſe Schweif einer peinlichen Unterſuchung angeheftet, der ſich, recht mit Liebe geſchildert, faſt durch den ganzen Roman zieht, und den ohnedies ſchon trüben, kalten Liebeshimmel, wie ein Entſetzen erregender Kometenſchweif überragt. Der Leſer kann ſich ſeines Helden nicht erfreuen, es kommt kein gemüthliches Verhältniß zu Stande, denn über kurz oder lang kann es doch am Ende ein Mann ſeyn, der den Galgen verdient hat. Man kann ſich auf ſein ſtattliches Ausſehen, auf ſeine intereſſante Blöße und ſeine vornehme Haltung durchaus nicht verlaſſen, denn, man gebe nur etwas genauer Achtung, um ihn her, bald in engern, bald in weitern Kreiſen, ſchleicht ein Individuum von höchſt verdächtigem Ausſehen. Was will dieſes abſcheuliche Weſen? warum zeigt es immer ſeine confiscirte Fratze dicht neben dem intereſſanten blaſſen Geſicht des Helden? O das hat was zu bedeuten! Und gleich darauf hören wir auch die Jury mit ihrem kleinen Stabe an die Thür klopfen.

Es ſchiebt ſich ein Mann herein von höchſt widerlichem Anſehen, er iſt klein, dick und hat eine „prälzende“ Stimme, er ſteckt in ſeinem Rocke wie eine Maus in einer Semmel, und trägt ein Geſicht, das man immer möchte zum letztenmal geſehen haben. Dieſer Mann, der in den Romanen unſers Autors frei ein- und ausgeht wie in ſeinem eigenen Hauſe, dieſer widerliche, abſcheuliche, unleidliche Mann iſt der Polizei-Präfekt. Ihm ſtehen alle Thüren des vornehmen Englands offen, und er hat volle Befugniß, ſeine rothe übelgeſtaltete Naſe überall hinzuſtecken. Und er thut es auch, und die Wirkung iſt dann ganz gewaltig groß, wie wir das bei unſern Helden ſehen, die, ſchuldig oder unſchuldig, nun einmal ihr Schickſal von dem Erſcheinen dieſer „rothen Naſe“ abhängig gemacht haben. Offenbar iſt dieſe Liebhaberei für Criminalfälle dem engliſchen Publikum bis zu den höchſten Klaſſen hinauf eigen. Die franzöſiſchen Novelliſten lieben auch den Mord, ſie behandeln ihn als ein Kapital, das ſeine guten Intereſſen trägt, aber ſie lieben nicht die gerichtlichen Unterſuchungen, der Prozeß iſt ihnen nichts, als eine langweilige Prozedur, im Leben ermüdend,

und noch tauſendmal ermüdender im Buche; bei den Engländern iſt der Prozeß die Hauptſache; ſie haben dafür noch ihre großen Perrücken und ihre Schwarzröcke. Dieſe edle Geſellſchaft wird feierlichſt zuſammenberufen, man geht an die Aufrichtung des Galgens mit einer gewiſſen Gemüthlichkeit, und der Henker ſchärft ſein Schwert unter dem Geſchwäz der alten Gevatterinnen und Baſen. Von allem dem darf nicht das Geringſte unterbleiben, im Leben, wie im Buche. Ein franzöſiſcher Autor zeigt für ſeinen laſterhaften Helden eine oft weit gehende Schwachheit, er ſieht ihm Manches durch die Finger, und wenn es dran und drauf geht, läßt er ihn wohl gar entſchlüpfen; der engliſche überliefert den ſeinigen mit blutendem Herzen der ganzen Strenge des Gerichts. Soll man davon auf die höhere Kraft des Sittlichkeitsgefühls bei einer Nation vor der andern ein Urtheil ziehen? —

Der „Eugen Aram“ gibt uns eine bewundernswürdige Zartheit in Schilderung einzelner Situationen und Gefühle. Der räſonnirende ſcharfe Beobachter tritt hier mehr zurück, und läßt dem

Poeten Spielraum. Es iſt der einzige von den drei Romanen, wo der idylliſche Charakter vorherrſcht. Obgleich die Empfindung auch hier nicht ihr volles ſtarkes Colorit bekommt, ſo geht ſie doch auch nie in Empfindelei über. Es ſind wieder die engliſchen Normal-Romanen-Mädchen, Minna und Brenda hier zu finden. Madeline und Ellinor geberden ſich faſt ganz auf dieſelbe Weiſe, wie jenes Schweſternpaar im „Piraten,“ aber ihre unbeſtimmte, zerfließende Weichlichkeit paßt hier beſſer zu der idylliſchen Umgebung. Ein polternder, gutmüthiger Alter darf nirgends fehlen, und wir finden ihn auch richtig in unſern drei Romanen. Von ihm bekommt der Held in der Regel eine Erbſchaft, und der Leſer eine Doſis Langeweile. Er iſt eben ſo reich an Sittenſprüchen, wie an Guineen, und er öffnet nie den Beutel für ſeine Lieblinge, ohne zugleich die Lippen zu einer Anekdote aus der „guten alten Zeit“ für den Leſer zu öffnen. Man muß ihm verzeihen, daß er ziemlich ſtark trinkt und daß er ein Skeptiker iſt, was die Liebe und die Frauen betrifft; dagegen iſt er aber ſo gutmüthig, und wenn er in ſeinen Späſſen nur ein klein wenig

wichtiger wäre, könnte man ſogar über ihn lachen. Nebenbei geſagt, die komiſchen Figuren ſind nicht die Stärke unſers Autors; er verdirbt ſie ſich ſelbſt durch zu vieles Schildern. Weder der Lord Vinzent im „Pelham,“ noch der alte Invalide im „Aram,“ oder Desmarais im „Devereux“ erwek-ken Lachen, während ſchon eine grob hingewor-fene Skizze einer Figur des Verfaſſers von Peter Simpel genugſam tauglich iſt, einen Hypochonder in gute Stimmung zu verſetzen. Aber Scherz und Amüſement zu geben iſt auch nicht der Zweck unſers Romanendichters. Er ſagt es unumwunden und oft genug, daß er belehren und beſſern will. Seine Muße iſt nicht die unbewußte, ſpielende Göttin, die ihre duftenden Kränze flicht und ſie in die Wellen des vorüberziehenden Baches wirft, unbekümmert, an welches Geſtade ſie treiben und ob ſie überhaupt irgendwo bemerkt und hervorge-holt werden; ſie iſt vielmehr die etwas ſtrenge Lehrmeiſterin, die, indem ſie uns ein duftendes Bouquet Blumen in die Hand gibt, zugleich eine Vorleſung über Botanik hält, und ſehr aufmerk-ſam iſt, ob wir ihr auch zuhören. Hier kom-men wir auf das hervorhebende Merkmal unſers

Autors *, er ist überladen an Gelehrsamkeit und nimmt seine Vergleiche und Bilder aus allen Gegenden des Wissens her. Er erdrückt gleichsam seine Personen unter Juwelen, statt sie damit zu schmücken, und statt ein frisches Gesicht in seinem natürlichen Zauber schimmern zu lassen, entstellt er es durch zu häufige und unpassend angebrachte Schönpflästerchen, die die Schachtel eines Antiquitätenhändlers ihm liefert.

Wollen wir einen der Romane näher in's Auge fassen, es sey „Pelham.“ Er hat außerordentliches Glück gemacht, diesseits wie jenseits des Kanals. Wie rasch, sicher und correct sind die Skizzen aus der großen Welt aufgefaßt; aber wie schwindsüchtig matt schleppt sich der Roman dahin. Es ist eine lange, lange Krankheit, wo wir, statt gesunder Kraft, nichts an unserm Bette erscheinen sehen als dasselbe Glas scharfen, ätzenden Trankes und dieselbe matte, süßliche Limonade. Eines soll dem andern in der Wirkung nachhelfen. Die scharfe Medizin ist die alte bekannte Bitterkeit des Autors gegen die bestehenden Verhältnisse und

* Der gelehrte Vogel nimmt hier die pedantische Miene eines Kritikers von Profession an. D. H.

Mißverhältniſſe in ſeinem Vaterlande, und die matte Limonade iſt der Held und ſeine Schickſale, nebſt dem Beiwerk der Mordgeſchichte. Dieſe ſoll den Kitzel liefern, aber ſie vermag es nicht; das Motiv mit der verführten Geliebten iſt zu oft ſchon da geweſen. Ueberdies zerfällt der Roman dadurch in zwei Hälften, die nur ſehr loſe zuſammenhängen; Pelhams Thorheiten und die unglückliche Unterſuchungsgeſchichte ſeines Freundes. Im erſten Abſchnitt beſchäftigen uns die bunten Gruppen in Paris viel zu ſehr, als daß wir die einzeln eingeſtreuten düſtern Winke, die ſchon auf den zweiten Abſchnitt weiſen, ſehr beachten ſollten; in dieſem tritt Pelham wiederum ganz in den Hintergrund, und es bleibt kaum Zeit genug, ihn ſehr eilig zu verheirathen, wobei diesmal die gewöhnlichen Schmacht- und Liebeſcenen ausgelaſſen werden. Und unſer Verfaſſer kauft ſich gerne davon los, wo es nur irgend geſchehen kann. Er glaubt ſelbſt nicht an die Liebe, die er ſchildert, und nachgerade wird es ihm läſtig, immer dieſelben Phraſen zu wiederholen. Er hat wohl gar einen heimlichen Haß auf Minna und Brenda, und es wird ihm übel, wenn ſie wieder

zuſammenkommen, ihre langen, glänzenden Locken am Abend auflöſen und ſich dann die endloſen, zarten Geſtändniſſe machen, indem ſie ſich mit der größten Gemächlichkeit in den weiten Fauteuil eines Kapitels niederlaſſen; er möchte ſie gar zu gerne verdrängen und einer ſeiner Lieblingsfiguren, einem Lord Vinzent oder einem kräftigen St. John, den Fauteuil einräumen, aber er wagt es nicht. Er zittert vor dem Anhang, den die Schweſtern im Publikum erworben, er will ſie nicht in offener Fehde angreifen, nur heimlich zieht er gegen ſie zu Felde, indem er ihre Moralität verdächtig macht und ihnen deklarirte Mörder zu Geliebten gibt. Aber die tugendhaften Schweſtern ſiegen dennoch und die ganze Schmach fällt auf den heimlichen Angreifer zurück. Er muß dann ſchnell wieder einen Roman ſchreiben, wo er auf das Demüthigſte abbittet, und die prüde Liebesnoth feiert dann wieder doppelt und dreifach ihren Triumph. Aber unſer Autor weiß ſich bei allem dem zu helfen; was er an den achtzehn Jahren verſäumen muß, bringt er an den vierzig und fünfzig nach. Seine Frauen von vierzig Jahren ſind mit groſſer Lebendigkeit und Wahrheit geſchil-

dert. Die Mutter Pelhams, Lady Frances, iſt eine köſtliche Figur, und ihre Briefe ſind das Amuſanteſte faſt im ganzen Roman. Ihre Entführungsgeſchichte gleich am Eingang iſt ein Juwel, was kecke Schilderung, komiſche Wirkung und Wahrheit der Charakterzeichnung betrifft. Eben ſo ſchnell, ſicher und glücklich iſt die Madame Balſac im „Devereux“ aufgefaßt, die alte, elegante Dame, die ſich auf eine ſo talentloſe Weiſe mit der Politik beſchäftigt. Weniger trefflich ſind die Koketten gemalt, und Lady Haſſelton ſtreift über die „Saiten der Gefallſucht“ mit ziemlich ungeſchicktem Finger. Eine engliſche Kokette iſt immer mehr oder weniger eine **précieuse rodicule**, aber die Heimath dieſer edlen Dame iſt Frankreich.

Ueber den Verfaſſer des „William Lovell.“

Von dieſem neueſten Werke des berühmten Dichters möchte ich gern ein paar Worte beibringen. Es klingt etwas ſeltſam, es das neueſte zu nennen, da der Verfaſſer jetzt weit über fünfzig Jahre alt iſt und unterdeſſen zahlloſe andere Werke

geſchrieben hat; allein die Schriften eines Autors datiren nicht nach ſeinem Taufſchein. Die Ideen, die er ausſpricht, werden in dem Maße oft jünger, wie er ſelbſt älter wird, und in dieſem Sinne kann das neueſte Werk ſeiner Feder ein ſehr veraltetes ſeyn, während eine friſche Jugendarbeit zum Bewundern in die Stimmung der jüngſten Zeit hineinpaßt. So ſchließt der Poet den Propheten und der Prophet den Poeten in ſich ein.

Im Jahr 1795 erſchien ein ſehr ſonderbares Buch, es war jener William Lovell, ein Geſchenk, das der zwanzigjährige Autor dem ſechzigjährigen machte. Das alte Jahrhundert ſchrieb es mit dem Griffel des neuen, und wirklich verſtehen wir jetzt erſt dieſen Roman zu leſen. Es erregt ordentlich Entſetzen, wie lebendig aus dieſem Spiegel unſer modernes Elend, die Schwäche und Zerſtörung uns anblickt. In veralteten Worten und Wendungen, in einem Styl, der noch die ſüßliche Weichlichkeit des Siegfried von Lindenberg an ſich trägt, ſpringt der volle wilde Trotz, die kecke Widerſetzlichkeit, das todtmüde Dahinſinken und der ſinnliche Egoismus unſerer Tage hervor. Wer verſtand damals dieſe Sprache? Die ſchöne Zeit

der Baſedowſchen Philantropie, die allgemeine Glückſeligkeitslehre und die ewig fröhliche, lachende Gemeinheit hatte ſich in Deutſchland eben breit niedergelaſſen. Es wurden ſo viele ſchlechte Späſſe gemacht und ſo viele ſchlechte Bücher gedruckt. Man war ſo glücklich. Die Poeſie und die Liebe hatten ihre ewigen Schmerzen, ihre dunkeln Träume, ihre unverſtändliche Myſtik abgelegt und waren ein paar natürliche, freundliche, gutmüthige Schweſtern geworden, die Niemanden einen Spaß verdarben. Sie unternahmen nicht mehr geheimnißvolle Gänge durch die Katakomben der alten Welt, ſondern ſie ſaßen gemüthlich zuſammen in einer Laube am Küchengarten, und Müller aus Itzehoe beſuchte ſie dort im Schlafrock und Pantoffeln, und die liebevollen Schweſtern gaben ihm beim Strickſtrumpf und einer Taſſe Kaffee alle die ſchönen Romane ein, die Deutſchland mit Entzücken las. Nach und nach fand jeder deutſche Schriftſteller den Weg zur Laube hinterm Küchengarten, und es war ein eifriges Hin- und Wiederwandern; nur ein junger Träumer fand jenen Weg nicht, oder wollte ihn nicht finden. Wie dem auch ſey, aber gewiß iſt es, daß er weder die Laube, noch

die Schwestern darin jemals zu Gesicht bekommen. Er schrieb in der Einsamkeit ein Buch, das, trotz des allgemeinen Spasses der Zeit, voll Ernst war; ein Buch voll dunkler Klagen und Verwünschungen, und das durchaus nicht mit einer moralischen Zufriedenstellung schloß. Bei seinem Erscheinen trugen einige Wenige das sonderbare Buch, vorsichtig zwischen zwei Fingern gefaßt, wie eine feurige Kohle zu den zwei Schwestern in die Laube. Aber siehe da, diese wußten weder von dem Autor noch seinem Werke das Mindeste. Man schlug nun verwundert nach, ob sich nicht hie und da im Buche die Namen Poesie und Liebe fänden, und allerdings, man entdeckte auch dergleichen Bezeichnungen, aber das war, wenn man sie genauer betrachtete, weder die echte Poesie, noch die echte Liebe. So ließ man denn das Buch liegen und las es nicht. Ein unnützer Roman mehr in der großen Rumpelkammer der deutschen Literatur, weiter war es nicht. Diese kluge Zeit dachte nicht daran, daß ihre Enkel mit Neugier die Blätter dieses verschmähten Buches auseinander falten, daß sie mit Begierde jene dunkeln, unverständlichen Träume, die es enthielt,

verſchlingen und ſich an den Qualen ſättigen würden, die in ſeinen Kapiteln angehäuft lagen. Denn auch für Deutſchland ſollte die Zeit des angenehmen Spaſſes vorübergehen, und ernſtere Bücher und ernſtere Menſchen wurden heraufberufen.

Jetzt iſt uns dieſer Ernſt ſchon wieder etwas zu viel geworden, und wir möchten wieder lachen und uns freuen können.

Es iſt nicht zu viel geſagt, wenn man behauptet, daß im „William Lovell“ ſchon die Schatten von den koloſſalen Geſtalten Byrons geworfen werden. Der Held unſers Romans erinnert zu gleicher Zeit an Don Juan und an Manfred. Es ſind dieſelben Accorde, nur auf einem minder volltönenden und melodieenreichen Inſtrumente wiedergegeben. Vom engen Rahmen kleinlicher Familienverhältniſſe umgeben, erſcheint hier dieſelbe Figur, der dort eine grandioſe, mit der üppigſten und glänzendſten Fülle ausgeſtattete Landſchaft zum Hintergrund dient.

William Lovell iſt ein Jüngling, der, in Reichthum und Sinnengenuß erzogen, frühzeitig Ueberdruß und Ekel empfindet. Er ſucht die Weiber, und von jeder neuen Geliebten reißt er ſich mit

Unwillen und Spott los. Er entſchlummert träge an dem ſchönſten Buſen, und fühlt an dem zärtlichſten Herzen nur ſeine eigene Kälte und Sattheit. Früh als Knabe denkt er ſchon daran, ſeine Geſpielen zu morden, und es packt ihn eine ſataniſche Luſt, einen heißgeliebten Freund, den er einſt auf einem gefährlichen Abhang ſtehen ſieht, in den Abgrund hinab zu ſchleudern. Wie ſchrecklich! welcher Dämon haucht dieſe fürchterlichen Anfechtungen ihm zu? Ach, kein Dämon, ſie liegen in der menſchlichen Natur. Dieſer gräßliche Drang, das zu vernichten, was er liebt, iſt dem Menſchen eigenthümlich; es iſt ſeine erſte, ſeine ſtolzeſte Fähigkeit. Er iſt groß im Haſſen, im Vernichten; und der erſte Gegenſtand, mit dem man zu haſſen anfangen muß, iſt das eigene Selbſt. Da ſteht Manfred auf der einſamen Klippe, und von ihm abgetrennt, fällt die volle Blüthenpracht der Schöpfung wie ein koſtbarer Mantel in die dunkeln Schluchten und Abgründe des Gebirgs hinab. Er bleibt allein und er wird fürder ewig allein bleiben. So wenden ſich auch in unſerm Roman alle übrigen Geſtalten nach und nach von dem dunkeln Lovell ab. Es wird über

ihn Gericht gehalten und man verläßt ihn. Alle häuslichen und zufriedenen Personen im Roman gehen wieder an ihr Tagesgeschäft, und erst lange, lange nachher trifft die mitleidige Kugel, die den Armen hinwegnimmt. Die letzten Seiten des Buchs sind mit einer gräßlichen Marter gefüllt; es ist der zuckende, wilde Schmerz eines bloßgelegten Nervs, den immer wieder eine rohe Hand berührt. Und das Alleinstehen im Roman ist noch um Vieles peinvoller als jenes auf den Schweizer Bergspitzen. Man begreift, daß einer solchen Brust die Umgebung starrer Felsenstirnen lieber ist, als die stille, maulende Sippschaft von Muhmen und Vettern, die heimlich um den unverstandenen Verurtheilten flüstern und sich hinter seinem Rücken lange moralische Briefe schreiben.

Aber, nun frage ich von Neuem, wie kam ein solches Buch in jene Zeit? — Hierauf wäre kaum eine Antwort zu finden, wenn man nicht annähme, daß jedes Individuum ursprünglich bestimmt sey, einen gewissen Kreis von Ideen und Stimmungen durchzumachen; je höher die Intelligenz, desto weiter der Kreis. Es käme nur darauf an, daß ein großer Dichter recht lange lebte und in jeder

dieſer Stimmungen ein Werk ſchriebe, ſo wäre es völlig unmöglich, daß er veraltete. Allein freilich, wo fände ſich ein ſolches, in voller Geiſtesſtärke beharrendes Leben? Wenn der „ewige Jude“ Schriftſteller wäre, was er nun unglücklicherweiſe nicht iſt, er könnte wahrlich nie aus der Mode kommen.

Es iſt ein Nachtheil unſeres Romans, daß er in Briefen abgefaßt iſt. Dieſe Einkleidung, früher ſo beliebt, geſtattet eine übermäßige Breite, ja ſie fordert ſie ſogar. Unter dem Vorwand pſychologiſcher Treue fluthet ein unendliches Waſſer kleiner Details, in die Behälter einzelner Briefe abgedämmt, über den eigentlichen Stoff der Geſchichte. Es iſt die geſchwätzigſte Manier, ſeine Begebenheiten an den Mann zu bringen. Alles korreſpondirt, die Geliebte mit dem Geliebten, eine alte Tante mit einem alten Onkel, der Bediente mit ſeinem Kameraden und das Kammermädchen mit der Wäſcherin. Solch ein Roman iſt gleichſam ein ungeheurer Poſttag, und der arme Leſer, der ſo viele Briefe auf einmal bekommt, iſt wahrlich zu entſchuldigen, wenn er einige unerbrochen wieder zurückſchickt, das heißt ganze Abſchnitte überſchlägt.

Zum Schluß ſey mir noch erlaubt, einige Verſe aus dem erſten Theile dieſes wundervollen Romans anzuführen. Sie lauten:

Es ſprach der Gram in banger Geiſterſtunde:
Du biſt zu Qualen eingeweiht,
Ein Ziel des Schickſals Grauſamkeit.
Die Bogen ſind geſpannt und jede Stunde
Schlägt grauſam dir ſtets neue, blut'ge Wunde.

Dich werden alle Menſchenfreuden fliehen,
Dich ſpricht kein Weſen freundlich an,
Du gehſt die wüſte Felſenbahn,
Wo Klippen drohn, wo keine Blumen blühen,
Der Sonne Strahlen heiß und heißer glühen.

Die Liebe ſey auf ewig dir verſagt.
Das Thor iſt hinter dir geſchloſſen,
Auf der Verzweiflung wilden Roſſen
Wirſt du durch's öde Leben hingejagt,
Wo keine Freude dir zu folgen wagt.

Dann ſinkſt du in die ew'ge Nacht zurück!
Sieh tauſend Elend auf dich zielen,
Im Schmerz dein Daſeyn nur zu fühlen!
Ja erſt im ausgelöſchten Todesblick
Begrüßt voll Mitleid dich das erſte Glück.

Man halte gegen dieſe Verſe das wunderſchöne Abſchiedslied im Childe Harold, und man wird über die Verwandtſchaft der Gefühle erſtaunen, die beiden zum Grunde liegt.

„Ueber ein paar romantiſche Autoren."

Die Romantiker werden ſelten, man muß ſie aufkaufen wie altes Porzellan. Die Muſe iſt müde geworden, den Hippogryphen zu ſatteln zum „Ritt ins alte romantiſche Land," denn ſie merkte wohl, daß die Wenigſten dort wirklich anlangten, und daß die große Zahl ſich's bequem machte, und überall anderswo hinklepperte, nur nicht in das romantiſche Land. Wieland ſelbſt, der Erſte, der dieſen Ritt unternahm, verwirrte ſich auf eine ſo wunderliche Weiſe, daß er bei dem modernen Luſthäuschen Crebillon's herauskam, nachdem er mit großem Ernſt die Straße nach dem Pallaſte Arioſt's eingeſchlagen. Dergleichen iſt ärgerlich. Man konnte es der Muſe nicht verdenken, daß ſie, nachdem ein ſo erfahrener alter Ritter in die falſche Fährte gelenkt, das ſchöne Roß nun nicht mehr jedem Anfänger vertrauen wollte, der ſie darum anſprach. Goethe erhielt das ſtolze Thier, und man ſagt, er ſoll wirklich ein Stück des verheißenen Landes geſehen haben. Wie dem auch ſey,

der Andrang wurde nun von dieſer Zeit an ganz gewaltig. Das einzelne, ſo ſchwer zu erlangende Roß genügte nicht mehr, es brachen zugleich ganze Heerſchaaren auf, und unter dieſem trunkenen Haufen gab es äußerſt poſſirliche Geſtalten. Sie machten bei ihrem Auszuge einen tollen Lärm, und als ſie heimkehrten, nahmen die Druckerpreſſen in Deutſchland einen ungewöhnlichen Schwung. Es wäre Unrecht, von dieſen Helden mit Spott zu ſprechen, da die meiſten von ihnen bald nach ihrer Rückkunft eines jählichen Todes verſtorben, und man den Todten billigerweiſe nur Gutes nachrühmen ſoll. Einige Nachzügler des Kreuzheeres ſind jedoch dem allgemeinen Schickſal entgangen, und leben und ſchreiben noch. Ihre Gebilde ſind daran zu erkennen, daß ſie immer noch in dem gemüthlichen roſenrothen Schein ſich bewegen, der ſo verführeriſch anfangs die Sinne einnahm. Man findet auf den Blättern dieſer ſelten gewordenen Autoren noch immer die beliebten Kloſtermauern, die ſtrengen Aebtiſſinnen und ſchmachtende Nonnen, die ehrenfeſten Ritter; der alterthümliche Hof zu Worms und der Saal zu Speier ſpielen immer noch eine

große Rolle, und das derbe liebenswürdige Deutsch der Stallknechte wechselt mit den modernen Phrasen eines zarten Ritterfräuleins ab. Den Verehrern dieser Schriften wird noch immer dieselbe alte Laute vorgespielt, auf der die dicken Finger des ehrlichen Baronets, zur Freude Europa's, auf- und abfuhren; man bläst ihnen noch immer das beliebte Waldhorn vor, das seine ersten Klänge im „Franz Sternbald“ ertönen ließ, und wie das Horn des Hüons seitdem die ernsthaftesten Leute tanzen machte. Das Alles ist noch nicht gänzlich dahingeschwunden.

Von unsern zwei Autoren ist besonders einer, der noch mit Liebe an seiner Spindel den alten Werg der Romantik abdreht. Bei ihm geht noch der mittelalterliche Graus mit der größten Ungenirtheit aus, und auf gut altdeutsch wird Bier getrunken und die Hände geschüttelt. Dieser merkwürdige Autor ist es auch, der sich nicht die Mühe verdrießen läßt, jährlich das Publikum von Hexensabbathen und Wechselbälgen zu unterhalten. Ach, man weiß kaum mehr, was diese trüben Gestalten bedeuten sollen, und wenn man nachfragt, so strömt ein ganzer Haufe der widerlichsten

Fratzen auf uns ein, die die Pöbelphantasie des Mittelalters erfunden hat. Man möchte sich die verfeinerte Perfidie unserer Sprache zurückwünschen, die hinter der glänzenden Zierlichkeit Thümmels und Wielands hervorlauscht und mit der französischen wetteifert, um nur diesem ekelhaften biderben Wesen eines Landsknechts aus dem Pappenheimer Heer zu entgehen. Wahrlich, bis auf den letzten Faden abgetragen ist der berüchtigte „altdeutsche Rock;“ er ist um- und umgewendet worden, und gleich dem alten Hut Gellert's hat man mit ihm auf die ausgelassenste und albernste Weise gespielt, jetzt ist's Zeit, daß man ihn bei Seite wirft. Unser Autor ist aber nicht der Meinung; er hat uns kürzlich mit einem drei Bände starken Roman beschenkt, der die bekannten Unruhen der Wiedertäufer in Münster zum Gegenstand hat. Welch ein Stoff für burleske Scenen! Ein Schneiderkönig unter seinen fünfzig Weibern! Es kommen darin die verführerisch klingenden Namen: Nantje, Mietje, Dörtje und Anna Knipperdalling vor. Es wird darin wiederum sehr scharf getrunken, und noch schärfer geprügelt und zugeschlagen. Der Leser zieht von

einer Herberge in die andere, von der Schenke zu den drei Heringen, zum Gasthaus zur goldenen Kugel. Ueberall Gezänke, Schlägerei, Aufruhr. Die Magd Nantje und der Knecht Geert lieben einander — ach, eine niedliche kleine Episode — aber die Freude ist kurz; Nantje erhenkt sich, und Geert wird todgeschlagen! Neues, ödes Herumziehen in den Schenken, neues Gezänk, neues Trinkgelage. Frau Miekje steht vor ihrer Thür und unterhält sich mit ihrem Liebhaber, dem Webergesellen Rotjer. Das Gespräch geht auf gut altdeutsch seinen Gang, da kommt Meister Straatner, der Schneider, eine kleine, höchst boshafte Personnage, dazu; das Thema der Unterhaltung wendet sich, und es wird nun von verrufenen Kneipen, gehenkten Mägden und in den Brunnen geworfenen Kindern gesprochen. Frau Miekje nimmt sich diese Andeutungen zu Herzen und thut einen Griff nach Meister Straatner's, des Schneiders, Antlitz, worauf dieser ihr mit dem Drillhäuschen droht. Dergleichen ist betrübend für den Leser, denn er hat Frau Miekje als eine Person kennen gelernt, die edelmüthig genug ist, ihres Mannes Schulden zu bezahlen, die offenbar

dem wüſten Leben in der Schenke gram iſt, und die keine andre Schwachheit hat, als daß ſie den Webergeſellen Rotjer liebt. Aber getroſt, Frau Miekje kommt doch nicht in's Drillhäuschen, und Meiſter Straatner bleiben ſeine Anzüglichkeiten in der Kehle ſtecken, denn es entſteht ein neuer fürchterlicher Lärm in der Kneipe. Ein großer Zeitpunkt tritt ein: der liederliche Schneider, der Held unſers Romans, zugleich Theaterdichter und Prophet, verläßt ſein Haus, um ſein Apoſtelamt anzutreten. Die Geſchichte nimmt einen großartigen Schwung; aber vergebens hofft der Leſer aus der ſchlechten Geſellſchaft jetzt endlich erlöst zu werden, der Verfaſſer hat gleich am Anfang des nächſten Theils wiederum ein Wirthshaus etablirt, den Gaſthof zur Roſe, und hier bleibt wieder der Leſer vierzig Seiten lang ſitzen.

Aber man muß dennoch nicht glauben, daß der ganze Roman in Kneipen und Herbergen abſpielt, zur Abwechslung erſcheint auch die Reſidenz eines Henkers, des Scharfrichters von Leyden. Die großartige Scenerie wird uns ſehr umſtändlich beſchrieben. „Eine gute Strecke von der Stadt Leyden," heißt es, „lag eine Hufe Landes, die,

obgleich belebt und bebaut, einen ſehr wüſten Anblick gewährte. Da war eine Wieſe, aber ihre Gräſer waren fahl und ungleich; kurz, als wie geſchoren und abgeweidet an einem Ende, unkrautartig aufſchießend an dem andern. Da war ein Feld mit Kohl und andern Küchengewächſen bedeckt, aber unordentlich und wild ſtand Alles darauf durcheinander, und der Neſſeln Saat, die es umkränzte, war mächtiger, als die der Gemüſe. Da war ein Haus, jedoch verfallen, mit gähnenden oder ſchlecht verwahrten Fenſtern und Pforten. Da waren Ställe, aber Jammergeſtalten von Thieren ſchlichen über ihre Schwelle, und ließen ſie widerhallen von krankhaftem Gebrüll und Gewieher; jede Nachbarſchaft floh das verpeſtete Haus; — denn es war die Wohnung des Scharfrichters von Leyden!“

Hier, in dieſer anziehenden Umgebung, angelangt, wird uns nun auch die Hauptperſon vorgeſtellt. Es iſt dieſes ein Mann mit weißen Haaren und einem ſehr milden Antlitz. Er ruft ſeine Knechte zuſammen, und nun erhebt ſich folgendes Geſpräch: „He, Melchior, wie ſteht's mit dem däniſchen Hunde des Prokurators?“ — „Blitz!

es wird ihm nimmer zu helfen ſeyn. Das Vieh liegt ſchon auf der Streu, als ein todter Schelm, und röchelt, daß ihm kein Tropfen mehr in die Kehle zu bringen.“ — „Abgeſtochen, abgedeckt; die Haut iſt ohne Makel, und wird als Doktorlohn gelten müſſen. Adrian, was iſt mit den Kühen der alten Brigitte?“ — „Lumperei, Meiſter. Die Milch iſt wieder weiß, wie Schnee. Das dumme Volk ſieht in der blutigen Farbe ſtets Hexerei. — Wir kennen das.“ — „Deſto beſſer, Adrian, doch iſt dem Volk ſein Glaube nicht zu benehmen, hörſt du? Wir müſſen im Anſehen bleiben. Hennes-chen, du ſchneideſt ein trübſelig Geſicht! Was haſt du?“ — „Ach, Herr, ihr werdet mich ſchel-ten, der Krämer Laurenz hat noch nicht das Rattenpulver bezahlt, das ihr ihm ſchicktet.“ — „Vermaledeiter Pfefferſack!“ — Franz wird geſchickt, das große Schwert zu holen und zugleich ein paar Kohlſtrünke aufzurichten, damit ſich der Meiſter zu einer nahe bevorſtehenden Hinrichtung einübe. „Aber noch beſſer!“ ruft er, der dämpfige Schöps vom Bauer Till, es iſt an ihm nichts mehr zu verderben, mag ſeinen Kopf hergeben. Und — Melchior, wo ſteckſt du, Melchior?“ —

„Hier, Meister.“ — „Hast du den Dänen schon geschmissen und abgedeckt?“ — „Noch nicht. Ich gehe eben hin.“ — „Laß noch das Abthun. Binde den Dänen neben den Shöps an den Zaun. Ich muß meinen steifen Arm wieder einhauen. Was bringt dort unser Bernhard?“ — „Das Roß des alten Graenske, der zur Strafe für seine Milchverfälschungen die Wassersucht bekommen hat, und bald davon abstehen wird.“ — „Lad ab, Bernhard, lad ab, und fahre flugs zum Gärtner an den grünen Teich. Dessen Streitroß ist ebenfalls dahin, und wartet seiner Bestattung. Sodann können beide Creaturen abgedeckt und verlocht werden, daß es in einem hingeht.“

So geht es noch mehrere Seiten fort. Wer wird uns endlich befreien von der Rohheit und Geschmacklosigkeit solcher Scenen? Wann werden wir zur Feinheit und Grazie zurückkehren.

Der andre Romantiker trommelt nun schon seit dreißig Jahren durch dreißig Bändchen hindurch aus dem dreißigjährigen Kriege den Pappenheimer Marsch.

Es gibt eine alte deutsche Sage, sie steht nicht in Grimms Sagenbuch, aber sie ist dessen-

ungeachtet ächt deutsch — das ist die Sage vom Bier-Esel. Ihr Inhalt ist folgender. In einer kleinen deutschen Stadt schleicht Nachts durch die winkligen, mit hohen Giebelhäusern und vorgebauten Erkern eingefaßten Straßen ein Gespenst, das von ganz eigenthümlicher Form und Beschaffenheit ist. Es zeigt sich unheimlich groß, von grauer Farbe, und gleicht halb einem Esel, halb einem verwachsenen Menschen; die Wahrheit ist, daß Niemand eigentlich recht genau es ins Auge zu fassen gewagt hat. Verweilt nun einer der ehrsamen Bürger des Städtchens zu lange im Bierhause, oder begibt er sich, mit zu scharfer Ladung versehen, heim, so lauert ihm das Gespenst auf, und springt, wenn er um einen der zertrümmerten Eckſteine biegt, ihm plötzlich auf den Rücken. Der Arme, der in seinem Schreck wieder nüchtern wird, strengt vergebens alle Kräfte an, den unheimlichen Reiter loszuwerden, er setzt sich in vollen Lauf, er wirft sich auf den Boden, er streift wie wahnsinnig an den Mauern hin, umsonst, fest angeklammert erhält sich das Ungethüm auf dem Rücken und bläst seinen kalten Hauch dem Träger in den Nacken. Dieser wird

ihn nicht eher los, als bis er, athemlos und zum Umſinken erſchöpft, an ſeiner Hausthür angelangt iſt, wo denn der Bier-Eſel verſchwindet. Wehe denen, die in ein altes deutſches Städtchen gerathen, mit Gibelhäuſern und Erkern, und wo der romantiſche Bier-Eſel umgeht; wie leicht — wenn ſie um eine Ecke biegen — fliegt ihnen die graue, formloſe, fabelhafte Geſtalt an, und ſie werden ſie fürder nicht wieder los.

Ueber die „Epigonen.“

In dieſem hübſchen Buche findet man Alles, was man im vorigen vermißte. Hier iſt nicht „Geert und Nantje,“ ſondern hier ſind die Intereſſen der Gegenwart, hier nicht mehr der alte Saal zu Speier, ſondern der Salon der modernen Zeit. Nebenbei macht man ſich über den alten Saal zu Speier luſtig, und das iſt ganz gut.

Ich will nur als ein Vogel, der die Aufrichtigkeit liebt, und auch eben keinen Grund hat, ſich zu verſtecken, ſogleich bekennen, daß das Urtheil über obiges Buch nicht ſo ganz das meinige iſt, ſondern von einem Manne herrührt, der ſelten

den Buchladen beſuchte, aber wenn er kam, immer eine erfreuliche Erſcheinung für mich war. Er glich vollkommen dem Prokurator im „Candide," der Alles tadelt, und für den man aus dieſem Grunde leicht eine unbegrenzte Ehrfurcht empfindet; denn, denkt man bei ſich, gleich dem guten Martin im „Candide," wie unendlich geſcheit muß derjenige ſeyn, dem Alles kleinlich und gering erſcheint, was uns zur höchſten Bewunderung hinreißt. Mein Prokurator ſah die gefüllten Bücherbretter an, wie ein ruhiger Bürger die anrückenden Reihen eines feindlichen Heeres anſehen würde, das da erſcheint, um ihn aus ſeiner Ruhe und ſeiner Zufriedenheit herauszutreiben. Anfangs glaubte ich, er gehöre zu einer gewiſſen neuen Schule, deren Anhänger ſich's zur Pflicht gemacht haben, ſelber nichts zu produziren, um mit deſto mehr Muße über alles Produzirte herzufallen, allein ſeine Grundſätze und Anſichten ſtimmten nicht zu dieſem Bilde. Es war in ihm kein Funke jenes Cliquengeiſtes, der ſo widerwärtig iſt und doch oft in ſeinen Wirkungen ſo erſprießlich. Er redigirte kein käufliches Tageblatt, und lobte nicht, um wieder gelobt zu werden, mit einem

Worte, er gehörte nicht zu den „Strebenden.“ Es verſteht ſich von ſelbſt, daß kein einziges Journal auch nur mit dem geringſten Wörtchen der Bücher, die er drucken ließ, Erwähnung that. Das iſt ſo natürlich; wo ſollte man ihn auch hinthun? In die Spalten welcher Zeitſchrift gehörte eine Feder, die lauter „unzeitgemäße Dinge“ ſchrieb? Der Prokurator war ein unbrauchbares Möbel. Er rächte ſich, wie geſagt, für dieſe vorſätzliche Nichtachtung dadurch, daß er Alles verdammte, was nur von ferne das Anſehen eines Buches hat, ſeine eigenen Bücher nicht ausgenommen.

Eines Morgens fand ich den Prokurator allein im Leſezimmer mit dem obigen Buche beſchäftigt. Er hielt es zwiſchen ſeinen dicken Fingern und ließ die Seiten mit einer unglaublichen Geſchwindigkeit an ſich vorübergleiten. Dabei ſang er eine Opernarie, ſchnupfte Tabak, ſpielte mit zwei ſehr artigen Blenheim-Spaniel-Händchen, lorgnettirte nach den vorübergehenden Morgen-Spaziergängerinnen, und verzehrte zugleich ein filet mignon de poulet. Das war die Art, wie der Prokurator Bücher las. Konnte er es nicht auf

dieſe Weiſe, ſo that er's gar nicht. Nach einer kleinen Weile trat ein Freund herein, ſetzte ſich auf den Stuhl, von dem der Prokurator aus beſonderer Rückſicht ſeine Füße herabgleiten ließ, und es begann folgendes Geſpräch.

„Sie leſen was Neues?"

„Ja."

„Und Sie finden es?"

„Teufelsmäßig ſchlecht; verfehlt im Plan wie in der Ausführung."

„Wie gewöhnlich."

„Dennoch kann ich Ihnen ſagen, daß das Buch von guten Gedanken wimmelt, und daß es in einem ganz allerliebſten Styl geſchrieben iſt."

„Ach," ſagte der Fremde, und griff in die dargebotene Doſe des Prokurators, „wer von uns wüßte nicht, daß ein Buch ganz teufelsmäßig ſchlecht und dabei doch ein ſehr vorzügliches Werk ſein kann?"

„Sie ſind ſpottſüchtig," erwiderte der Prokurator, und verſchlang dabei ein ungeheures Stück Poulet; „allein ich bleibe bei meiner Behauptung, es werden keine Bücher mehr geſchrieben, die es verlohnten, ſeinen Daumen und Zeigefinger an Pappendeckel und

Druckpapier täglich auch nur eine Stunde zu reiben. Ich ſage Ihnen, Petrarca war der Letzte, der einen guten Vers machte, in dem Kopfe Shakespeare's, will ich Ihnen zugeben, keimte die letzte wahrhaft dramatiſche Idee, Cervantes ſchrieb den letzten guten Roman — alles ſpäter Folgende iſt Nachahmung, und das Kommende wird eine Nachahmung einer Nachahmung ſeyn, wenn nicht das Mittel eintrifft, von dem allein Rettung zu hoffen iſt.“

„Und dieſes Mittel?“

„Dieſes Mittel ſind die Barbaren.“

Es entſtand eine Pauſe, während welcher der kleine Zuhörer den Prokurator ſtaunend anſah. „Aber,“ fuhr dieſer fort, und zog dabei die Brauen in die Höhe, „es müſſen Barbaren von der ächten Sorte ſeyn. Verſtehen Sie mich, Lieber? Ha, wie wollte ich da mit Freuden ſelbſt Hand an's Werk legen und den Feuerbrand in jene fluchwürdigen Kabinette ſchleudern, die ſich Leſe-Kabinette nennen!“ Hiemit glühten die Augen des Prokurators ungewöhnlich, und er erhob den Schenkel ſeines Poulet, drohend, als wollte er ihn mit

allem Nachdruck in den Jabot ſeines Gegners ſchleudern.

„Sie würden doch einige Bücher retten wollen?“ fragte dieſer beſtürzt und ängſtlich.

„Kein einziges. Somit würden die Runzeln aus dem Antlitze der Menſchheit alle getilgt ſeyn, und unſere Nachkommen hätten wieder eine friſche Jugend. O mein Freund, es iſt grauſen-erregend, welch eine Laſt von Büchern beklemmend auf uns liegt! Welch ein Vergnügen muß derjenige gehabt haben, der zum erſtenmal ſeine Ideen in einen Sack ſchob, und dieſen Sack „Buch“ nannte! Sein Entzücken muß höchſtens von den Gefühlen des Glücklichen übertroffen worden ſeyn, der zum erſtenmal in dieſen Sack griff, oder der das erſte Buch las. Und als man zwei ſolche Bücher beiſammen hatte — wie merkwürdig! und vollends drei — welch ein wunderbares Ereigniß! und waren es fünfzig, ſo wurde eine Stadt deßhalb berühmt, und man eroberte ſie wegen ihrer fünfzig Bücher, die man alle mit der höchſten Begierde durchlas.“

„Sie ſind witzig,“ erwiderte der kleine Mann

ruhig, „aber sagen Sie mir, wie finden Sie diese Brühe?“

„Nicht sonderlich; doch wieder auf unser Buch zu kommen,“ rief der Prokurator mit einer Miene von Wichtigkeit. „Wissen Sie wohl, daß es das beißendste Epigramm auf die Demokratie enthält, das ich seit langer Zeit gelesen habe?“

„Ach, was Sie sagen! Der Verfasser steht doch gerade nicht im Rufe eines so scharfen Parteigängers.“

„Ich verehrte ihn bis jetzt nur als Dichter,“ rief der Prokurator, „aber urtheilen Sie selbst, ob ich nicht Recht habe. Die Lehre des Buchs ist augenscheinlich diese: Ein Rotürier kann, nach den Verhältnissen, wie sie jetzt bestehen, allenfalls Gold gewinnen, er kann Fabriken anlegen, und scheinbar sogar den Adel an Macht überflügeln, aber dieses hindert nicht, daß er immerdar heimlich die Dupe des Adels bleibt, der zwar von ihm sich willig seine Reichthümer abnehmen läßt, dafür jedoch an den hübschen Frauen der Fabrikherren sich schadlos hält. Die Lehre ist verdammt beißend und im übermüthigsten Stolz der Kaste gegeben. Der Adel geht unter, gut — aber die Canaille soll

wenigſtens auch nicht triumphiren. Dafür iſt geſorgt, daß ſie, auf ihren Geldkaſten ſitzend, den Todesſtoß erhält.“

„Das Alles erregt meine Neugier. Erklären Sie ſich etwas deutlicher über dieſes ſonderbare Buch; ich bitte.“

„So hören Sie. Das Buch iſt ſehr allegoriſch gehalten; es iſt voll ſymmetriſcher Gegenſätze, und deſto ſicherer kann man annehmen, daß es dem Verfaſſer darum zu thun iſt, eine gewiſſe Lehre zu geben. Zwei Hauptmaſſen zeigen ſich in der architektoniſchen Anordnung: ein Fürſt und ſein Hof, und ein reicher Fabrikherr mit ſeiner kaufmänniſchen Umgebung. Mitten inne, beides verbindend, ſteht ein kleiner Pavillon für die Liebe, allein er iſt ziemlich mesquin gerathen. Der Baumeiſter fand nicht mehr Platz vorräthig, vielleicht glaubte er auch, daß die Zeit ſelbſt den Pavillons nicht mehr ganz günſtig ſey, und er verlegte darum den ſeinigen an eine Stelle, wo der ſtille Gottesdienſt der darin Feiernden einerſeits von den rauſchenden Schwungrädern der Fabrik, anderſeits von dem Geplauder der Hofſchranzen geſtört wird. Für den Helden des Romans ſind bequeme

Treppengänge gebaut und er kann trockenen Fußes aus der Fabrik in den Hof-Salon, und aus diesem wieder zurück in die Fabrik gelangen. Zwischendurch ruht er im Pavillon aus.“

„Aber es ist noch die Frage, ob er der Held ist. „Frei athmen macht das Leben nicht allein!“ sagt Iphigenie, und „Zuschauen macht den Helden nicht allein,“ könnte man hier ausrufen. Wie die große Personnage in der alten französischen Tragödie ihren Confident mit sich vor die Lampen bringt, so ist's Mode geworden im Roman, daß sämmtliche Mitspielende sich einen und denselben Confident halten, und das ist der Held. Man begreift, daß die Rolle ziemlich ihr Langweiliges und Beschwerliches haben muß. Oft ist's nöthig, daß der arme Vertraute Arm und Bein breche, damit der Autor Gelegenheit bekomme, ihn in ein Schloß zu bringen, wo gerade Jemand eines Vertrauten bedarf; noch öfter bildet sich der arme Schelm ein, daß man ihn liebe, und die Schöne benutzt ihn nur, um unbemerkt ihren Gefühlen für den abwesenden Geliebten Raum zu geben. Es ist ein hartes Stück Brod, das solch ein gutmüthiges Stück von einem Helden genießt. Zum

Dank für ſeine übermäßigen Sklavendienſte theilt ihm dann wohl noch der Autor, wenn der Roman zu Ende geht, das unbedeutendſte Mädchen zu, das keiner von den andern hochmüthigen Perſonnagen haben will.«

»Hermann genießt vor den Helden ſeiner Art des Vorrechts einer myſteriöſen Geburt. Er verdankt ſein Daſeyn der Frivolität eines Adeligen, die durch eine edle That eines Bürgerlichen ſanktionirt wird. Somit iſt er recht eigentlich zur Mittelperſon in dem Streit der Parteien geſchaffen, aber er thut wenig dazu, dieſe Parteien zu vereinigen. Die Sache hat auch ihre Schwierigkeiten, und unſer Held liebt nicht, ſich übermäßig anzuſtrengen, wie wir ſchon bemerkt haben. Er iſt ein getreues Abbild des politiſchen **juste-milieu**. Er findet auf der einen Seite, daß ein hinreißender Zauber in der »Eleganz des Benehmens« eines ariſtokratiſchen Zirkels liegt, auf der andern Seite machte er aber auch die Bemerkung, daß dieſe edlen Formen nicht wohl in ihrem Glanze beſtehen können, wenn den Auserwählten das »geheimnißvolle Etwas« abgeht, das derzeit in der Kiſte des Plebejers ruht. Daß dieſes ſich nicht

mit jenem vereinigen läßt, das macht den aufrichtigen Schmerz unſeres Helden aus. Er grollt deßhalb ernſtlich der Kiſte des Plebejers, ſetzt ſich aber dennoch zu guterletzt in Beſitz derſelben, oder vielmehr, der Autor ſchenkt ſie ihm groſsmüthig, weil er nicht weiß, wo er eigentlich mit dieſer fatalen Kiſte hin ſoll.«

»Ach,« rief der Kleine ungeduldig, »was verſtehen Sie, Beſter, unter dieſer Kiſte? Sie kommen unnöthig oft, wie es mir ſcheint, darauf zurück. Soll das vielleicht ein Witz ſeyn?«

»Durchaus nicht,« entgegnete der Prokurator. »Um dieſe Kiſte, um den ſoliden Beſitz, um die reelle Macht dreht ſich das Ganze. Die Frage, die der Autor aufwirft, ſcheint die zu ſeyn: Wenn wir die poetiſchen Illuſionen und die groſsen Erinnerungen, auf denen der Adel fußt, vernichten, welche Macht im Staate verdient dann an die Stelle zu treten? Die reichgewordene Induſtrie, das perſonifizirte Geld? — Mit nichten. Hören wir den Beweis, den er führt. Ein durch die Zeitbedingniſſe, zum Theil auch durch eigenes Verſchulden herabgekommenes Fürſtenhaus ſteht gegenüber einem ehrlichen reichgewordenen Bürger, der ſeinen Stolz darein

ſetzt, nicht mehr ſeyn zu wollen, obgleich ſeine Reichthümer unermeßlich ſind, und ihm ein günſtiges Ungefähr ſelbſt das Beſitzthum des Fürſten in die Hände ſpielt. Er bleibt in ſeiner Fabrikſtadt, er ändert nichts an ſeinem Haushalt, er fühlt ſich ſicher, denn er weiß, daß er mit ſeinen ſchnarrenden Rädern, mit ſeinen dampfenden Keſſeln und unter den unermüdlich ſauſenden Maſchinen ein Mann der Zeit iſt, daß er nothwendig, unentbehrlich iſt, und ſo ſchaut er aus dem kleinen Fenſter ſeines Komptoirs ruhig auf die verſinkenden Ruinen des Adelsſchloſſes oben auf dem Berge. Dort iſt die Illuſion zu Hauſe, dort ſäumen goldne Abendwolken das ewig junge Bild der Poeſie. Edle, aber ſchwache Menſchen ſuchen auf dem halbzertrümmerten Altar die heilige Flamme zu ſchützen, aber ſie erliſcht ihnen unter den Händen. Ihre Verzweiflung iſt grenzenlos. Das iſt der Adel, das iſt der Bürgerſtand des neunzehnten Jahrhunderts, ſo wie unſer Autor ſie aufzufaſſen für gut befunden hat.“

„Ich ſehe hier noch immer keinen entſchiedenen Vorzug, den der Verfaſſer dem Adel gegeben,“ warf der Kleine ein.

„Warten Sie nur," entgegnete der Prokurator mit wichtiger Miene, „die Hauptſache kommt nach. Der Bürger triumphirt, aber er iſt doch nicht ganz perſonifizirtes Geld, unſer Autor hat ihn auch mit Gefühl ausgeſtattet; er hat eine äußerſt verletzbare Stelle, und das iſt die Liebe ſeines Weibes. Sie iſt geſtorben, aber er baut ihrem Andenken ein paar verunglückte Denkmäler, und die Treue dieſes ſeltnen Weſens iſt ihm das Heiligſte, worauf er ſchwört. Das iſt rührend, werden Sie mir zugeben, und wahrhaft grauſam iſt der Streich, den unſer Autor gerade gegen dieſe ſchwache Stelle jetzt führt. Er läßt den Armen die Entdeckung machen, daß dieſelbe treue Gattin heimlichen Umgang mit dem Fürſten gepflogen, und daß der einzige Sohn des Kaufmanns ein Baſtard iſt. Dieſe Enthüllung geſchieht in dem Augenblick, als dem Fabrikherrn die größten Schätze zufallen, und der gewonnene Prozeß ihm die Güter des Fürſten zuwirft. Ihr Beſitz wägt die fürchterliche Nachricht nicht auf, die ihm den Todesſtoß gibt. Er ſtirbt mit einem Fluch gegen den Adel auf den Lippen, dem es gelungen iſt, ſich auf die empfindlichſte Weiſe zu rächen für die

Wucherkünſte, die ihm ſein Beſitzthum geraubt. Die Nemeſis räumt auf. Zum Ueberfluß wird noch der junge Baſtard in eine der Maſchinen geworfen, und kommt zwiſchen den Rädern jämmerlich ums Leben. Dies erinnert an die Wahlverwandtſchaften, wo auch ein kleiner Wechſelbalg, mit dem man nicht recht weiß wohin, auf ähnliche Weiſe zu Grunde geht. Hermann und die Geldkiſte bleiben nun übrig.«

»Ich bin begierig, zu erfahren, zu welcher Partei ſich unſer Held nun ſchlagen wird,« fragte der Kleine.

»Darin,« fuhr der Prokurator fort, »zeigt ſich nun die ganze Feinheit des Autors, daß ſich Hermann zu keiner von beiden Parteien ſchlägt. Er ſtellt das unbekannte, noch halb verhüllte Etwas dar, das ſich aus dem Kampf der Parteien entwickeln ſoll und noch nicht entwickelt hat. Für's Erſte verliert Herrmann den Verſtand, und das iſt auch gerade das Vernünftigſte, was er thun kann, denn dadurch wird ihm jede Verantwortlichkeit abgenommen, und er kann mittlerweile ſich beſinnen, auf welcher Seite, wenn die Elemente ſich etwas werden geſetzt haben, der Vortheil ſeyn

wird, und wohin ein vernünftiger Mann ſich ſchlagen muß. Er gleicht dem klugen Sekundanten, der, da beide Kämpfer ſich einander den Todesſtoß gegeben haben, raſch über die Grenze ſchlüpft und ſich in Sicherheit bringt. Zur rechten Zeit, das heißt, wenn wir unſern Verſtand wieder bekommen, wird ihn auch Hermann bekommen, und es wird ſich dann zeigen, worin das ſonderbare Ding beſteht, das die Poeſie des Adels und die Geldkiſte des Kaufmanns in ſich vereinigt. Der Zeitpunkt der Erſcheinung dieſes ſeltnen Weſens iſt aber, fürchte ich, noch ferne."

„Wir könnten," unterbrach ihn der Andere, „den Schluß des Buches auch ſo betrachten: Wir ſehen einen Haufen Goldes, und dabei einen Menſchen hingeſtellt, dem die Einſicht fehlt, von den zuſammengetragenen Schätzen den rechten Gebrauch zu machen. Das iſt in der That kein übles Bild unſerer Zeit."

„O mein Freund!" rief der Prokurator heftig, „ich glaube gar, Sie verfallen in das Laſter des Politiſirens. Halten ſie ein, oder ſie bringen mir eine Unverdaulichkeit bei. Laſſen ſie uns unſern Diskurs über die verdammten Bücher abbrechen,

und einen Spaziergang machen. Sie ſehen, die Promenade iſt heute ungewöhnlich belebt. Ah — ah! bemerken Sie wohl, man winkt uns. Das iſt die hübſche Wittwe aus D—; ſchade, etwas zu fett; ich liebe dieſes zu ſtarke Relief nicht. Neben ihr geht das kleine erdfarbene Fräulein, deſſen Bekanntſchaft ich auf dem Rigi machte. Das arme Kind neigt zur Schwindſucht, und hat dabei eine raſende Leidenſchaft zum Childe Harold und zu einer Trüffelpaſtete. Sie hat Vermögen und kann ſogar zu den „Erbinnen“ gezählt werden, und wenn man ihr nicht Zeit läßt, ſich arm zu eſſen, ſo bringt ſie einem Geld ins Haus. O da iſt ja auch die Comteß Chili aus Paris. Welch ein affectirtes Geſchöpf! jede ihrer Mienen iſt eine Beleidigung des guten Tons. Man kann nicht weniger Geiſt beſitzen, und man kann nicht zugleich offenherziger dieſen Mangel an den Tag legen. Aber kein Wunder, mein Freund, das iſt noch ein Stück aus der Liberalitäts-Periode, einer Zeit, von wo ſich die populären Händedrücke, die Redensarten à la bonne bourgeoisie und die gemiſchten Salons herſchreiben; eine Zeit, wo es verpönt war, gute Erziehung zu zeigen, und wo

die Fürsten sich schmeichelten, die edelmüthigen besten Freunde ihrer Kammerdiener zu seyn. Die unglückliche Gräfin ist noch aus jener Periode, sie hat noch die liebevollen Blicke an sich, das degradirte Lächeln und die klein zugebenden Knire. Sie hat eine ihrer Töchter an einen Leineweber und die andere an einen Meister Schreiner verheirathet, und lebt nun zwischen dem Webestuhl und der Hobelbank ein Leben voll der reinsten, tugendhaftesten Genüsse, sehr zufrieden in der Ueberzeugung, daß sie das Ihrige beigetragen, die kämpfenden Parteien glücklich zu vereinigen. Dabei setzt sie, wenn sie gezwungen ist, in der Welt zu erscheinen, einen coelicorothen Hut auf mit einer zeisiggrünen Feder und wirft einen safrangelben Shawl um ihre Schultern. Es kann nicht fehlen, daß sie dadurch dem Publikum Augenweh verursacht. Lassen wir dieses Geschöpf erst bei Seite treten, ehe wir uns in die Arena begeben, wir könnten sonst gezwungen seyn, gleich den gereizten Stieren auf die bunten Farben loszustürzen."

Der Prokurator hielt hier in seinen Betrachtungen etwas inne, gleichsam um sich und seinen Gefährten Zeit zu geben, das welchselnde Gemälde,

welches ſich dem Fenſter des Bibliothekzimmers vorbeidrängte, mit Muße zu betrachten. Ich ergötzte mich an dem Betragen beider, zugleich überdachte ich das eben gehörte Urtheil über jenes Buch, indem ich den Entſchluß faßte, es ſelbſt zu leſen, um zu ſehen, in wie fern die Kritik des tadelſüchtigen Richters auch meine Zuſtimmung erhalten würde. Er hatte, trotz ſeines Tadels, in dem Buche den Geiſt, die feinen Wendungen, die Eleganz des Styls und die mit ſcharfer Beobachtungsgabe geſchöpften Betrachtungen gerühmt, und das ſind Eigenſchaften bei einem Autor, die für mich den allergrößten Reiz haben. Ich geſtehe offen, daß ich lieber in der Erfindung der Fabel etwas einbüßen will, wenn man mich dagegen nur in der Weiſe des Ausdrucks ſchadlos hält. Nicht die großen Maſſen eines Gedichts ſind es, die mich beſchäftigen, ſondern oft die kleinen, mit Geſchmack und Feinheit angebrachten Verzierungen. Ich ſtimme darin mit dem Prokurator überein, daß wir bei unſerm jetzigen Reichthum von Literatur ſehr ſelten etwas Neues ſagen können, aber es ſteht dagegen öfters in unſerer Macht, das ſchon Dageweſene in einer neuen

anziehenden Form zu ſagen. Dahin gehört der muſikaliſche Tonfall einer Periode, die neue, oft blendende Manier, einen Satz hervorzuheben und die graziöſe Leichtigkeit der Wendungen, die, indem ſie den Gegenſtand deutlich und reizend uns vor Augen bringt, doch nie die Miene annimmt, uns mit pedantiſcher Schwerfälligkeit belehren zu wollen. Wenn ich mich prüfe und gehörig nachdenke, ſo iſt es Alcidor, dem ich dieſe Anſichten verdanke, denn Niemanden war es ſo gelungen wie ihm, ſeinem Styl, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, das Adelsdiplom zu verſchaffen. Er dachte und ſchrieb vornehm.

Ich war noch in dieſe Erörterungen verſenkt, als ich den Prokurator plötzlich ein Freudengeſchrei ausſtoßen hörte. Er hatte den Kleinen dabei krampfhaft angefaßt und drückte deſſen Kopf an die Scheiben des Fenſters. Sehen Sie, rief er wiederholt, ſehen Sie, was für ein allerliebſtes Mädchen! Dort geht ſie, ſo anſpruchlos und doch mit dem feinſten Geſchmack gekleidet, ſollte man wohl durch dieſen Gang, dieſe Manieren, dieſen Anſtand an eine Tänzerin erinnert werden? und

doch ist es die göttliche Phönize, die Jedermann bezaubert.

Der Kleine wandte Einiges gegen die Dame ein.

„Schweigen Sie," rief der Prokurator heftig. „Wenn ich auch Ursache habe, auf alle Welt böse zu seyn, so macht doch Phönize allein eine Ausnahme. Wer kann sie tanzen sehen, ohne auf das Innigste gerührt zu werden. Hören sie in Kurzem ihre Geschichte. Das Mädchen entwickelte ihre Anlagen erst spät; sie schien anfangs ein unbedeutendes Geschöpf, weit eher dazu geeignet, den Kummer und die Sorge ihrer Eltern zu vermehren, als der Gegenstand des Triumphs derselben zu seyn. Diese Eltern waren arm, und eine ältere Schwester von unserer Phönize wurde für's Theater bestimmt, aus keinem andern Grunde, als weil der Vater einmal ein herzlich schlechter Schauspieler gewesen war, und in den damals beliebten iffländischen Stücken einige Bedientenrollen gegeben hatte. Die beiden Schwestern besaßen kein Talent für das Drama, sie waren überdies auch nicht hübsch genug, um das unkünstlerische Parterre auf ihrer Seite zu haben; man pochte sie aus, und unsre Phönize vergoß ihre ersten

Thränen, dennoch ließ sie sich nicht abschrecken. Sie gab sich alle erſinnliche Mühe, aber der Erfolg blieb aus. Die Armuth der Eltern wuchs in dem Grade, als der Indifferentismus, ja die Kälte des Publikums gegen die beiden Schweſtern zunahm. Der Intendant drohte, ſie vom Theater zu entfernen. Sie können ſich den Schmerz unſerer Kleinen denken, die ſich als die Urſache ſo vielen Elends anſah, und dennoch dabei fühlte, daß es ihr bei allen wiederholten Anſtrengungen nie glücken würde, auf dieſem Wege weiter zu kommen. Ein glücklicher Augenblick des Nachdenkens brachte ſie zum Entſchluß, einen andern völlig verſchiedenen einzuſchlagen; ſie wurde Tänzerin. Damals, als dieſe Kataſtrophe eintrat, fing die Oper eben an, mit dem Ballet zu buhlen, und die Verbindung dieſer beiden Künſte verdrängte das Schauſpiel. Man wollte nichts ſehen als tanzen, und nachdem man dieſen Wunſch ſehr deutlich und wiederholt an den Tag gelegt, ſah man die Bühne ſich umgeſtalten. Der beredte Mund Thaliens ſchwieg, die ſchleppenden Gewänder der ernſthaften Mimen rauſchten in die Couliſſe, und ſtatt ihrer flatterte ein Chor üppiger,

in rother und weißer Gaçe gekleideter Nymphen daraus hervor. Welch eine Freude für das Parterre, das jetzt, anſtatt ſich in den quälenden Fall geſetzt zu ſehen, über die Schönheit und Größe eines tragiſchen Charakters, oder über die Wahrheit eines dramatiſchen Motivs urtheilen zu müſſen, jetzt nur das zartgebaute Bein einer Tänzerin zu kritiſiren hatte. Von den kunſtgemäßen Verſen der Dichter blieben nur die Füße übrig, und das Publikum fand, daß man das übrige ganz gut miſſen konnte.

Unſre Phönize zog den Nutzen von dieſer Verirrung des Zeitgeſchmacks; ſie wurde Tänzerin, aber ſie wagte ſich nicht auf dieſes trügeriſche und ihr ganz unbekannte Meer, ohne ſich nach einer ſichern Leitung umzuſehen. Dieſe glaubte ſie in einem alten, halb invaliden Mitglied des Ballets gefunden zu haben, einem Manne, der einſt erſter Tänzer geweſen war, jetzt aber nur noch tauglich gefunden wurde, majeſtätiſche Götter darzuſtellen, die am Anfang oder Ende eines Ballets erſcheinen, nie ſich in den Tanz miſchen, und gewöhnlich in ſehr bequemen Wolkenwagen wieder abfahren. Meiſter Cecci hatte ſich einen ſolchen

warmen Platz durch seine Verdienste erworben, allein er war keineswegs zufrieden damit. Es kränkte seinen Ehrgeiz, sich viel zu frühe, seiner Ansicht nach, zur Ruhe gesetzt zu sehen, und er ergriff darum mit Freuden die Gelegenheit, für seine Kunst zu wirken, indem er die heimlich ihm geäußerten Wünsche des lernbegierigen Mädchens erfüllte. Phönize wurde Meister Cecci's Schülerin. Aber da dieser gefaßte Entschluß dem Vater verheimlicht bleiben mußte, so wurden die ersten Lehrstunden sehr im Verborgenen gehalten. Ein weitläufige alte Bodenkammer, angefüllt mit Gerülle aller Art, diente zum Tanzsaal; ein paar elende Lichtstümpchen, auf den Boden hingestellt, bildeten die ganze Erleuchtung, und auch diese wurde von der ängstlichen Schülerin für zu glänzend gehalten, weil sie fürchtete, der ungewöhnliche Schein zur Nachtzeit könnte, durch die Spalten des Daches dringend, die Nachbarn aufmerksam machen. Aber Meister Cecci ließ sich keinen dieser beiden armseligen Sterne in seiner Nacht nehmen, denn bei ihrem Lichte mußte er die Füße seiner kleinen Schülerin so kunstgemäß richten und stellen, daß sie im Stande wären, einst Ehre für ihn

einzulegen. So gingen ein Jahr lang die Unterrichtsſtunden fort. Am Tage lernte Phönize ihre Rollen, in der Nacht tanzte ſie, und das war kein Tanz zum Vergnügen, denn Meiſter Cecci war ſtreng und hatte ſich einmal in den Kopf geſetzt, aus ſeiner Debütantin eine **première danseuse** zu machen.

So heimlich dieſe Anſtalten betrieben wurden, und ſo ſehr beide dabei beſchäftigten Theile Urſache hatten, Zuſchauer zu meiden, ſo fand ſich dennoch einer ein, der für ſeine Loge kein Entrée bezahlte. In dem Manſardenſtübchen des Nachbarhauſes, wohnte ein armer Student der Theologie. Ein blutjunges Bürſchchen. Während er in der Nacht auffaß und über einige ſchwierige Stellen der Dogmatik brütete, blitzte ihm durch die Dachlucken des nahen Hauſes ein Lichtſtrahl entgegen, und ſein Ohr vernahm die Töne einer leis angeſtrichenen Geige, die eine Tanzmelodie ſpielte. Wer in aller Welt konnte um Mitternacht tanzen, und noch dazu auf einem Kramboden! Die Sache war zu ſonderbar, um nicht unterſucht zu werden, und unſer Theologe war ganz der Mann für ſolche Abenteuer. Er ließ augenblicklich ſein hebräiſches Teſtament im

Stich, und kletterte mit der Geschicklichkeit eines verliebten Katers aus seinem Dachfenster bis auf's Nachbarhaus, wo er vorsichtig ein paar Steine aushob, die ihm nun einen Anblick auf eine höchst phantastische Scene frei ließen. Er sah ein junges reizendes Mädchen, in einem ziemlich leichten Nachtkleide, in den Schwingungen eines leidenschaftlichen Tanzes zwischen zwei auf den Boden flackernden Lichtern sich herumbewegen. Ihr graziöser Körper warf seinen gaukelnden Schatten bald bis in den Dachgiebel hinauf, bald auf die mächtigen Querbalken, bald auf die in unordentlichen Gruppen aufgestapelten alten Möbel, Kisten und Bretterverschläge, die die Dekoration dieser Bühne bildeten. Auf einem alten zertrümmerten Armstuhl, dem die Fetzen vom Leibe hingen, saß Meister Cecci zusammengekrümmt, und das spitzige Kinn gestützt auf den Boden seiner Geige, der er jene leisen, wohlklingenden Töne entlockte, die die Aufmerksamkeit unsers Helden rege gemacht. Dieses zusammengenommen gab ein zu auffallendes Tableaux, als daß die Aufmerksamkeit unsers jungen Bibelerklärers nicht hätte dabei haften bleiben sollen. Er verließ seinen mühsam errungenen

Platz nicht eher, als bis die Unterrichtsstunde vollendet war, Meister Cecci sich aus seinem Armstuhl erhob, seinen Geigenkasten unter den Arm schob, Phönizens Verbeugungen und Danksagungen mit einigen Ermahnungen und guten Lehren erwiderte, und sich dann von ihr die enge Bodentreppe hinableiten ließ. Die ganze phantastische Scene versank in Nacht und Stille.

Das alte Sprichwort sagt: es wird nichts so fein gesponnen, es kommt endlich an die Sonnen; und so kam denn auch das feine Gespinnst auf der verschwiegenen Bodenkammer an die hellstrahlende Sonne des Opernhimmels. Der Zufall wollte, daß dieses auf eine Weise geschah, die eben so überraschend für das Publikum, als befriedigend für die Eitelkeit des alten, in Ruhe gesetzten Tänzers war. Eine der ersten Künstlerinnen des Ballets, meldete sich eines Abends kurz vor der Vorstellung krank. War dieses Unwohlseyn nun ein erheucheltes oder ein wahrhaftes, die Erwartung der Menge fühlte sich in beiden Fällen auf eine widrige Weise gestört. Man verlangte stürmisch das angekündigte Ballet, und der hierdurch in nicht geringe Verlegenheit versetzte Regis-

feur holte ſich vergeblich Rath beim Intendanten. Phönize hörte von dem annahenden Sturm; nach einem kurzen Zwiegeſpräch mit ihrem Lehrer, war ihr Entſchluß gefaßt, ſie entdeckte ihre früheren Studien dem Intendanten, und bat um die Partie dieſes Abends. Man war erſtaunt, man ſchwankte, doch da es noch Zeit war zu einer kleinen übereilten Probe, ſo ward dieſe veranſtaltet, und nach dem Ergebniß derſelben die Vorſtellung angekündigt. Um es kurz zu ſagen, unſere Phönize tanzte zum Entzücken; man fand ſie mit einemmale bildſchön, liebenswürdig, graziös, und dieſelben Kunſtrichter, die ihr für das Drama das übelſte Prognoſtikon geſtellt hatten, wünſchten ihr Glück zu einem der erſten Preiſe ihrer jetzigen Kunſt. Und der gute Meiſter Cecci? ach, was läßt ſich von dem ſagen! Sein Glück war grenzenlos, das Auge dieſes alten Tänzers Terpſichorens haftete an den Fußſpitzen der Gefeierten, jedes Entrée verurſachte ihm Wallungen und galt ihm als ein rührendes Zeugniß, daß er nicht umſonſt gelebt. Er vergaß über den Triumph ſeiner Schülerin ſeine eigene Rolle, und fuhr endlich, als der Enthuſiasmus der Menge den höchſten Gipfel erreichte, in Thränen gebadet,

in ſeinem Wolkenwagen ab. Er hatte den ſchönſten Tag ſeines Lebens gefeiert, und ſein mit Papierblumen und Goldblech bekränztes Haupt war reif, ſich in die Grube zu legen.

Unſere Freundin machte ſo viel Succeß nicht übermüthig. Die Dankbarkeit einer edlen Tochter hatte mehr Theil an ihrer Umwandlung gehabt, als die Eitelkeit des Mädchens. Sie zerſtreute jetzt das düſtre Gewölk der Armuth von der Hütte ihrer Eltern, und das galt ihrem Herzen als der ſchönſte Triumph. Weiter, mein Freund, iſt nichts zu ſagen; doch ja — ich vergeſſe unſern Bibelerklärer, den ich bei ſeinem hebräiſchen Teſtamente zurückgelaſſen habe. Er hatte leider auf kein anderes zu hoffen. Er war arm, blutjung, und dabei verliebt in eine Tänzerin: gewiß, ſeine Actien konnten nicht ſchlechter ſtehen. Aber Franz iſt nicht der Mann, ſich durch Mißgeſchick ſeine Hoffnungen nehmen zu laſſen. Er hat der in Glanz und Reichthum ſchimmernden Tänzerin das Geſtändniß abgelegt, daß er jene Phönize liebe, die er einſt belauſcht, wie ſie in verſchwiegener Mitternacht auf der Bodenkammer, zwiſchen zwei Lichtſtümpchen, Ballet tanzte, und wenn ich mich nicht

irre, ſo hat ſie dieſes Geſtändniß nicht übel aufgenommen; wenigſtens ſehe ich den jungen Mann öfters in den kleinen Abendgeſellſchaften, die Phönize hie und da gibt, und deren Gaſt zu ſeyn auch ich die Ehre habe. Geben ſie Acht, er heirathet ſie.«

»Wenigſtens,« warf der Kleine ein, »wäre das keine üble Frucht, die er durch die Auslegung des Textes der Kirchenväter gewönne.«

»Sagen Sie, Lieber,« entgegnete der Prokurator lachend, »daß es der erſte Prediger iſt, den Terpſichore auf die Kanzel führt. Aber mit dieſer Hoffnung uns zu ſchmeicheln, iſt umütz, denn unſer pastor fido hat dem geiſtlichen Stande entſagt. Der Himmel weiß, was für eine Geſchöpf ſeine Protectrice nun aus ihm machen will.«

Nachdem der Prokurator hiemit ſeine ziemlich lange Erzählung ſchloß, hörte er mit beifälligem Lächeln einige Komplimente an, die der Kleine ihm über ſeine Geſinnungen und über ſeinen warmen Eifer für eine ſo tugendhafte Tänzerin, wie Phönize war, machte; dann griffen beide zu ihren Hüten und verließen das Leſe-Kabinet.

Ich blieb überraſcht und wie betäubt zurück, ſo hatte mich der eben gehörte Bericht in Anſpruch genommen. Meine Neigung zum Ungewöhnlichen und Seltſamen erwachte, und ich wünſchte in dem Augenblick nichts ſo lebhaft, als in die Nähe der niedlichen Schülerin Meiſter Cecci's zu gelangen. Ein günſtiges Geſchick befriedigte dieſes Verlangen ſchneller, als ich es nur irgend hoffen konnte. Der Prokurator, der gerade in ſeiner guten Laune war, ſann darauf, Phönizen ein Geſchenk zu machen, ſeine Wahl fiel, nach langem Sinnen, auf einen ſchönen Papagei, und wo in aller Welt konnte er einen ſchönern finden, als mich? Er kaufte mich alſo von dem Eigenthümer des Leſe-Kabinets, der wohlweislich nichts davon äußerte, daß ich ſchon einen Herrn hatte in der Perſon des edlen Herrn Legationsraths v. Liebling, er verſchwieg dieſes, um die doppelte Summe für mich einſtecken zu können; und ich wandelte nun in das Hôtel der kleinen Tänzerin. Der Leſer wird erfahren, welche wichtige Rolle ich daſelbſt ſpielte.

Palmyra macht der Tänzerin Phönize den Hof. Es glückt ihm, seinen Rivalen aus dem Korbe zu stechen. Impertinenzen eines alten Raben. Seltener Vorfall mit einem Gedichte. Der Minister erzählt ein Mährchen.

Wenn ich, um die prachtvolle Wohnung meiner neuen Herrin anschaulich zu machen, sagen wollte, daß sie fürstlich eingerichtet war, so würde das nur sehr wenig bedeuten; denn nirgends lebt man einfacher, heutzutage, als bei Hofe. Ich will lieber Phönizens Wohnung mit dem Hause eines reichgewordenen Bürgers vergleichen, der sich hat adeln lassen. Nur ein Umstand macht diesen Vergleich hinkend, nämlich Phönize besaß Geschmack, und deßhalb sah man in ihrem Salon nicht bloß Reichthümer in Masse angehäuft, sondern mit den kostbaren Stoffen sowohl, als mit dem prunkenden Geräthe war ein gewisses Maaß gehalten, und der Schönheitssinn bei Vertheilung all der hunderttausend kleinen Gegenstände des Luxus zu Rath gezogen worden. Das niedlichste Püppchen unter ihren vielen Puppen blieb immer Phönize selbst. Man konnte nichts graziöseres

ſehen, als dieſes von den Liebesgöttern erzogene, von der Tugend geliebkoste Geſchöpf. Sie löste das Problem, mit der bezaubernſten Frivolität die unbeſtechbarſte Sittlichkeit zu vereinigen. Ihr Lächeln war verführeriſch, der Glanz ihrer Blicke riß unwiderſtehlich hin, ihr Scherz hatte die volle Friſche der Jugend, und glitt über Lippen, an denen man ſich hätte zu Tode küſſen mögen. Ihre Hand war ſchön, ihr Arm voll und gerundet, ihr Nacken das Vollendetſte, was je bewundert worden.

Zu meiner Verwunderung fand ich ſchon eine anſehnliche Geſellſchaft meiner Standesgenoſſen vor. Nicht weniger als ſechs Papageien waren in dem Salon und den anſtoßenden Zimmern vereinigt, außerdem noch zwei Cacadus, eine Perüche und zwei Affen. Es ſchien, daß die ſchöne Phönize an dem menſchlichen Geſchwätz nicht genug hatte, ſondern daß ſie auch das der Thiere in Anſpruch nahm; denn mein Geſchlecht iſt bekannt dafür, daß es ſelten ſchweigt, und die ſechs Papageien und die zwei Cacadus machten daher einen tüchtigen Lärm. Doch das war der Dame gerade lieb, je ärger geſchwatzt und geſchrieen wurde, deſto mehr wuchs ihre gute Laune, und wenn der

Tumult den höchſten Grad erreichte, ſo ſah man ſie durch die Zimmer tanzen, wie ein Kind lachend in die Hände klatſchen, und uns tauſend Schmeicheleien ſagen.

Als ich die Sitte des Hauſes mir gemerkt hatte, hielt ich's für angemeſſen, nicht gegen den Strom ſchwimmen zu wollen. Ich hätte leicht das liebenswürdige Kind durch eine zu ernſte Miene beleidigt, und zwang mich daher, in den allgemeinen Muthwillen einzuſtimmen, ſo ſchwer es mir auch wurde, in meinen alten Tagen den Thoren zu ſpielen. Als ich eines Tages auf dieſe Weiſe wie toll in meinem Ringe herumtanzte, Geſichter ſchnitt und mit beiden Flügeln klaſchte, ſagte mir Phönize mit lachendem Munde: „Bravo, Palmyra! ich ſehe, du verſtehſt dich ganz vortrefflich auf das Spaßmachen. Das iſt mir lieb. Ich muß dir aufrichtig geſtehen, daß man dich mir als einen ernſten, tiefſinnigen Vogel geſchildert hat, der ſich mit den Wiſſenſchaften beſchäftigt. Auch biſt du geraden Weges aus einer Bibliothek hierher gewandert. Aber, wie geſagt, ich merke nun, daß du nicht ganz dem Leben abgeſtorben biſt. So gefällſt du mir.“

Ich wollte eben auf dieſe gnädige Anrede einige freundliche Worte erwidern, als ich plötzlich ein paar Körner in's Geſicht geknipst erhielt. Zugleich hörte ich aus einer dunkeln Ecke hervor ein heiſſeres Gelächter, und Worte gemurmelt, die ich nicht verſtand. So ſchwer mir die Verſtellung wurde, ſo war ich doch Weltmann genug, in Phönizens Gegenwart mir nichts merken zu laſſen, wie empört ich mich über dieſe Beleidigung fühlte. Als die Schöne aber fort war, wandte ich mich langſam um, und der Gegend zu, von wo die Batterie geſpielt hatte. Ich entdeckte in der Ecke etwas Dunkles, Unförmliches ſitzen, deſſen Geſtalt und Weſen ich nicht recht unterſcheiden konnte. Es glich, aufrichtig geſagt, einem kleinen, ſchwarzen Knäuel verwirrter Federn, dann ſah es aber auch wieder einer Pelzmütze ähnlich. Noch mit dieſer Unterſuchung beſchäftigt, hörte ich dieſelbe krächzende Stimme und daſſelbe ſpöttiſche Gelächter von dorther erſchallen; in der größten Heftigkeit rief ich jetzt: Mein Herr, wer Sie auch ſeyn mögen, ich zweifle keinen Augenblick, daß Sie mich abſichtlich beleidigen wollen, und danach werde ich mein Betragen einrichten! Wenn Sie nicht,

wie ich glauben muß, sehr gute Gründe haben, das Dunkle und die Verborgenheit zu lieben, so kommen Sie hervor aus Ihrem Schlupfwinkel und zeigen Sie sich mir, Stirne gegen Stirne, wie es die Ehre fordert. Wollen Sie aber das nicht, so werde ich Sie verachten als einen elenden im Dunkeln sitzenden Verläumder.

Kaum hatte ich diese Rede vollendet, als alle gegenwärtigen Papageien mir ihren Beifall zuwinkten, doch auf eine Weise, daß ich merken konnte, wie sehr sie vor meinem unbekannten Beleidiger Scheu trugen. Dieser verließ, meiner Aufforderung Folge leistend, seinen geheimnißvollen Aufenthalt, und erschien auf eine gravitätische Weise wackelnd auf der Marmorplatte des nahen Tisches. Kaum ward ich seiner deutlich gewahr, als ich in ein unauslöschliches Gelächter ausplatzte, Ach! rief ich ganz erschöpft, nichts mehr und nichts weniger als ein alter gerupfter Rabe! Das war auch der Mühe werth, sich in Zorn jagen zu lassen. Ich grüße Sie, Meister Korax, und hoffe Sie bald als Opernsänger angestellt zu sehen; nach den Eigenschaften Ihrer Stimme zu schließen, kann Ihnen diese Auszeichnung durchaus nicht entgehen.

Ich hatte den Triumph, daß alle Papageien bei dieſen Worten eine laute Lache aufſchlugen, während mein Feind, keines Wortes Meiſter, mit zornfunkelnden Augen ſeinen Abzug hielt, und mit eiligen Sprüngen in ſeinen Hinterhalt zurückhüpfte. Es wäre niedrig geweſen, ihn jetzt mit Schmähworten zu verfolgen, ich ſchwieg daher noch und nahm wieder meine gewohnte unbefangene Miene an. Auf den Abend benutzte einer der Papageien, der Gußman hieß, die paſſende Gelegenheit und flüſterte mir folgenden guten Rath zu, der ſich auf meinen Kampf von heute Morgen bezog. „Ohne Zweifel, geehrter Freund,“ ſagte er in einem höflichen Tone, „ſind Sie mit eben ſo viel Muth als Gerechtigkeit gegen den elenden Raben verfahren, allein Sie wiſſen nicht, welche Stellung dieſes häßliche Geſchöpf hier im Hauſe einnimmt, die Klugheit würde Ihnen ſonſt andre Maaßregeln an die Hand gegeben haben. Der Rabe iſt der erklärte Liebling unſerer Dame. Der Himmel weiß wie er zu dieſem Glück gelangt iſt, allein er iſt nun einmal unſtreitig im Beſitz deſſelben. Wir andere, viel edler geborenen Vögel ſind ſeinen Launen unterworfen, und aus dieſem Grunde

wagte auch Keiner von uns, ſo gerne wir's gethan hätten, heute uns laut zu Ihrer Partei zu ſchlagen. Entſcheiden Sie nun, was Sie unternehmen wollen. Was mich betrifft, ſo ſehen Sie mich bereit, wenn es zu einer Ehrenſache kommen ſollte, Ihnen beizuſtehen; ich bin Spanier von Geburt, und derlei Abenteuer ſind mir gerade die liebſten. „Edler Don Gußman!“ rief ich, indem ich ihm eine graziöſe Verbeugung machte,“ „Ihre Geſinnungen ſind durchaus die eines Vogels von Ehre, ich zweifelte keinen Augenblick, daß Sie in dieſem Streite auf meine Seite treten würden, allein ehe wir es auf's Aeußerſte kommen laſſen, wollen wir verſuchen, wie viel ſich im Stillen abthun läßt. Ich kenne dieſes Geſchlecht ſchwatzhafter und ruhmrediger Raben, ſie ſind eben ſo feig als boshaft, und man kann ſie durch nichts leichter beſiegen, als wenn man ihnen eine feſte Stirn bietet.“ Sehr wohl, erwiderte Gußman, ich ſehe ein, daß ich hier keine Rathſchläge zu geben habe, meine Abſicht war nur, Ihnen meinen guten Willen anzubieten. „Für den ich mich höchlich dankbar bezeuge! rief ich eilig.“ Wir ſchieden von einander unter gegenſeitigen Complimenten, und Gußmann

der die Freiheit hatte herumzugehen, verfügte ſich wieder in ſeinen Käfich.

Ich bemerkte bald, daß er mir in Rückſicht der hohen Gunſt in der der Rabe ſtand, die Wahrheit geſagt hatte. Nicht allein, daß unſre gnädige Dame, wenn ſie am Morgen aus ihrem Kabinette trat, zuerſt ihre Schritte zum ſchwarzen Geſellen in der Ecke richtete, ſondern ſie nahm auch das Ungethüm in den Arm, und liebkoste ihn auf das Zärtlichſte. Bei dem Anblick einer ſolchen Scene konnte ich nicht umhin, an die Geſchichte der Fee Rorane zu denken, die ſich in den häßlichen Mohren Berlaput verliebte und ihm alle erdenklichen Gefälligkeiten erwies. Mein Stolz erwachte und ich rief bei mir ſelbſt: Palmyra, ſollte es dir nicht möglich ſeyn, den nichtswürdigen alten Burſchen von ſeinem warmen Plätzchen zu verdrängen? Darf ſich ſolch ein wüſtes Stück Abenteuer an den ſchönſten Buſen drücken, der vielleicht je in einem Mieder ſeine Wellen geſchlagen? Auf, waffne dich, mach deine Talente geltend, rufe, wenn es nicht anders gehen will, ſelbſt die Kabale zu Hülfe, nur ſtürze dieſen unwürdigen Günſtling von ſeiner eitlen Höhe. Als

ich dieſen Entſchluß gefaßt, legten ſich die empörten Wellen meines Blutes, und ich vermochte wieder meine angenommene Rolle eines ausſchweifenden Luſtigmachers fortzuſpielen, indem ich die ſich mir nähernde Phönize mit Luftſpringen und einem lauten Freudengekreiſch begrüßte. Zugleich gab ich ihr eine volle Ladung phantaſtiſcher Schmeichelnamen, die ich einſt von Alcidor gelernt hatte. Sie thaten hier ihre Wirkung; Phönize lachte als wenn ſie närriſch geworden wäre, lief in das Nebenzimmer und brachte eine ihrer Geſellſchafterinnen herbei, der ſie Wort für Wort wiederholte, was ich ihr eben geſagt. Dieſe, war es nun aus Gefälligkeit, oder weil ſie wirklich es fühlen mochte, ſtimmte in die Bewunderung meiner Talente ein, und beide Mädchen wußten nicht, was ſie mir alles Schönes ſagen ſollten. „Schelm!“ rief Phönize endlich, „wo haſt du nur all dieſe Worte gelernt? Wenn der Kritiker nicht ein ſo gar ernſthafter Herr wäre, ſo könnte ich glauben, du hätteſt ſie von ihm. Allein dieſer edle Mann iſt wohl noch nie verliebt geweſen, und wird es auch wohl nie werden.“ Ich merkte aus dieſen Worten, daß ſie vom Prokurator ſprach.

Während dieſer ganzen Scene hatte ich den Raben nicht aus dem Auge gelaſſen, doch ſchien er zu meiner Verwunderung von dem Triumph, den ich feierte, völlig unangefochten. Nun wohl, mein Beſter, rief ich leiſe, ſie ſpielen den Philoſophen; doch gedulden ſie ſich nur, es ſoll ſchon nachdrücklicher kommen! Ich pflege in meinen Unternehmungen langſam, aber deſto ſichrer zu gehen.

Es wäre unhöflich, den Leſer fortwährend mit meinen Privathändeln zu unterhalten; ſpäter werde ich auf dieſe zurückkommen, jetzt will ich die Eigenthümlichkeiten meines neuen Aufenthalts in's Auge faſſen und die Geſellſchaft ſchildern, die ſich gewöhnlich bei Phönizen einfand. Sie war öfters ſehr zahlreich. So wenig die kleine Tänzerin im Rufe ſtand an tête à têtes Gefallen zu finden, deſto bekannter war ihre Liebhaberei, ihren Salon ganz angefüllt zu ſehen. Doch zeigte ſich unter den geſelligen Abenden eine gewiſſe Rangordnung An den Tagen, wo kein Ballet war, kamen ernſte, angeſehene und etwas förmliche Gäſte zuſammen, die zwar den ungezwungenen Umgang liebten, aber doch dabei mit einer gewiſſen Rückſicht behandelt ſeyn wollten; jene Abende jedoch, wo meiſtens

Phönize ſich müde getanzt hatte und wenig aufgelegt war, die liebenswürdige Wirthin zu ſpielen, waren einem bunten Häuflein von Schauſpielerinnen, Tänzerinnen und jungen Herren der Stadt überlaſſen. Man konnte oft nichts Tolleres ſehen als das Treiben dieſer Ungenirten. Jede Art kindiſchen Muthwillens wurde gut geheißen. Man tanzte, man lachte, führte kleine Comödien aus dem Stegreif auf, hielt einander zum Beſten, erzählte ſich Geſchichten, polterte mit Stühlen und Tiſchen und hätte am liebſten im Hauſe das Oberſte zum Unterſten gekehrt. Phönize, auf einem Sopha liegend, ſah dem Tumulte zu und überließ es einer alten Franzöſin, die von der ganzen Geſellſchaft die Duenna genannt wurde, Ruhe zu ſtiften, wenn der Saus und Graus eine zu gefährliche Höhe erreichte. Aber das Anſehen der guten Duenna ſtand auf ſehr ſchwachen Füßen; ſie mochte poltern und lärmen ſo viel ſie wollte, ohne daß im Mindeſten davon Notiz genommen wurde. Ich meinerſeits muß ihr Gerechtigkeit widerfahren laſſen; mein Himmel, welches Anſehen gehört dazu und wie viel Anſtalten muß man treffen, um zwölf ausgelaſſene Mädchen in

Ordnung zu halten und dabei den Späßen von sechs bis sieben jungen Herren Zaum und Gebiß anzulegen! Ich sah die gute Gouvernante oft mit aufgelösten Haaren und fliegender Haube, nicht unähnlich einer rasenden Medea, durch die Zimmer laufen, um den Unarten von einem Paar ganz aus der Art geschlagenen Nimpschen auf die Spur zu kommen, die sich ihrer Gerichtsbarkeit entzogen hatten. Dagegen erhielt Madame Fanchette an den sogenannten ernsthaften Abenden wieder volle Genugthuung; sie saß alsdann neben Phönize obenan auf dem Sopha, und hielt mit ihr zusammen die Zügel der Unterhaltung in den Händen.

Ich muß nothwendig jetzt gleich auf die Schilderung einer merkwürdigen Person kommen, die bei Phönize Alles zu gelten schien. Es war dieses nicht Franz, auch nicht der Prokurator, sondern ein alter Herr, wohl schon über die Sechzig hinaus, der von der Gesellschaft nur schlechtweg die Excellenz genannt wurde, von Madame Fanchette, der Herr Minister und von Phönize, mein innig geliebter Freund. Das konnte sonderbar erscheinen, ein Mädchen von achtzehn Jahren und ein innig

geliebter Freund von ſiebenzig; aber dieſes Mädchen war keine leichtfertige Kokette und der Freund kein lüſterner alter Herr; es lag in dieſem Verhältniß unendlich viel Reinheit und Poeſie, und um dieſe herauszuheben, will ich mir eines der Geſpräche mittheilen, die der Miniſter mit der jungen Dame unter vier Augen hielt. Es war der Geburtstag des alten Herrn, und Phönize hatte ihn mit Blumen und allerlei kleinen Geſchenken umgebunden. Er kam, ihr ſeinen Dank zu bringen und fand ſie zufällig allein auf ihrem Sopha. Ohne erſt eine Aufforderung abzuwarten, nahm er den Platz neben ihr ein, führte ihre Hand an die Lippen und küßte ſie mit der größten Zärtlichkeit. Phönizens Auge hing mit Rührung an ſeinen edlen Zügen, die, wenn auch bleich und abgemagert, dennoch das Model zu einem wahrhaft ſchönen Mannskopfe geben konnten. Obgleich er mit keinem äußern Zeichen ſeiner Würde bekleidet war, ſo ſah man doch ſeinem ganzen Weſen die vornehme Bildung eines hochgeſtellten Weltmannes an, vorzüglich waren es die immergleiche Ruhe und die milde Feinheit ſeiner Sprache, die dieſen Eindruck hervorriefen. Seine Nähe verdrängte

unwiderſtehlich alle niedrige Frivolität und Gemeinheit, ohne daß er etwas gethan hätte, um dieſen Zweck zu erreichen; es war die innere Lebensluft einer reinen Seele, die durch ihr Ausſtrömen den Qualm einer unreinen Atmoſphäre verdrängte; es war die ruhige Gewalt, die die mit Güte verbundene Kraft auf ihre Umgebung ausübt, ohne ſich deſſen bewußt zu werden. Ein ſicheres Zeichen, daß Phönizen's Abendvergnügungen das Auge der Welt nicht zu ſcheuen brauchten, war, daß der Miniſter faſt nie bei ihnen fehlte, bei den ernſthaften wie bei den luſtigen Soirées.

Ich habe mich heute, hub er an, heimlich aus meinem Hauſe ſchleichen müſſen, um zu Ihnen zu kommen, liebe Phönize. Der Vorwurf meiner kältern vernünftigen Freunde ſchreckte mich, und ihnen wollte ich ausweichen. Sie ſind der Meinung, daß der Tag, der eine dreißigjährige Amtsführung bezeichnet, nothwendig mit ceremonlöſer Langeweile begonnen und beſchloſſen werden muß. Sie wollen mir gerne eine Freude gönnen, aber nur unter der Bedingung, daß ich ſie in ihrer

Gesellschaft suche. Sie lächelten sicherlich, wenn sie erführen, daß ich sie einzig hier finde.

Ich erkenne mit Rührung, erwiederte Phönize, das Opfer, das Sie hiermit einem unbedeutenden Mädchen bringen, das Ihnen nichts dagegen zu bieten hat, als die herzlichste Dankbarkeit und Zuneigung. Die Welt hat eine Freude daran, alle Erscheinungen mit Hohn zurückzuweisen, die nicht in die Folge der ganz gewohnten Ereignisse passen, und für deren Schätzung der stumpfeste Sinn einen Maaßstab hat.

Liebe Tochter und Freundin, sagte der alte Herr mit der sanftesten Stimme, wir wollen deßhalb die Welt nicht verdammen, wenn sie weder den Stoff noch die Haltbarkeit der Dinge begreift, die uns aneinander fesseln. Ihr Urtheil muß sich nothwendig von einem Extrem auf's andre verirren. Entweder hält sie mich für einen verliebten Thoren, oder für einen grämlichen Präzeptor, den sie freiwillig bei ihrer Tugend anzustellen für gut befunden. Dem Himmel sey Dank, die letztere Rolle zu spielen, wird bei Phönizen immer unnöthig seyn und die erstere, kann ich eben so mit Freude sagen, habe ich nie in meinem Leben übernommen.

Ich bin immerdar zu ſtolz geweſen, und bin es noch, um für den Preis meines höhern Seelenfriedens Genüſſe einzukaufen, die nur im Moment einer flüchtigen Leidenſchaft einigen Werth behaupten. Nein, geliebtes Mädchen, was mich zu ihnen führt, iſt nicht ein Glück von ſo gehaltloſer Natur. Sie ſehen unter dem Schwarm ihrer jugendlichen Verehrer nicht den ſiebzigjährigen Greis erſcheinen, um an ihrem Triumpfwagen zu ziehen. Dieſer Platz wäre eben ſo meiner unwürdig, als es Ihnen nicht geziemte, mich daran zu ſpannen. Ich ſtehe nur von ferne, ſehe mit väterlich beſorgtem Auge ſie in ihrer Pracht dahin ziehen, und wenn dann ein Moment der Ruhe erſcheint, wenn ſie den goldnen Wagen verlaſſen, um im Schatten eines friedlichen Gebüſches auszuruhen, dann ſetze ich mich zu Ihnen und freue mich zu bemerken, daß Ihr Weſen noch die volle kindliche Unbefangenheit athmet, die mich entzückt, und daß kein auch noch ſo blendender Triumpf der Eitelkeit im Stande iſt, die reine und wahre Beſcheidenheit Ihrer Seele zu trüben. Beobachtungen dieſer Art ſind die ſchönſten Genüſſe für mich. Sehen Sie in dieſem Bekenntniß die Geſinnungen eines Liebhabers,

ſo ſteht es Ihnen frei, mich für den feurigſten Ihrer Anbeter zu erklären. Glauben Sie nicht, daß die Schönheit allein einen ſolchen Einfluß auf mich auszuüben die Kraft hat. Im Laufe eines langen, unter Pracht und wechſelnden Zerſtreuungen vollbrachten Lebens habe ich nur zu oft Gelegenheit gehabt, die ſchimmernden Reize der Schönheit, die weiter nichts als dies ſind, zu prüfen und gering zu ſchätzen, und was ihre Kunſt betrifft, Phönize, ſo werden Sie lächeln, wenn ich Ihnen offen geſtehe, daß ſie mir völlig zuwider iſt. So ſchön Sie tanzen, ſo gelingt es Ihnen doch nur, etwas weniger ſinnlos und abgeſchmackt herum zu hüpfen, als der große Troß der Sie umgibt, und in Ihnen ſein gefeiertes Muſter erblickt. Nie ſeh ich Sie mit weniger Vergnügen, als auf dem Theater. Alſo durch dieſen Reiz haben Sie mein Urtheil nicht beſtochen, und mich nicht wie ſo viele Andere in Ihren Zauberkreis gelockt, allein auf der andern Seite weiß ich doch nicht, ob Sie das wären, was Sie ſind, wenn Sie nicht tänzten. Wahrlich, unbegreifliches Mädchen, es wird mir ſchwer, deine eigenthümlichen Reize zu ſchildern und ihren Urſprung aufzudecken. Wärſt du nicht gewohnt, der Stimme

des Publikums Trotz zu bieten, ſo beſäßeſt du auch nicht dieſe Freiheit und Sicherheit, und wenn du die nicht hätteſt, ſo wäre deine Unſchuld, deine kindliche Fröhlichkeit lange nicht ſo verführeriſch und eigenthümlich. So erſcheinſt du unbekannt mit den Gefahren und Schreckniſſen einer verderbten Welt, dicht an ihren Abgründen mit der größten Sicherheit dahin ſchwebend, deine leichte Geſtalt ein Spiel der Winde, die mit dir wie mit einer Blume koſen. Das Auge das dir folgt, glaubt in den duftigen weißen Gewändern, die dich umflattern, nur den gewöhnlichen Schmuck der Operntänzerinnen zu ſehen, allein näher betrachtet, werden ſie zu Flügeln, die dich augenblicklich gen Himmel tragen, wenn die rohe Fauſt der Gemeinheit nach dir greifen will. Du biſt eine Tänzerin, wie ich ſie noch nie geſehen habe. Wenn es nicht zu geſucht klänge, ſo könnte man ſagen, daß du uns tugendhaft machſt, indem du uns eine Menuet vortanzeſt, ganz verſchieden vom Weſen der Tänzerinnen von gewöhnlichem Schlage, die durch ihre Kunſt das entgegengeſetzte Reſultat hervorzurufen pflegen.

Der Miniſter hatte ſich im Lobe ſeiner Schönen ganz warm geſprochen; zum Glück kühlte ihn der letzte Einfall wieder etwas ab, denn er mußte Phönizen zu Gefallen, die darüber lachte, in ihre Fröhlichkeit miteinſtimmen. So ernſt nun der erſte Theil dieſes Zwiegeſprächs geweſen war, ſo heiter, ja ſogar muthwillig wurde jetzt der zweite. Sie ſetzte ſich zu ihrem Stickrahmen, und er mußte ihr die bunten Farben zuſammen ſuchen, die ſie zu ihrer Arbeit nöthig hatte. Ich hatte jetzt Gelegenheit, die Grazie und Leichtigkeit zu bewundern, die Phönize anwandte, um ihrem Freunde die heitere Laune zu erhalten, die er als ein koſtbares Geſchenk aus ihren Händen betrachtete. Ihre Weiſe mit ihm zu ſcherzen, trug zugleich die Ehrfurcht einer Tochter, und die zärtliche Aufmerkſamkeit einer Geliebten an ſich. Nie ſah ich ein liebenswürdigeres Verhältniß, nie fanden ſich achtzehn Jahr und ſiebenzig Jahr ſo gut beiſammen! O Palmyra! rief ich bei mir ſelbſt mit einem unterdrückten Seufzer, wenn ſich am Ende deiner Tage, Brama verſchiebe dieſes noch lange, doch auch ſolch ein niedliches Geſchöpf fände, um dir die Laſt deiner Erfahrungen und Weisheit von den

Schultern zu nehmen. Ich gedachte dabei meines Urahnen, des Miniſters, der ſich in die Einſamkeit des Gebirges Kaff zurückzog, um dem gefühlloſen und undankbaren Treiben der Welt zu entgehen. Ja, ſetzte ich meiner Betrachtung hinzu, dieſe Welt, dieſes übervolle zuſammengerüttelte Maaß von allerlei Thorheit und Unverſtand, dieſe ſchlecht erfundene und noch ſchlechter ausgeführte Farçe, hat ſchon längſt auch in meiner Seele den ſcharfen, bittern Ueberdruß erregt, der ſein Gift in jeden Becher des Vergnügens träufelt. Ich bin müde der Erſcheinungen, die ſich ewig wiederholen, und doch zu keinem Reſultate führen. Einem nur etwas tüchtigen Kopfe muß ſchwindeln auf dieſer gebrechlichen Leiter, die man ohne Urſache hinauf und hinunter klettert, nur Schwachköpfe und Gimpel ertragen munter das Zweckloſe und Gefährliche dieſer elenden Wettläufe. Dazu kommt noch, daß Alle dennoch ſtreben, Einer den Andern von der Leiter herabzuſtoßen, und dadurch einen nichtswürdigen Triumph zu feiern.

Mitten in dieſen Betrachtungen bekam ich vom Raben wieder einige Körner in's Geſicht geſchoſſen. Dies bildete einen zu argen Contraſt mit

meiner ernsten Stimmung, als daß ich es ungerügt hätte lassen sollen. Zum Glück war von der Magd, als sie am Morgen meinen Käfich gereinigt hatte, die Thüre desselben zu schließen vergessen worden, ich stürzte also heraus, und über den Raben her, den ich jetzt fürchterlich zauste und herumschwenkte, ihn am kleinen Federn Touppet fassend, das er auf dem Kopfe hatte. Sogleich Geschrei und Zeter; Phönize und der Minister eilten beide herbei, um uns, wie sie sich ausdrückten, auseinander zu bringen. Dies war keine leichte Sache, ich hatte meinen Feind zu herzhaft und sicher gepackt, als daß die Güte meines Schnabels und meiner Klauen ein so baldiges Freilassen gestatteten. Dabei schrie ich ihm ins Ohr: „Verächtlicher Stumpfschnabel, nehmen Sie jetzt die Strafe hin, die Ihre armselige Frechheit schon längst verdient hat. Da — ein Backenschlag! und — hier noch einer! Lernen Sie kennen, wen Sie zu beleidigen sich erfrecht haben. Wie gefällt Ihnen dieser Tritt vor die Brust? und dieser auf den Rücken? — Abscheuliches Geschöpf, das Sie sind!“ Die übrigen Papageien hatten kaum den Ausbruch unserer Feindseligkeiten bemerkt,

als ſchon alle, die frei waren, mir zur Hülfe herbei flogen, die Gelegenheit benutzend, um an dem verhaßten Raben ihr Müthchen zu kühlen. Es gab einen Lärm im Saale, daß man ihn auf der Gaſſe hören konnte. Die Freundinnen Phönizens ſtürzten herbei, und jede machte ſich daran, einen widerſpenſtigen Vogel einzufangen. Die wilde Leidenſchaftlichkeit, in der wir uns alle befanden, ließ dieſes nur ſchwer gelingen. Wir ſchlugen wie toll mit den Flügeln um uns, und mancher hübſche Finger blutete ſchon von unſern ſcharfen Biſſen. Der Miniſter ſtand von fern, und ſchien ſich an dem ſeltſamen Anblick dieſer Schlacht zwiſchen Mädchen und Papageien zu weiden. Endlich waren wir alle beſiegt und eingefangen. Der Rabe blieb in dem trübſeligſten Zuſtand auf dem Schlachtfelde zurück. Er krächzte und verdrehte die Augen. Ein dichter Kreis von bunten und ſchwarzen Federn lag um ihn her auf dem Boden verſtreut. Gusman, der mir treulich beigeſtanden, war ebenfalls leicht verwundet worden.

Durch dieſen Vorfall konnte ich eben nicht ſehr hoch in der Gunſt Phönizens ſteigen. Wenn ſie auch zu gerecht war, um mir die Urſache des

Streites beizumeſſen, ſo hatte ich mich doch augenſcheinlich als den erbittertſten Kämpfer in demſelben gezeigt, und durch mich hatte der Rabe am meiſten Federn laſſen müſſen. Die andern Mädchen aber und der Miniſter ſchlugen ſich unbedingt auf meine Seite. Ein Umſtand, der bald hierauf eintrat, ſetzte mich jedoch in die vollkommene Günſtlingſchaft meiner ſchönen Herrin.

Es iſt ſchon bemerkt, daß, ſo tugendhaft ſie war, ſie dennoch einen erklärten Liebhaber hatte, und zwar in der Perſon des jungen Franz. Da ſie ihn von der Theologie weggelockt, ſo lag es ihr nun ob, ihn anders unterzubringen, und es hieß, daß ſie ſeinetwegen große Summen ſpringen ließe, um ihm bei einer auswärtigen Geſandtſchaft eine Stelle zu verſchaffen. Dem ſey nun wie ihm wolle, der hübſche und geiſtvolle junge Mann verdiente das Glück, das ſeiner wartete. So dachten aber ſeine Neider nicht; einer dieſer gehäſſigen Widerſacher des guten Franz lauſchte ſchon lange auf eine Gelegenheit ihn zu ſtürzen, und ſich wo möglich an ſeine Stelle zu ſetzen; endlich gelang ihm ein boshafter Streich auf folgende Weiſe. Franz, wie alle Verliebte, dichtete oft Verſe auf

ſeine Schöne. Ein unſchuldiges Vergnügen, und da er ſeine Verſe nicht drucken ließ, ſo konnte auch Niemand füglich ſich darüber beſchweren. Einſt erſchien er im Salon, ohne Phönizen zu Hauſe zu finden. Er warf ſich auf's Sopha nieder, betrachtete das Bild der Geliebten, das an der gegenüberſtehenden Wand hing, und ſchien ganz in Gedanken verloren, über die vielen Lorber- und Blumenkränze, die an den goldnen Rahmen befeſtigt waren. Endlich zog er ſeine Brieftaſche hervor, nahm ein Blättchen daraus, und ſchrieb folgenden Vers nieder:

Du wähnſt geliebt dich von dem Chor der Muſen;
O täuſch dich nicht durch leeren Glanz! Ein Herz
Durch Eitelkeit und Stolz noch nicht entweiht, im Schmerz,
Glaub mir, Phönize, wie im Glücke treu,
Ich wahr' für dich es in dem treuen Buſen!
Nur Ueberdruß weckt Glanz, die Lieb' bleibt ewig neu! —

Kaum ſtanden dieſe Zeilen auf dem Papier, als er ſie mit kritiſchem Auge noch einmal durchlas, und wie es ſchien, ſehr wenig mit ihnen zufrieden war. Man kann auch nicht leugnen, daß ſie eben kein Meiſterſtück der Poeſie enthalten, allein wer hätte ihnen die boshafte Schalkheit

angemerkt, die ſie in ſich verbergen. Franz that, was wenige Dichter thun, das heißt, er zerriß wieder ſein Machwerk, und ſtreute die beiden Hälften des Papiers auf den Boden. Bald darauf verließ er den Saal, nachdem er noch einige von Liebe und Schwärmerei glänzende Blicke dem Bilde der Geliebten zugeworfen hatte.

Nicht lange war er fort, ſo kam der Lieutenant Roſenfeld, jener Widerſacher und Nebenbuhler des guten Franz. Auch er mußte warten, und aus Langerweile warf er ſeine Blicke überall im Zimmer umher; ſie trafen auch auf den Boden und auf eines jener Blättchen. Er hob es auf, und da das Papier mitten auseinander geriſſen war, ſo fand es ſich durch ein Spiel des Zufalls, daß die eine Hälfte ebenfalls einen Sinn enthielt, obgleich einen ganz verſchiedenen von dem des Ganzen. Der Lieutenant triumphirte nicht wenig, als er Franzens Hand erkannte, und in dieſen Zeilen eine Erklärung las, welche durchaus dieſen gefährlichen Liebling aus Phönizens Gunſt auf immer entfernen mußte. Er war ſogleich bei ſich einig, welchen Gebrauch er von ſeinem Funde machen wollte. Endlich erſchien Phönize. Der

Lieutenant, dem es noch nie ſo gut geworden war, mit ihr ein tête à tête zu haben, benutzte dieſe Gelegenheit zu einer feurigen Liebeserklärung, die ſie mit einem freundlichen Lächeln anhörte, wie man oft dem Geſpräche von Kindern ſein Ohr leiht, um ihnen den Spaß nicht zu verderben. Der Ritter fühlte ſich durch dieſe graziöſe Laune mehr beleidigt, als hätte er geradezu eine abſchlägige Antwort ertragen müſſen. Ganz wohl, rief er endlich mit dem vollen ſchrecklichen Eifer eines erzürnten Lieutenants, ganz wohl, meine Dame, Sie verſpotten meine redliche Herzensmeinung, weil Sie ſich mit Ihren Wünſchen ſchon anderswo angehängt haben; allein erfahren Sie, daß der Gegenſtand Ihrer Neigung ein ganz unwürdiger iſt.

Was ſoll das heißen? rief Phönize erregt. Wie kommen Sie dazu, ſich als den Vertrauten meiner Geheimniſſe anzuſehen?

Nicht ſo böſe, Dame. So unbedeutend ich Ihnen erſcheine, ſo kann ich Ihnen doch von ſehr großem Nutzen ſeyn. Leſen Sie einmal dieſes Billet.

Sie nahm es, und las, von Franzens Hand geſchrieben, folgende Zeilen:

Du wähnst geliebt dich
O täusch dich nicht
Durch Eitelkeit und Stolz
Glaub mir Phönize
Ich wahr' für dich
Nur Ueberdruß

Ihr Antlitz überzog eine Purpurröthe, die mit einer schnellen Bläſſe abwechselte. Sie hielt, um ihrer innern Bewegung Meister zu werden, das verhängnißvolle Blatt noch einige Zeit zwischen den Fingern, dann legte sie es auf den Tisch, ohne ein Wort zu sagen.

Ist das nicht ein hübsches Geständniß? fragte der Lieutenant mit plumpem Hohn. Und Sie wollen nicht einmal wissen, wie ich zu dem Blatte gekommen bin? Hier hab ich es gefunden. Der gute Junge hat sich gar nicht die Mühe genommen, Ihnen seine Gefühle zu verhehlen, er schrieb die kostbaren Zeilen hier nieder, und ließ sie auf dem Tische liegen. Wie wären sie denn sonst in meinem Besitz? Aber sagen Sie ihm, daß er künftig mit seinen Geständnissen etwas diskreter verfahre, damit nicht alle Welt wisse, wie er von ihnen denkt. Adieu Dame.

Mit dieſen Worten, womit er reichlich den Hohn zurückgegeben glaubte, mit dem man ihn überſchüttet, entfernte ſich der edle beleidigte Krieger. Phönize ließ ihn gehen, ohne im Mindeſten Miene zu machen, ihn aufzuhalten; als er fort war, brach ſie in Thränen aus, die immer heftiger ſtrömten, je ungeſtörter ſie ſich ihrem Schmerz überließ. Ich ſah dieſes reizende Weſen leider, und konnte mich nicht enthalten, mit ihr Thränen zu vergießen, denn ich hielt Franz, da ich nicht wußte, was er geſchrieben hatte, ebenfalls für ſchuldig. Mir war dazu bekannt, daß kurz vor dieſem Vorfall die Liebenden einen kleinen Streit mit einander gehabt, und wie leicht die feurigſte Zärtlichkeit in Kälte und ſogar Ueberdruß ſich wandeln kann, hatte ich genugſam in der Mädchen-Penſionsanſtalt zu beobachten Gelegenheit gehabt. Dennoch blieb mir bei all dieſen Betrachtungen der Umſtand räthſelhaft, daß Franz dem Bilde ſo ſehnſüchtige Blicke zugeworfen. Wahrſcheinlich, erklärte ich dies bei mir ſelbſt, waren es Abſchiedsgrüße. Aber können Abſchiedsgrüße eines völlig erkalteten Liebhabers noch ſolchen Glanz und ſolche Wärme zeigen? Und liegt wohl in

dem offenen, liebenswürdigen Benehmen des jungen Mannes etwas, das solch' schwarze Undankbarkeit rechtfertigt? Nein, Franz ist treu! der Himmel weiß, was es mit dem Billet für eine Bewandtniß hat — allein Franz ist unschuldig an den Thränen, die eben aus so schönen Augen fliessen. Lasse ihn nur kommen, Phönize, stelle ihn zur Rede, und das ganze Mißverständniß wird sich lösen.

Aber diesen Entschluß faßte die kleine Tänzerin nicht; im Gegentheil, sie wollte von dem Moment an nichts mehr von Franz wissen. Der Portier erhielt den Befehl, ihn abzuweisen, wenn er käme, und das Kammermädchen, das sich unterfangen, einen Brief von ihm bestellen zu wollen, verlor augenblicklich ihren Dienst. Niemand im Hause begriff die Ursache dieser plötzlichen Wandlung, aber Niemand bekümmerte sich auch weiter um Franz, da er so entschieden in Ungnade gefallen war. Er war aus der Liste der Lebendigen ausgestrichen, nämlich der Lebendigen, die sich bei gutem Punsch und einem angenehmen Soupé in Phönizens Salon vereinigten. Madame Fanchette hatte einen ihrer hartnäckigsten Lärmmacher

verloren, aber die gute Alte freute ſich darüber nicht ſonderlich, denn außerdem, daß ſie den hübſchen Franz doch eigentlich recht lieb hatte, las ſie auch im Herzen ihrer Gebieterin, daß dieſer eine unbeſetzte Platz ſie gleichgültig machte gegen den ganzen angefüllten Salon. So ſehr ſich Phönize bezwang, konnte ſie dennoch ihren Kummer nicht ganz verſtecken. Dieſer war ſo heftig, daß ſie nach Verlauf kurzer Zeit ganz ihren natürlichen Frohſinn einbüßte, und ſelbſt allen Geſchmack am Leben zu verlieren ſchien. Für den Miniſter war das ein harter Schlag. Er ruhte nicht eher, als bis er der Vertraute ihres Kummers geworden war. Wie ſich's vorausſehen ließ, nahm er des Verſtoßenen Partei, und erklärte ſich ſogleich bereit, zu ihm hinzugehn, um ihn zur Verantwortung zu ziehen. Dagegen ſträubte ſich aber Phönizens Stolz aufs Heftigſte. Soll ich ihn aufſuchen, da er mich verachtet? rief ſie heftig. — Wollen Sie, daß ich mich ihm, wie eine gemeine Dirne, an den Hals werfe? Nein, dieſe wenigen Zeilen trennen uns ewig von einander. O Himmel, wie konnte ich nur ſo leichtgläubig und vertrauend ſeyn!

Sie barg ihr Antlitz, und während ihre Thränen von Neuem flossen, zitterte das unglückliche Blatt in ihrer Hand. Der Minister nahm es und betrachtete es aufmerksam; auch er wußte nicht, was er daraus machen sollte, und legte es kopfschüttelnd wieder an seinen Platz. Während sie nun so stumm neben einander saßen, drang ein ungestümer Gedanke mir plötzlich durch den Kopf. Mein scharfes Auge entdeckte tief unter dem Sopha ein Stückchen Papier, dem völlig ähnlich, was so viel Unruhe und Jammer verursacht hatte. Wie? rief ich, sah ich nicht, daß Franz das Papier, auf welches er den Unglücksvers geschrieben, zerriß? Dort liegt unfehlbar noch die andere Hälfte, vielleicht enthält diese etwas, das als Aufschluß dieses Räthsels dienen kann. Es kommt ja auf einen Versuch an. Die Hoffnung, die in diesen, vielleicht grundlosen Vorstellungen lag, erhitzte mich dermaßen, daß ich nicht in meinem Käfigt auszuhalten vermochte. Mit solchem Eifer schlug ich gegen die Stäbe desselben, daß der Minister aufstand, und mich in Freiheit setzte. Kaum fühlte ich mich Herr meiner Handlungen, als ich auch sogleich unter das

Sopha eilte, und gleichsam wie spielend, mit dem Papier im Schnabel wieder hervorkam. Phönize war jetzt schon so gereizt auf Alles, was einem Papierschnitzel ähnlich sah, daß sie sogleich meinen Fund bemerkte, und darnach haschte. Ich legte ihn ihr zu Füßen. Sie las, was darauf stand, und ihr Busen gerieth in Wallung, da sie wieder Franzens Hand erkannte; allein die Zeilen gaben keinen Sinn. Sie ließ das Blatt fallen, und der Minister hob es auf. Das Blut dieses edlen Herrn befand sich nicht in so gefährlicher Wallung, er hatte vollkommen Zeit und Lust zu überlegen, und er benutzte diese Zeit so gut, daß seine Untersuchungen alsbald das schönste Resultat herbei führten, das man sich nur wünschen konnte. Er legte beide Papiertheilchen aneinander, und rief anfangs leise, dann immer lauter: was für ein sonderbarer Zufall! — Phönize fragte mit kalter Miene, was es gäbe. Da, sagte der Minister, nehmen Sie Ihren Zettel, und lesen Sie einmal laut, was darauf steht.

Sie sind sehr grausam, entgegnete sie, daß Sie mir zumuthen, von Neuem diese verhaßten Zeilen auszusprechen, die ich leider schon auswendig weiß.

Leſen Sie! —

Nun wohl, rief Phönize, und ihre Stimme zitterte: „Du wähnſt geliebt dich —“

„Von dem Chor der Muſen!“ ſchrie der Miniſter. „Nur weiter!“

„O täuſch dich nicht!“ ſeufzte Phönize.

„Durch leeren Glanz. Mein Herz“, triumphirte der Miniſter. „Weiter!“

„Durch Eitelkeit und Stolz —“

„Noch nicht entweiht, im Schmerz —“

„Glaub' mir, Phönize —“

„Wie im Glücke treu —“

„Ich wahr' für dich“ —

„Es in dem treuen Buſen!“ O das klingt ganz anders! Der gute Franz! rief der Miniſter. Nun noch den Schluß.

„Nur Ueberdruß —“

„Weckt Glanz, die Lieb' bleibt ewig neu!“ —

Die beiden Vorleſer ließen gleichzeitig ihre Blättchen fallen, und ſahen ſich einander mit verwunderten und lächelnden Blicken an. Das ſchönſte Gedicht, von einem der erſten Meiſter des Geſanges, hätte nicht eine ſo bewundernswürdige Wirkung hervorbringen können, als dieſe alltägliche

Reimerei es that. Phönize ging, ihrem Charakter gemäß, vom heftigſten Schmerz jetzt in die lauteſte Freude über. Sie las noch einmal das Gedicht im Zuſammenhange, küßte das Papier und hüpfte im Zimmer herum, indem ſie zum erſten Mal in ihrem Leben nicht daran dachte, wie ſie bei dieſen Sprüngen ihre Füße ſetzen wolle. Sie geriethen darum nicht minder anmuthig. Der Miniſter griff nach ſeinem Hut, unter dem Vorwand, er gehe ſogleich zum armen Franz, um dieſen von dem ganzen Vorgang in Kenntniß zu ſetzen, eigentlich aber, vermuthe ich, wollte er ſich den Ausbrüchen von Phönizens Freude entziehen; denn trotz ſeiner ſiebenzig Jahre mochte er doch eine kleine Anwandlung von Eiferſucht fühlen, die ihn jetzt antrieb, die Flucht zu ergreifen, da nichts mehr für ihn zu hoffen war.

Das glückliche Mädchen trieb ihren alten Freund zur größten Eile an. Als er fort war, ſang, deklamirte und rezitirte ſie den Vers wohl ein Dutzend mal. Davon müde geworden, warf ſie ſich in ihren Seſſel zurück, indem ſie mich auf ihren Schooß nahm, und mit allen nur erdenklichen Liebkoſungen überhäufte. Goldner Liebling!

rief ſie mir zu, indem ſie ihren weißen Arm um meinen Nacken ſchlang, und mich an ihren Buſen preßte, wie lohne ich dir den Dienſt, den du mir geleiſtet? Ohne dein Zuthun, mein Vogel, wäre der treueſte, beſte Junge auf Erden ewig unglücklich geworden, und ich mit ihm! Was ſag ich — unglücklich? ich hätte das Leben nicht länger zu ertragen vermocht ohne ihn! Gift oder Dolch hätten mich davon gerafft.

Bei dieſen Exclamationen, obgleich ſie aus dem Innern eines zärtlichen Herzens kamen, konnte ich mich doch eines Lächelns nicht erwehren. „Es hält ſich auch mit Gift und Dolch!“ rief ich bei mir. „So ſchnell greift man nicht nach ſolchem Spielwerk. Die Phraſe ſtammt vom Theater her!“ Während ich noch ſo kritiſirte und die Dame mir faſt mit ihren Liebkoſungen den Hals umdrehte, flog die Thüre auf, und Franz hinein. Er hätte nicht ſo ſchnell erſcheinen können, wenn er nicht während ſeiner Ungnade die Gewohnheit angenommen, regelmäßig ſechs Stunden am Tage vor dem Hauſe ſeiner Geliebten herum zu patrouilliren. Der Miniſter war daher nicht genöthigt worden, ihn weit zu ſuchen. Phönize, da ſie jetzt

einen weit würdigern Gegenſtand an den Buſen zu drücken hatte, ließ mich ſchleunig zu Boden gleiten, und ſprang ihrem Geliebten entgegen. Sie küßten ſich auf eine Weiſe, wie ich noch nie einen Jungen und ein Mädchen ſich habe küſſen ſehen, ſo viel Sturm und Drang lag darin. Sie weinten, ſchluchzten, ihre Wangen brannten, und ihre Arme preßten ſich ſo feſt, als ſollten ſie nie von einander laſſen. Es war recht gut, daß der Miniſter dieſe Gruppe nicht mit anſah, ſie hätte ihm, trotz ſeiner weißen Haare und ſeiner Philoſophie, die Zahl ſeiner ſchlafloſen Nächte unfehlbar vermehren helfen. Wirkte ſie doch ſchon auf mich ſo aufregend, daß ich lebhaft an Aline erinnert wurde, und dieſes reizende Kakadu-Weibchen in all ihrer Lieblichkeit plötzlich vor mir ſtand.

Georgette.

Ein Roman

von

A. v. Sternberg.

Stuttgart.

Hoffmann'sche Verlags-Buchhandlung.

1840

6914346x3

Univ. Bibl.
München

Lord Palmston an Georgette.

Behalte die Perlschnur, mein Kind, geräthst Du einst in Noth, so verschleudere meinethalben dieses Andenken unserer leichtsinnigen Stunden. Die zweitausend Francs, um die Du bittest, sende ich Dir nicht; Du weißt, daß ich mit drei Brüdern zu theilen habe, und daß, ehe dieses geschehen, jeder Schilling, unnütz verschleudert, mir auf dem Gewissen brennt. Ich denke, Du solltest Summen genug von mir gezogen haben. Deine Wohnung, nebst allem, was darin ist, habe ich auf drei Jahre Dir voraus zugesichert;

lebe glücklich darin. Paris wäre nichts für Dich. Dein Sinn iſt bei aller Liebenswürdigkeit ſchwerfällig, und die niedrigſte Franzöſin würde mit einem nur ſehr geringen Aufwand ihrer Künſte Dich zu Boden rennen. Bekümmere dich nicht weiter um mich. Zwar haſt Du mir verſprochen, mich ewig zu lieben, allein ich habe meine Gründe, zu glauben, daß Du es nicht ernſtlich mit dieſem Verſprechen meinteſt; Du hatteſt den Abend etwas zu viel Punſch getrunken. Ich erlaſſe Dir jede Zuſicherung; ich hörte in meinem Leben ſchon ſo viele Zuſicherungen, und von ihnen allen wurde keine erfüllt. Noch einmal ſage ich Dir, forſche nicht nach mir, befrage keine Zeitung, beſtürme kein Poſtbureau. Ich weiß, Du wirſt es zum Schein vor den Leuten thun wollen, doch unterlaß es, es kränkt mich und nützt Niemanden.

Wenn Du es über Dich gewinnen kannſt, ſo lebe einige Monate ganz in der Stille und gehe regelmäßig in die Kirche. Erinnerſt Du Dich an das Haus Deiner Mutter? Es war auch in einem kleinen deutſchen Städtchen, in einer gar engen Gaſſe, gleich hinter der Kirche. Seitdem lieb' ich die deutſchen Kirchen, und wo ich eine offen ſehe, gehe ich hinein. Wie lange Jahre iſt das hin! Jahre? eines nur. Als ich noch bei Dir war, ſchien es mir wenig mehr als ein Monat, jetzt fühle ich Jahre verſchwunden. So ſpielt die Zeit mit uns. Wir wiſſen nicht, wie ungleich ſich der Inhalt unſers Lebens auf die Zahl der Jahre vertheilt, die uns zugemeſſen ſind. Aber dies iſt für Dich zu metaphyſiſch, ich ſehe Dich gähnen und ſage Dir Lebewohl.

Derſelbe an Sir Walter Ralph.

Wenn Du dieſen Brief erhältſt, mein Walter, ſo habe ich meine Verbindungen ſchon zum größten Theil gelöst. Ich muß eilen, denn ſchon fühle ich meine fürchterliche Zeit mit ſtarken Schritten herannahen. Geſtern noch ſchrieb ich an Georgetten, ein gutes deutſches Mädchen, das ich in Bodenheim, einem Städtchen nicht weit von Strasburg, habe kennen lernen. Du weißt, daß ich Dir das Verſprechen ablegte, in einem Jahre vollkommen gut deutſch zu lernen, und ich meine, ich habe meine Aufgabe gelöst. Ohne Georgette wäre mir das aber unmöglich geweſen. Mein alter Pedant von Sprachlehrer erregte mir mit ſeinem ſtinkenden Athem und ſeiner ſchmutzigen Wäſche einen tödtlichen Ekel gegen die deutſche Sprache.

Drei Jahre, ſchreibſt du, bleiben mir noch. Still, Walter, rühre nicht an mein Geheimniß. Ich ſage dir, meine Friſt iſt abgelaufen, ich fühle es an jener gräßlichen Verwandlung, die alle Gegenſtände vor meinen Augen erleiden. Alle Farben erblaſſen, alle Töne erſterben, alle Eindrücke ſind bis zum Spurloſen geſchwächt. Sonſt erfreute mich ein Buch, ich kann jetzt in keines hineinblicken, überall treffe ich auf Ungeſchmack, überall auf abgeſtandene Sätze, auf laue Ideen, auf matte hingeworfene Fragen, die Niemand ſich die Mühe ſie aufzuheben nimmt. Die Literatur iſt in Verweſung, die Politik ſterbend, es iſt, wie Grimm ſo ſchrecklich wahr von jener Periode vor dem Untergang der römiſchen Mithologie ſagt: Alle Meinungen waren bis zum Ueberdruß wiederholt worden. Jene Mithologie, die Tochter des Genie's und

der Poeſie, jene den ſchönen Künſten ſo günſtigen Ideen, jene Ceremonien, die uns ſo anziehend und ſo ſchön vorkommen, hatten ſich ausgelebt. Niemanden lag die Sache der Götter mehr am Herzen. Die Menſchen bekommen alles ſatt, ſelbſt ihre Religion. Gewiſſe Zeitabſchnitte verlangen eine Erneuerung der Meinungen und der Ideen, aus keinem andern Grunde, als weil die bisherigen Langeweile machen.

So weit, dünkt mich, ſind wir gekommen. Oder bin ich allein, als Individuum, ſo weit gekommen? Ich will nicht unterſuchen, nicht richten. Mit ſolchen Fragen ſpannt man die Lebenskraft nicht neu auf. Niemand kann herzlicher wie ich den ſtolzen dünkelvollen Trotz Byron's verachten. Ich gehöre ſeiner Schule nicht an. Fromme Eltern haben mich mit allem er-

zogen und erfreut, was ſtärkt, was belebt. Ich ſah in ihrem Hauſe kein Beiſpiel jener Seelenzerrüttung, die einem jungen Gemüthe ſchon Ausſchweifung und Verbrechen wünſchenswerth erſcheinen läßt. Im Gegentheil eine innige Gottliebe, eine keuſche Freude, ein beſcheidenes tugendhaftes Entbehren ruhten wie eine milde Sonne über unſern Häuptern. Fromme Hände ſchlugen vor mir das ehrwürdige Buch der Bücher auf und zeigten mir Sprüche, die noch in mein Herz geſchrieben ſtehen, und die darin leben werden, ſo lange es ſeine Pulſe zählt. Man gab mir Gedichte in die Hand, die unſer heutiger Adel nicht mehr lieſt, ich erfreute mich an Thomſon's Jahreszeiten, und die unſchuldige Schalkheit der Romane Goldſmith's erhielt mein Blut ruhig, mein Herz rein. Unter den jungen wilden Poeten lebend, ward ich dennoch von den

tobenden ängſtigenden Paroxismen ihrer Laune nicht angeſteckt. Ich habe Byron's Cain erſt in dieſen Tagen geleſen, und er widert mich an. Shelley's Gottloſigkeiten machen, daß ich Thränen vergießen könnte, um eine ſo entzückend ſchöne Gabe verſchwendet, um Hymnen an die Verweſung zu ſingen. Hätte er nichts als dieſe wenigen Strophen gedichtet, er wäre ewig ein großer Dichter geweſen:

Most wretched men
Are cradled into poetry by wrong:
They learn in suffering what they teach in song.

Du weißt, daß ich ihn und Byron öfters ſah, als ich noch auf der Schule zu Eton war. Ich war nicht ſo hochmüthig, dieſe beiden Dichter beklagenswerth zu finden; die Neuheit der Erſcheinung zog mich an, und ich war nahe daran, ihnen eine enthuſiaſtiſche Freundſchaft zu

weihen, als ihre wilden entſetzlichen Ausſchweifungen, ihre mit ſo finſterm Unmuth begangenen Verirrungen mir ein unheimliches Gefühl einflösten, und ich von ihnen ohne Erklärung, ohne die geringſte Erörterung ſchied. Später hat ihr Ruhm mich nie vermocht, zu ihnen zurückzukehren. Dieſes alles aber that ich unbewußt. Mein Vater erfuhr nichts davon. Niemand lobte mich, Niemand tadelte mich deshalb. Es war die Unverträglichkeit unſerer Naturen, die uns lautlos von einander ſchied. Und dieſe Unverträglichkeit dauert fort; ich habe mich mit keinem der Grundſätze befreunden können, die ganz Europa entzückten, und unter der Jugend eine gefährliche Nachahmung hervorriefen. Ich ſehe hier in Deutſchland ein Heer abgeſchmackter Heuchler jenes Lied der Titaner anſtimmen und mit dem vermeſſenſten Trotz, dem empörendſten

Widerſtand, ihr kindiſches Spiel treiben. Die fürchterlichen Verwünſchungen Cain's, die kalte gräßliche Vernichtungslehre Manfred's, die ſinnliche und doch ſo freundliche Ausgelaſſenheit Don Juan's, die kleinliche Prahlerei und vornehme Geziertheit im Childe Harold, und der ganze geſchmackloſe Prunk in den griechiſchen Freiheits-Poeſien, alles dieſes hat in dieſem Lande knechtiſcher Nachbetung ſeine Copieen gefunden und wandelt in tauſend Grimaſſen umher. Die deutſche Natur, in Andacht und Liebe, in heiterer Gemüthsfreudigkeit, in Haß gegen alle Heuchelei wurzelnd, läßt ſich von den trübſeligen Schwärmern für „Nichts“ verleiten, mit einzuſtimmen, und wird in einen unverſtändlichen Schwulſt tollköpfiger Ideen mit fortgezogen. Die Politik miſcht ſich in dieſe Verwirrung. Der Deutſche iſt nicht für die Politik geſchaffen; man

ſtirbt hier nicht an einem Budget, eine Rede im Parlament ſtiftet nicht wie in England Ehen, macht Erbſchaften und tödtet durch Unterleibs-Krankheiten. Der Deutſche iſt ſchon, gegenüber andern Nationen, viel zu beſcheiden, und die Beſcheidenheit taugt nirgends übler, als beim Patriotismus. Wozu alſo in Deutſchland über Politik ſchreiben? Wozu noch gar ſich darüber zanken? Wozu die Dichter auffordern, ihre Verſe mit politiſchen Ideen zu pfeffern, die ſie uns geſtohlen haben? Göthe beſang den Mond und das Veilchen, und er that wohl daran, denn für den Mond und das Veilchen werden ſich die Deutſchen immer intereſſiren. Es gibt Thäler in Deutſchland, enge geſchloſſene, ſüß heimliche Thäler, wo der Mond, wie nirgends in der ganzen Welt, ſo klar und heimlich hineinſchaut.

Dämit will ich nicht geſagt haben, daß nicht in den Sitten und in den Einrichtungen ſich nicht manches verbeſſern läßt, allein das würde auch ohne Deputirtenkammern, ohne das finſtere Geſchwätz in den Tagesblättern auf dem ruhigſten Wege ſich bewirken laſſen. Wozu ſich eine neue Krankheit aufladen, da man ihr entgehen kann; denn die Politik iſt eine Krankheit; ein völlig geſunder Staat braucht dieſe ungeheure politiſche Apotheke nicht, aus der England täglich und ſtündlich ſich Heilmittel kommen läßt. Wo die Civiliſation und die Induſtrie auf eine ſo ängſtliche Höhe geſtiegen iſt, braucht ſie der ſcharfen Mittel; in Deutſchland kann man ohne Gifte zum Zweck gelangen, und der Arzt handelt wahnſinnig, der bei einer leichten Hautkrankheit Peſtmittel anwendet. Ich habe in deutſchen Familien gelebt, die zu dem Volk

gehören, und nie einer politiſchen Idee Erwähnung thun hören; wo es geſchah, brachte man ſie mit Gewalt und ſehr unrichtig in dieſen Kreis; und dieſes thaten Leute, die ſehr unreine Abſichten hatten, und denen nichts gleichgültiger war, als das Wohl und Weh des Ganzen. Auch bei uns gibt es Heuchler und Unruheſtifter; allein ihre falſchen Ideen finden ſogleich Bekämpfung; hier in Deutſchland jedoch ſchweigen die Obern und Miniſter, weil ſie es unter ihrer Würde halten, ſich öffentlich zu vertheidigen oder ihre Anſichten auszuſprechen; daher iſt die ſogenannte öffentliche Stimme in Deutſchland nur in den Händen der Parthei, die am lauteſten gegen das Beſtehende opponirt, weil ſie nichts zu verlieren hat. Ich ſage die „ſogenannte,“ die ſich ſelbſt mit der Bezeichnung „öffentliche Stimme“ brüſtet, die wahre öffentliche Meinung

iſt zufrieden mit dem, was geſchehen iſt, und erwartet ruhig von der Zukunft das beſte. Sie hat ihr volles Vertrauen auf die Obern geſetzt, und dieſe ſuchen ohne Lärm, ohne großes Weſen, ohne ſchreiende Declamationen, in der Stille durch bedeutende Opfer dieſes Vertrauen zu rechtfertigen. Es iſt wahr, der Adel und die kleinen Fürſten haben vor fünfzig Jahren zurück große Erpreſſungen und Gewaltthätigkeiten ſich erlaubt; dieſes geſchah aber in allen Ländern, in Deutſchland vielleicht noch am wenigſten, und ſeit der Revolution ſieht man die deutſchen Fürſten mit einer Vorſicht, einer Milde, einer Gewiſſenhaftigkeit handeln, die vielleicht wieder zu weit geht, und den zügelloſen muthwilligen Reformatoren zu großen Spielraum gewährt. Man ſieht dieſe Oberhäupter der Staaten gegen diejenigen ihrer Unterthanen oft ungerecht, läßig

und zurückſetzend handeln, die früher in unruhigen Zeiten die Stütze der Throne ausmachten, und die ihr Vermögen und ihre Kinder an den Hof brachten, um den Glanz derſelben zu vermehren, und die ſowohl Kinder als Vermögen dieſen Höfen zum Opfer brachten. Der deutſche Adel iſt verarmt, und er hat nicht die Mittel, wie der unſrige, ſich zu reſtauriren; wenn die Fürſten undankbar ſein wollen, ſo können ſie ihn jetzt in dem Krieg der Intereſſen völlig ohne Stütze laſſen, jenen erbitterten Federn zum Raube, die unermüdlich die Archive der deutſchen Geſchichte durchſtöbern, um theils ſehr wahre, theils aber auch ſehr läppiſche und erdichtete Beſchuldigungen gegen dieſen angefeindeten Stand vorzubringen. Dieſe Erbitterung iſt kleinlich, klatſchhaft, ſie zeigt weder Muth, noch Größe, und dennoch beſteht in dieſen unermüdlichen kleinen

Neckereien recht eigentlich das, was in Deutschland Politik heißt. Alles andre ſind von uns geſtohlene Ideen, die nirgends Anwendung finden, und die nur immer wieder in den, jede Meſſe erſcheinenden politiſchen Handbüchern nutzlos und von Niemanden beachtet durchgenommen werden, mit all der pedantiſchen Weitſchweifigkeit, die den deutſchen Hülfsbüchern, ſie mögen nun über die Zuckerbäckerkunſt oder den beſten Staat handeln, eigen iſt.

Dennoch, weil es einmal Mode iſt, werden alle erſcheinenden Bücher aus dem Geſichtspunkte der Politik beurtheilt. Es iſt lächerlich, wie man einen widerſpenſtigen Gegenſtand oft mit den Haaren herbeizieht, um ihn dahin zu bringen, wo der Verfaſſer ihn nie hat bringen wollen. Heitre, allgemein anſprechende Lektüre iſt ein Ding, das nicht mehr gekannt iſt. In den

Romanen trifft man keine Schilderung der Sitten, des Lebens, der ländlichen oder ſtädtiſchen Gewohnheiten und Freuden mehr an, ſondern lange Paraphraſen gegen dieſe oder jene politiſche Maxime, die nicht etwa in Deutſchland, nein in England oder Frankreich in Anwendung gekommen iſt, und die nicht den mindeſten Einfluß auf den Ort und die Sitten äußert, wo der Roman gerade ſpielt. Nur der Autor räſonnirt. In den Gedichten daſſelbe. Ich habe keine Sammlung in der letzten Zeit aufgeſchlagen, wo ich nicht auf Ausſprüche über die Juli-Revolution, der Freiheit der Preſſe und der Verantwortlichkeit der Miniſter traf; Dinge, die ich überall anders ſuchte als in einem Bändchen, das ſich auf dem Titel mit einer Lyra ankündigt, die der Finger einer Grazie berührt. Dieſe

Ungeſelligkeit der Poeten geht auf die Frauen über, und ſtreift dieſen ihre natürliche Liebenswürdigkeit ab, indem ſie ſie hochfahrend, verſtimmt, ſtreitſüchtig und lärmend macht. Ein widerliches Gemiſch von der übeln Laune einer Engländerin und dem impertinenten abſprechenden Tone einer modernen Franzöſin. Die Politik, weit entfernt alſo den Deutſchen zu nützen, hat die Annehmlichkeit der Geſellſchaft zerſtört, und die Poeſie, ſammt allen andern Künſten verwildert und mit Geſchmackloſigkeiten überhäuft. Ich ſehe nicht ein, wozu man dieſe entſetzliche Noth ſich aufbürdet? warum man ſich dieſer tödtlichen Langeweile preisgibt? was man damit zu erreichen hofft, wenn man dem Leben und dem geſelligen Verkehr alle Reize, alle Genüſſe, alle ſchuldloſen Freuden und Zugeſtändniſſe raubt? Gewiß, wenn man keine andere

Rettung weiß, ſpringt man in einen Fluß, und zappelt nach Hilfe; aber ohne alle Verfolgung in's Waſſer zu ſpringen, blos um darin zu zappeln und nach Hülfe ſchreien zu können, iſt eben ſo lächerlich als abgeſchmackt.

Aus allem dieſen ſiehſt Du, mein theurer Walter, daß ich nicht zu den Stürmern gehöre, nie zu ihnen gehört habe, daß ihre Coriphäen weder durch ihre Verſe noch durch ihre Maximen mich von dem ruhigen gleichmäßigen Gang haben weglocken können, den ich gleich anfangs, meiner Eigenthümlichkeit nach, zu wandeln beſtimmt bin. Laß uns daher auf den Anfang dieſes Briefes zurückkommen. Woher alſo dieſe gänzliche Abſpannung in mir? Woher dieſer farbloſe nebliche Hintergrund, der ſich jedem Bilde darleiht? Warum kann ich meine Seele weder zu Gott noch zu Menſchen erheben? Warum

iſt mir Leben oder Tod Eins? Ich kann an die Stunde, wo ich abgerufen werden ſoll, mit Ruhe denken, aber es iſt nicht die Ruhe des Bewußtſeins, es iſt die Ruhe, die an Erſchlaffung grenzt, und die einem Fieberanfall folgt. Hab' ich denn in einem Fieber gelegen? Du kennſt mein Leben, ich habe Dir nie etwas verheimlicht; fandeſt du abſtoßende Laſter, gräßliche Uebereilungen, tollkühnen Leichtſinn in meinen Tagen? Nein, nein! ich habe immer zu lebhaft Erſchütterungen der Art gehaßt; unmöglich kann ich ſie ſelbſt erlebt haben, ohne das Mindeſte davon zu wiſſen. Dann genöſſe ich auch nicht dieſer feſten Geſundheit, die, ich fühl's, bis an's Ende meiner Tage mir bleiben wird. Mir zum Hohn ficht mich kein Uebel an, ich bin unverwundlich, keine Gefahr droht mir; ein ſicheres Eigenthum des Todes hat er ſeine Hand auf mich gelegt

und alle untergeordneten Diener ſeiner Macht weichen von dieſer majeſtätiſchen Beſitznahme hinweg.

Du kennſt das Geſchäft, das mich jetzt nach London treibt. Durch freiwillige Abtretung eines Theiles meines Vermögens ſichre ich meinen drei Brüdern eine glückliche Exiſtenz. Ich ſelbſt werde nur noch wenig bedürfen. Ich erinnere mich, daß Du mich, ſo oft ich von dieſem Plan ſprach, mit allen Mitteln Deiner Ueberredungskraft von deſſen Ausführung zurückzubringen trachteteſt. Jetzt käme jede Vorſtellung zu ſpät. Die nöthigen Schritte ſind ſchon gethan, das ganze Geſchäft bis auf wenige Formalitäten abgemacht. Ernſt, der älteſte nach mir, wird in dieſem Sommer zwanzig Jahr alt. Mit welchen Hoffnungen kann er jetzt in das Leben treten, und was hätte ich gewonnen, wenn ich eigen-

ſinnig und thöricht bis auf den letzten Augenblick mein Geld in der geſchloſſenen Hand behalten; beſſer ich gebe es jetzt frei und ſammle drei junge frohe Glückliche um mich, die noch dazu meine Brüder ſind. Ernſt will jetzt, da er vermögend iſt, den Advokatenſtuhl verlaſſen, und ſich dem Seedienſt widmen. Jean legt ein Kabinet von Kunſtwerken an, und ich ſehe ihn ſchon im Geiſte in den Muſeen von Neapel und Rom herumſtöbern und einen unleidlichen Lärm machen, um endlich als Reſultat ſo vielen antiquariſchen Kummers eine Venus ohne Naſe oder irgend einen Gartengott, der unſern Frommen ein ſittſames Fröſteln durch die Glieder jagt, über den Kanal zu ſchleppen. Paul, der jüngſte, macht recht artige Verſe, und auch ihn habe ich den Muſen frei gegeben. Sie ſollen Niemanden dienen, und der wahrhaft

Freie, in unſern Tagen der geſunkenen Größe, iſt nur der Reiche.

Meinen nächſten Brief erhältſt Du aus Palmſtonhouſe.

Madame Buntſchäcker an Georgette.

Metz * * *

Ich habe in dieſen Tagen rechtſchaffenen Kummer um Dich gehabt; ſage nur, Kind, die Leute ſprechen hier, Du wärſt Deinen Engländer los geworden, iſt's wahr? Um Gotteswillen, ſag' nein! Ich gebe meine beſte, erſt eben aus Paris angelangte Haube darum, wenn ich wüßte, Du hätteſt noch Deinen Engländer, und die Leute hätten wieder, wie ſie immer thun, dummes Zeug geſchwätzt. Aber geſtern Abend

ſagte mir die Couſine Andronika, Du weißt, ſie leidet manchesmal an Kolik und holt ſich Tropfen aus der Pharmacie hier neben an, ſie ſagte mir ganz im Vertrauen: der Lord iſt weg. Ich dachte in Ohnmacht zu fallen, nahm aber des Anſtands halber eine ſtarke Priſe Taback, und als ich die in der Naſe ſpürte, hatte ich auch ſogleich den Muth zu ſagen: Couſine, da haben ſie wieder einmal recht tüchtig geflunkert. Ich habe noch heute einen Brief vom Lord, ich ſage ihnen, der denkt nicht daran, Georgetten zu verlaſſen. Der ſitzt feſt. Als ich zu Hauſe anlangte, ließ ich mir ſogleich an der linken Wade zur Ader, trank eine halbe Flaſche Liquör und las ein Kapitel in der Bibel; das alles hat gemacht, daß ich doch ziemlich gut die Nacht geſchlafen habe. Aber Kind, Kind, es wäre um den Schlaf aller meiner kommenden Nächte

geſchehen, wenn die Couſine dennoch Recht hätte. Man muß wiſſen, was es heißt, in unſern ſchmalen Tagen einen Engländer haben, und noch dazu einen reichen. In meinem Hauſe, wäre das Unglück geſchehen, fändeſt Du keine Stätte. Du biſt gewohnt, hübſche Häubchen zu tragen, aber keine zu machen. Deine Hände ſind mit Diamanten geſchmückt, und ſolche Hände kann ich nicht brauchen. Es thut mir recht in der Seele weh, allein mein Geſchäft geht mir über's Zartgefühl; Du könnteſt auch hier dumme Streiche machen — und kurz: wenn Du keinen Lord mehr haſt, ſo haſt Du auch keine Tante; verſtehſt Du mich? Der Eigennutz iſt wahrlich nicht ſchuld an dieſem Briefe; zwar hat mir Dein ſchöner Herr immer die beſte Arbeit, und um's doppelte Geld aus dem Laden gekauft, aber wie geſagt, eigennützig bin ich

nicht. Die Couſine Andronika ſagt: es wäre am Ende gut, wenn er fort wäre, denn er hätte immer ſo unheimliche Reden geführt; iſt's wahr? So hätte er oft geſprochen, daß in ſeiner Familie eine ſchreckliche unheilbare Krankheit erblich wäre; du lieber Gott, wenn es nun die Blattern ſind, oder der ſchwarze oder blaue Tod, oder was weiß ich, und er hätte Dich noch dazu angeſteckt: das wäre mir grade Recht! Da wüßteſt Du, armer Tropf, nicht wohinaus und wohinein. Ein Geſchöpf, wie ſo ein Engländer, hat den Teufel im Leib und iſt zu allem fähig. Ich kannte einen, der gab ſeinem Barbier eine Rolle Geld, er ſollte ihm dafür, ſo als ſei es im Verſehen geſchehen, die Kehle abſchneiden; aber der Junge war doch klug genug und that's nicht. Ein anderer gab ſeiner Köchin Geld und wollte dabei mit langen

Nadeln ihr bald in die linke bald in die rechte Wade ſtechen, und ſie ſollte ihm ſagen, wo es ihr weher thäte. Das ſind ungeheure Phantaſieen, denen man mit guter Art aus dem Wege gehen muß. Gewiß hatte Dein Engländer auch einen Sparren; aber Du haſt mir nie etwas davon geſagt. Ein ſchöner Mann war er, das laß ich mir nicht ausreden; darauf verſteh' ich mich. Andronika ſagt, daß er dreißig Jahr alt war, ſie hat es von ſeinem Bedienten erfahren, ich hätte ihn auf fünfundzwanzig taxirt. Wenn er lachte, ſo gab es einen Zug um ſeinen Mund, daß eine ehrliche Frau hätte vor Liebe närriſch werden können, das muß er wohl gewußt haben, und um kein Unglück anzurichten, lachte er nie. Ich habe ihn aber doch einmal, nein zweimal lachen ſehen. Das erſtemal bei der Hundekomödie an der Stelle, wo die beiden

aſchgrauen Hündchen, Romeo und Juliette, ſich umarmten, und das andremal, als es ihm gelungen war, Dich nach deutſcher Sitte einmal recht tüchtig in den April zu ſchicken. Siehſt Du, der Mann hat auch auf mich Eindruck gemacht. Couſine Andronika ſagt, daß er immer einen kleinen Zettel auf der Bruſt getragen habe, worauf ich weiß nicht welch' ein Datum geſchrieben war, iſt's wahr? Jetzt muß ich ſchließen, denn ich ſehe durch das Ladenfenſter die alte Gräfin eintreten, die vor acht Tagen den jungen hübſchen Mann geheirathet hat, der über mir wohnte, ſie kommt, um den neuen Schnürleib von meiner Erfindung anzuprobiren. Lebe wohl und ſei klug zum beſten Deiner, und Deiner Tante

Cleopatra Buntſchäcker.

Dieſer Brief kam zurück und in den Umſchlag hatte die Hausbeſitzerin, wo Georgette gewohnt, folgende Zeilen geſchrieben: Die junge Dame, auf die die Adreſſe lautet, iſt ſeit drei Tagen verreist, Niemand weiß wohin. —

Lord Palmſton an Sir Walter Ralph.

Calais.

Meine müßige Weile, die ich hier, ſehr wider Willen, habe, benütze ich, um Dir meine ferneren Beobachtungen über Deutſchland mitzutheilen. Die deutſche Philoſophie hat ſeit einem kurzen Zeitraum von Jahren Rieſenſchritte zur Vervollkommnung gethan. Leibnitz und nach ihm Wolff ſchrieben noch jenen barbariſchen Styl, der die ſcholaſtiſchen Metaphyſiker des

Mittelalters bezeichnet; auch entlehnten ſie für ihre Wahrheiten die mathematiſche Form der Beweiſe, wodurch dem Laien ein irgend erquickliches Eindringen in ihre Lehre faſt unmöglich gemacht wurde. Kant und Fichte gehören der neuern Zeit an. Sie ſind tiefſinnig, aber dem ernſten Streben nicht unzugänglich. Du weißt, daß ich nicht die Eitelkeit habe, als Eingeweihter ſprechen zu wollen; ich beſitze den wahren philoſophiſchen Sinn nicht, und das ganz abſtrakte Denken hat mir nie gelingen wollen. Dennoch fühle ich mich von gewiſſen Ideen zu heftig angeſprochen, als daß ich ſie nicht auf allen Wegen, wo ich ſie nur immer treffe, verfolgen ſollte. Du kennſt dieſe Ideen; es iſt ein dunkles Feld, und ein ächter Methaphyſiker kann ſich auf ihm zu Tode tummeln, ohne doch ſagen zu können, daß er dem Feinde auch nur

den kleinſten Vortheil abgerungen. Das iſt oft mein grenzenloſes Elend, und ich habe deshalb grauſenvolle Nächte durchlebt. Ich kann wohl mit Ernſt ſagen, daß ich, was den gewiſſen Gegenſtand betrifft, alles geprüft habe, was ſich dafür und dagegen ſagen läßt; meine letzten Diſputationen waren, noch ehe ich Deutſchland verließ, mit einem Schüler Hegel's, der mir als Freund ſehr lieb geworden iſt. Er war in Verzweiflung, mich nicht überzeugen zu können, und endigte damit, mich an einen ſehr geachteten Pfarrer zu verweiſen, der im Orte lebte. Aber das iſt's gerade, was ich vermeide. Ich müßte als Heide aufgewachſen ſein, wenn ich nicht wüßte, was dieſer und alle Pfarrer der Welt auf meine Frage antworten werden. Meiner Anſicht nach hat Niemand eindringlicher als eine Frau über dieſen Gegenſtand ge-

ſchrieben, aber ſie hat ſpäter ſchmählich ihre Meinung widerrufen.

Wie thöricht, da ſpreche ich Dir wieder von meinen Angelegenheiten, und ich wollte Dir von Deutſchland ſprechen. Die Ideen daſelbſt haben einen großen mächtigen Schwung genommen, und ſo läppiſch ſie oft erſcheinen, wenn ungeſchickte Hände ihre Anwendung auf's Praktiſche verſuchen, ſo unantaſtbar, heilig und groß erſcheinen ſie, wenn ſie im abgeſchloſſenen Kreiſe der Wiſſenſchaft bleiben. Niemand hat der Seele ſo tief in ihr eigenthümlichſtes Leben geſchaut als der Dichter Philoſoph Schleiermacher, Niemand ihr geiſtiges Weſen mit mehr Empfindſamkeit und Klarheit dargelegt als Fichte. Keine Intelligenz iſt von dieſen bewundernswürdigen Männern unbeachtet geblieben. Der Eine hat mehr die Geſchichte, der Andere mehr die

Poeſie zu Rathe gezogen; mir ſagt der letztere am meiſten zu. Er gebraucht Bilder und Worte, die bis in's innerſte Mark dringen, und wenn man ſie verfolgt, den ganzen Menſchen neu generiren. Hegel iſt der Repräſentant der neuen Richtung in der Gedankenwelt, ich möchte ſie die egoiſtiſche Wohlbehaglichkeit nennen, die ſich ſelber in ihrer Trägheit und in ihrem Indifferentismus Recht gibt, und mit großer Weisheit Gründe aufſtellt, daß die Entfernung von allem maaßloſen Sehnen, allem trüben nach Geſtalt ringenden Glauben, jede myſtiſche Einwirkung im Leben wie im Denken nothwendig ſei, um einmal zu einem Reſultat zu gelangen, daß der Geſellſchaft wie dem Individuum eine klare ruhige Exiſtenz zuſichert. Wird dieſe Klarheit, dieſe Ruhe nicht jener Epoche altkluger Selbſtzufriedenheit und Abge-

ſchloſſenheit gleichen, die man vor ſechszig Jahren zurück Philoſophie nannte? Machen die Ideen nicht hier einen Kreislauf von der romantiſchen Wildheit und dem myſtiſchen Dunkel zurück zu der kalten Aufklärung und dem flachen Materialismus? Werden im Gefolge dieſer neuen Philoſophie, die keine neue iſt, nicht auch wieder Dichter kommen wie Marmontel und Delille, oder die Poeten der Nicolai'ſchen Schule? Doch mag es darum ſein; vielleicht exiſtirt ein Geſetz, daß die Poeſie immer verliert, wenn das Leben gewinnt; daß die Zeiten die glücklichſten ſind, die die ſchlechteſten Dichter hervorbrachten, und daß die, in denen die Heroen des Parnaſſes keimten, den Zündſtoff barbariſcher Kriege und großer ſozialer Umwälzungen in ſich trugen.

Ich muß Dir als die Quelle der deutſchen

Poeſie, Philoſophie und Theologie Baruch Spinoza nennen. Er tritt in neuerer Zeit beſonders ſtark in den Vorgrund. Die jüngere Generation ſchöpft unmittelbar aus dieſer tiefen Quelle. Göthe verleugnet ſeine Hinneigung zu ihm nie, Schleiermacher adoptirt die meiſten ſeiner Ideen, und Hegel und Strauß ſind zu ihren Reſultaten nur auf dem Wege gelangt, den ihnen der Weltweiſe Spinoza vorzeichnete. Aber wo ſtehen wir jetzt? Was hat die unermüdliche Kritik dieſer Männer uns nicht nach und nach geraubt? Vom Kirchenvater Origines an bis zu den Spöttereien Voltaire's, und von ihm bis zu unſern Tagen hat unaufhörlich die Heiligkeit der Ueberlieferungen den Waffen wiſſenſchaftlicher Skepſis Stand halten müſſen. Origines war der Erſte, der eine zweifache Auslegung den heiligen Schriften unterlegte, eine

hiſtoriſche Wahrheit, und eine mythologiſche, welch' ein gefährlicher Wink für die kommenden Zeiten. Man löste Homer in einen Cyklus von Mythen auf, eben ſo die Geneſis und die meiſten Schriften des alten Teſtaments, endlich griff man auch das neue an, und jetzt iſt die Verwirrung losgebrochen, die Ohnmacht tritt ein, der Mißmuth und die Verzweiflung. Es iſt ein rathloſer ängſtigender Zuſtand: auf der einen Seite der verſchwindende Gott, auf der andern die rieſig anwachſende Induſtrie. Es ſcheint keine Rettung. Die Geſchichte ſcheint, wie Schleiermacher in dem Briefe an einen ſeiner Freunde ſchreibt, die Geſchichte ſcheint in zwei Theile getheilt, hier das Chriſtenthum mit der Barbarei auf der einen Seite, auf der andern die Wiſſenſchaft mit der Gottvergeſſenheit. Und dennoch ſind dieſe Philoſophen

himmelweit verſchieden von den Encyclopädiſten des achtzehnten Jahrhunderts. Dort warf man im leichtſinnigen Spotte auf das Gebäude der Theologie brennende Pechkränze, hier zieht man kunſtgerecht die einzelnen Balken heraus und zerlegt nach allen Geſetzen der Baukunſt das Gebäude wieder in ſeine Grundelemente. Der kalte Ernſt dieſer Schriften iſt grauſenerregend. Man ſieht, daß der Fanatismus, der Zeitgeſchmack, die augenblickliche Laune an keiner Arbeit dieſer Männer Theil hat, es iſt die nüchternſte Ueberzeugung, die folgerechteſte Logik, die mit arithmetiſcher Schärfe gezogene Grenzlinie, bis wie weit unſere Hoffnungen gehen dürfen. Hab' ich nun nicht recht, wenn ich in allem dieſen eine troſtloſe Exiſtenz ſehe? Iſt unſer Jahrhundert nicht jener Römer-Epoche gleich, wo man aufhörte ſich für die Sache der

Götter zu intereſſiren? Wo alle Tempel offen ſtanden und man in keinem derſelben einen Gott fand. Iſt's nicht, als ſähen wir den Traum jenes Philoſophen unter Julian, der nächtlich einen langen Zug glänzender aber verhüllter Geſtalten die Erde verlaſſen ſah. Wer ſeid ihr? rief er. Wir ſind Götter, antworteten ſie, und wir verlaſſen das Geſchlecht der Menſchen. — Bleibt! rief der ängſtlich Träumende, und ſtreckte ſeine Arme nach ihnen aus. Sie ſchüttelten die Häupter. Einſt kommen wir wieder, riefen ſie, wenn ein junges Geſchlecht uns in Demuth und Armuth zurückruft! Und wen, fragte der Philoſoph, wen ſollen wir unterdeſſen, daß ihr fort ſeid, anrufen, von wem Hülfe erwarten? Wen ſollen wir anbeten? — Betet euch ſelbſt an! tönte höhnend der Spruch der fliehenden Götter. Ein gräßlicher Ausſpruch!

er enthält den grauſamſten Fluch, den der Geiſt ſich denken kann. Faſt ſind wir aber ſchon dahin gekommen. Wir vergöttern uns ſelbſt, wir liegen anbetend vor unſern Maſchinen, wir feiern unaufhörlich den Triumph der Wiſſenſchaft, wir krümmen uns im Staube vor dem Reichthume.

Schrecklich wäre es, wenn wir verworfen würden! Wenn Europa's Rolle ausgeſpielt wäre und ein junges Geſchlecht die Kraft der Geſundheit an uns geltend machte. Aber wohin retten wir, was Unvergängliches an unſerem Staate, unſerer Wiſſenſchaft, unſerem Glauben iſt? Gewiß, es findet ein ſicheres Aſyl, wo? Wer kann dieſe Frage beantworten.

Die junge Deutſche, von der ich Dir in meinem letzten Briefe geſchrieben, die meine Sprachmeiſterin war, iſt mir nachgereist. Sie

iſt die Urſache, weshalb ich noch in Calais verweilen muß. In keinem Fall geſtatte ich, daß das Mädchen mir nach England folgt. Ich werde, wenn nichts anderes glückt, zu einer Liſt meine Zuflucht nehmen. Wie ich in Calais ankam, war ſie ſchon dort. Der Himmel weiß, wie ſie meine Pläne erfahren, ſogar einige Zimmer hatte ſie für mich gemiethet und ſie ſo eingerichtet, wie ich es bei ihr gewohnt war. Mein Schreibtiſch ſtand am Fenſter, die Papiere darauf in der gewohnten Ordnung; ein Rollſtahl, ganz ähnlich dem, den ich in Straßburg gebraucht, hatte ſeinen Platz am Tiſche, ſogar die Cigarren, die ich rauche, lagen in der Fenſterecke. Ich war albern genug, mich durch dieſe Vorſorge milde ſtimmen zu laſſen, da ich mir doch vorgenommen hatte, das zudringliche Geſchöpf recht ſchlecht zu behandeln.

Georgette an Victorine.

Ich habe ihm heute geſagt, daß ich mit ihm nach England will. Er hat mir nichts darauf geantwortet. Er iſt ſo böſe mit mir, daß er tagelang kein Wort mit mir ſpricht. Was thut das, daß ich ihn ſehe, kann er mir doch nicht verbieten, daß ich den Ton ſeiner Stimme höre, wenn er zu andern Leuten, und zwar recht freundlich ſpricht, kann mir auch Niemand rauben. Er muß es weit ärger treiben, wenn ich wirklich Kummer haben ſoll, ſo aber iſt ja alles gut, denn ich bin bei ihm.

Meine kleinen Sachen verkaufe nach und nach, Victorine. Ich kehre nicht wieder heim. Gib den Erlös der alten Bettelfrau, die immer über mich Böſes geſprochen. Ich kehre nicht

wieder heim. Du ſagſt, ich könne wie eine Prinzeſſin in meinem Hauſe leben, ich will aber lieber in ſeiner Nähe eine Bettlerin ſein, als eine Prinzeſſin ohne ihn. Eine traurige Prinzeſſinnenſchaft! Jedes koſtbare Geräth in jenem Hauſe würde mich daran erinnern, wie verächtlich ich während drei ganzer Jahre gedacht und gehandelt habe. Von euch ließ ich mich verleiten, immer neue Geſchenke und Geldſummen von ihm zu nehmen. Ach, ich wußte ja nicht, was Geld war, hatte mir denn Jemand geſagt, daß es außer ihm noch irgend etwas Koſtbares auf der Welt gab. Ihr hättet mir das ſagen ſollen, allein ihr thatet es nicht. Und ſo habe ich ihn geplündert. Erſt jetzt weiß ich dieſes ganz deutlich und eine entſetzliche Schaam überfällt mich. Mit einzelnen Sous möchte ich mit Tagelohnarbeit alles wieder abverdienen, was ich

ihm gekoſtet habe, oder was Ihr vielmehr durch mich ihm gekoſtet habt. Schäme dich, Victorine, ſchämt Euch alle — was habt Ihr aus mir gemacht! Wie konntet Ihr, mit Eurer Welterfahrung, meine Unſchuld ſo mißbrauchen. Daß ich ihn liebte, das wußtet Ihr, wie aber dieſe Liebe beſchaffen iſt, das iſt Euch wohl nicht im Traum in den Sinn gekommen, ſonſt hättet Ihr mir nicht einen ſolchen Streich geſpielt.

Dieſe fünf Tage, daß ich allein auf Reiſen war, haben mir die Binde von den Augen genommen. Gleich auf der erſten Station ſtahl mir ein Mitreiſender mein mitgenommenes Geld. Mit einigen Francs, die ich in mein Schnupftuchzipfel eingebunden, reiste ich weiter. Unterwegs, als wir ausgeſtiegen, bittet mich ein armer Invalide um eine kleine Gabe.

Schon längst hatte ich vergessen, daß mein Geld gestohlen war, ich warf ihm die Francs sammt dem Schnupftuch in den Schoos, und sprang wieder in den Wagen. Dergleichen hat mir Charles angewöhnt. Wie ich nun aber auf der Poststation bezahlen sollte, wurde mir ganz übel, denn ich entdeckte, daß ich keinen Sous hatte. Ich brach in Thränen aus. Ein Mann neben mir bezahlte für mich, und das kam mir so natürlich vor, daß ich ihm gar nicht einmal dankte. Er sah mich von der Seite an und lächelte, dann legte er mir ein Goldstück unter den Teller. Ich nahm es, und wir stiegen wieder ein. Es ging durch die Nacht, und da ich jenem Manne gegenüber saß, merkte ich sehr deutlich, daß er mir immerfort leise auf die Füße trat. Am Morgen gab es wieder was zu bezahlen, ich gab das Goldstück hin, und als

man es mir gewechſelt wiederbrachte, ſchüttete ich die kleine Münze ſo eilig in meinen Beutel, daß die Hälfte auf den Boden fiel. Ich bückte mich nicht, ſie aufzuheben, der Fremde aber that es, und ſagte, indem er mir die Stücke überreichte: Mademoiſelle, ſie müſſen mein Geld nicht unnütz zum Fenſter herauswerfen. Dieſe Worte fielen mir auf; wäre das Geſicht nicht dabei geweſen, ich hätte auch jetzt auf nichts geachtet. Aber es lag ſo viel Frechheit in dem ſonſt ganz hübſchen Geſichte, daß mir auf einmal unruhig zu Muthe wurde. Die Ausdrücke: „mein Geld“ und „zum Fenſter herauswerfen,“ machten, daß ich nachdachte und nun inne wurde, daß ich dem Fremden Dank ſchuldig ſei, und daß es ſein Geld war, das ich ausgab. Wie wenig Recht ich auf dieſes Geld hatte, ſah ich jetzt erſt recht deutlich ein. Sogleich wollte

ich es ihm zurückgeben, allein es fehlte ſchon viel daran, wo ſollte ich das Fehlende hernehmen? Meine Lage kam mir jetzt entſetzlich vor. Ich weinte wieder, und als es unbemerkt geſchehen konnte, ſteckte ich dem Mann ſein Geld wieder zu. Er nahm es ohne ein Wort zu ſagen, und blickte mir mitleidig in's Auge. Ich werde es für ſie verwalten, ſagte er nach einer Pauſe. Von dieſem Augenblicke wurde ich nie um Geld gefragt; ich dachte daher auch nicht weiter daran, ſondern überließ mich meinen Träumereien ganz ungeſtört. Endlich kamen wir in Calais an. Er fragte mich, wo ich wohnen wolle, ich nannte ihm den Gaſthof, von dem mir Charles erzählt hatte. Gerade da wollte auch er abſteigen. Jetzt ging ich daran, für Charles Zimmer einzurichten, und zwar auf die Weiſe, wie er es liebt zu wohnen. Ich

kaufte ein paar Möbel, die da noch fehlten, Kleinigkeiten auf den Schreibtisch und zuletzt Zigarren. Als ich dieſe beſtellte, machte mein gefälliger Reiſender große Augen und fragte, ob ich denn Zigarren rauchte, und ob ich eine emanzipirte Frau ſei? Ich lachte ihm in's Geſicht, und ſagte ihm, daß alles das, was er ſähe, für Charles ſei. Wer iſt Charles? fragte er, und machte eine ſonderbare Miene, die ich früher noch nicht an ihm bemerkt hatte. Charles iſt mein Freund, mein Herr, mein Geliebter, mein Alles, rief ich freudig. Er ging ſtillſchweigend weg und brachte die Zigarren. Am Abend darauf hatte ich nun eine ſcheußliche Scene. Er kam zu mir, ohne daß ich es ihm erlaubt hatte, und ſagte mir gegen neun Uhr Abend (ich habe die Stunde behalten, weil ich mit Charles dann immer Thee trinke), daß er

mich liebe. Ich war ganz erſtarrt, und bat ihm eine Taſſe Thee an. Dann erwiederte ich, daß ich nicht begriffe, was er wolle, und daß ich ihn bäte, wieder auf ſein Zimmer zu gehen. Mir war zu Muthe, als läge ich im Fieber. Als er gar nicht gehen wollte, machte ich Anſtalten die Klingel zu ziehen. Er fiel mir in den Arm; mir wurde es eiſeskalt, ich ſprang und erreichte doch die Klingel. Man kam, und er ging fort. Am Morgen darauf ſchickte er mir eine Rechnung, die er mich bat zu bezahlen; da ſtand nun alles darauf, was er für mich ausgelegt hatte. Welch' ein Augenblick für mich. Zum Glück ſtand mir die Wirthin bei, der ich mich vertraute, ſie machte einen Theil meines Putzes zu Geld, und ich ließ dieſes dem Unverſchämten einhändigen, worauf er abreiſete.

Erlaſſe mir, Victorine, die Folgerungen aus dieſer peinlichen Verlegenheit zu ziehen. Alſo Geld macht dienſtbar. Wenn wir ſo oder ſo viel für eine gewiſſe Perſon ausgeben, haben wir Rechte auf ſie. Schrecklich! Wenn Charles nun glaubt, er hätte meine Liebe gekauft, wie dieſer Elende ſie zu kaufen wähnte? Wie dunkel iſt der Abgrund, in den ich ſtürze! Wie gerecht iſt dann ſeine Verachtung für mich. Ich habe den Reichthum genommen, als müßte es ſo ſein; als könne in ſeiner Begleitung nichts anders als Behaglichkeit, Pracht und Luſt ſein, und ſo verſchwendete ich, und wußte nicht was ich that. Aber Ihr wußtet es, Ihr! Verwünſchung über Euch, daß Ihr, anſtatt mir die Augen zu öffnen, ſie noch feſter ſchloſſet. Ihr ſchwatztet mir immer vor, daß er mir dankbar ſei, ich wußte zwar immer nicht wofür,

allein ich glaubte Euch; Ihr hättet mir ſagen ſollen, daß ich ein ehrloſes Mädchen ſei' und von einem reichen Manne unterhalten würde, der mich über kurz oder lang verlaſſen könne, dann hätte ich gewußt — doch ach nein, ich hätte nichts gewußt; ich halte mich für kein ehrloſes Mädchen, ich kenne keine dieſer elenden Ausdrücke, die Ihr in der Welt für elende Verhältniſſe habt, der Himmel ſieht in mein Herz. Als ich meine Mutter verließ und ihm folgte, wußte ich eben ſo wenig, wie vor einigen Tagen zurück, daß ich ſündigte; ich hätte alſo nicht verſtanden, was Ihr von mir wolltet. Vergib, Victorine; ich will Niemanden anklagen; behaltet mich lieb und ſegnet mein Andenken. Heim komme ich nicht mehr.

Georgette an Victorine.

Meine Seele iſt betrübt bis zum Tode. Er will, daß ich fortgehe, er will mich dazu zwingen, und alle meine Bitten, meine Thränen helfen nichts. Er iſt ſo grauſam, wie ich nicht glaubte, daß irgend ein Menſch gegen den andern ſein könne. Geſtern hat er den Befehl gegeben, mich auf meinem Zimmer zu bewachen, und mich nicht mehr vor ihn zu laſſen. Wenn ich mich ihm nähere, überhäuft er mich mit den gräßlichſten Schmähungen, und aus allen muß ich ſehen, daß ich ihm gänzlich zuwider bin. Dennoch werde ich weder wanken noch weichen. Ich muß meine Schuld in Kummer und Thränen abverdienen, die ich in Leichtſinn und Luſt machte.

Lady Fitz-Gerald an Lord Palmston.

Abtei Kilnary.

Sie ſind wieder in London, Patrik, oder Sie werden es bald ſein. Jedenfalls wird Sie mein Brief treffen, den ich an Sir Arthur Lowe adreſſire. Unſer Briefwechſel, während Sie auf dem Continent waren, iſt ziemlich fragmentariſch geweſen. Ich habe Ihnen abwechſelnd auf Papierſchnitzelchen und dann wieder als Poſtſkript angehängt an die Briefe des ſehr weiſen und gütigen Abbé Louchart, der mein patriotiſches Gewiſſen iſt, geſchrieben. Auf dem letzten Blättchen von meiner Hand, das den Canal überflog, bat ich Sie, in der Bibliothek zu Heidelberg nach einer alten Handſchrift zu ſuchen, die ein irländiſcher Mönch in

der Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts niederschrieb. Sie haben nichts gefunden oder nicht suchen wollen, das Resultat ist, daß ich nichts erhalten habe. Mein irländischer Mönch wurde wegen ketzerischer Meinungen verfolgt, und rettete sich nach Deutschland. Er muß irgendwo mit Luther zusammengetroffen sein, denn gleich darauf hat er diese seltsame Schrift verfaßt, von der ich wie im Traume immer reden höre, und die ich nie zu Gesichte bekomme. Alle unsere Sammlungen und Klosterarchive habe ich schon durchgestöbert, immer ohne Erfolg.

Ich bin mit Ihren Briefen unzufrieden; Sie schreiben mir kleinmüthig, und nicht wie ein Mann soll, der einem großen Geschick entgegen geht. Ich lese in Ihrer Seele, daß Sie feige zurückbeben, Ihr Schicksal zu erfüllen. Patrik, sind das die Gesinnungen, die ich wähnte Ihnen

einſt eingeflößt zu haben, als wir die Nächte um die Ruinen der Abtei von Holikroß ſchwärmten, und nicht müde werden konnten, heilige Erinnerungen zu überdenken. Beſinnen Sie ſich auf das alte Lied, das die Nonne ſang? Es lag der ganze traurige Wahnſinn, der Stolz Irlands in den wenigen Strophen, die über die grauen Meereswellen dahinglitten, um ſich in Nebel und Dunkel zu verlieren. Sie waren damals ein Knabe, auch ich war jung, dennoch hielt ich Sie mit meinem groben irländiſchen Mantel bedeckt, wenn der Wind vom Meere zu heftig um die Ecke der alten Abtei blies. Warum kann ich nicht das auch jetzt? Aber zehn lange Jahre haben uns entfremdet; fremde Länder und noch fremdere Menſchen haben das Band des heiligen Zaubers locker gemacht, das beſtimmt iſt, eine Seele wie die

meinige mit dem Geſchlechte Palmſton zu verbinden. Locker, ſage ich, allein zerriſſen iſt dieſes Band nicht; es kann nie zerreißen. Ich werde immer Ihren Gedanken beigegeben ſein, und in Ihren Träumen werden Sie mein Bild immer wieder finden. Als ich Sie vor zehn Jahren entließ, mahnte ich Sie an eine ſtrenge Einhaltung der Friſt; Sie haben Wort gehalten, in dieſem Herbſte müſſen wir uns wieder ſehen, Sie wiſſen an welcher Stelle. Muth, Patrik — die Bäume beſchatten jetzt hoch den einſamen Platz; meine Hände ſind ſchwach, aber ſie beſitzen Kraft genug, neue Bäume zu pflanzen, um einen zweiten eben ſo geheimnißvollen Platz zu beſchatten. Ha, hat Sie dieſes Wort getroffen? Finde ich jetzt Ihre eitle Seele da, wo ich ſie ſuche? Wohlan, ſo hören Sie mich an, und beantworten Sie mir eine Frage. Ich

merke, daß etwas neu Sie an's Leben feſſelt; was iſt dieſer Gegenſtand? Iſt es ein Mann, iſt's ein Weib? Ich fluche dieſem Manne, ich fluche dieſem Weibe, denn ſie rühren mit ungeweihten Händen an ein dem höchſten Geiſte beſtimmtes Opfer. Welche Flamme, ſie mag Liebe oder Freundſchaft heißen, iſt würdig genug, um einen Buſen zu füllen, der ſo wie der Ihrige für die Vollbringung eines ſo herrlichen und ſo ſeltſamen Geſchicks ſchlägt? Ich könnte mit kaltem Blute das Weib ermorden, das toll genug iſt, ſich an Dich zu drängen, Patrik, an Deine ſchon in die Ewigkeit hineinragende Geſtalt die albernen kleinen Wünſche ihres ſinnlichen Daſeins zu lehnen. Iſt es ein Mann, ſo muß er mit Dir gleich fühlen, Dich antreiben zum Ziele, und nicht zurückhalten. Wenn es nun aber kein Mann und kein Weib iſt, was

kann es dann für ein Beſitzthum ſein, das Dich an dieſe elende Erde feſſelt? Du fragſt in irgend einem Deiner Briefe, warum denn ich noch feſt am Leben halte. Das iſt etwas anderes, Patrik; wenn Du in mein Inneres ſchauen könnteſt, Du hätteſt nie ſo gefragt. Ich bin eine Irländerin; das Unglück meines Vaterlandes hält mich wach und thätig; aber Du — armer Sohn jener ſchwarzen Nebelküſte, was hält Dich hier zurück? Gibt's ein Erdenglück, das uns zu feſſeln im Stande wäre? aber Unglück, Unglück unſrer Brüder, das zwingt den freiheitſtrebenden Geiſt an die Scholle. Wenn Du nur einmal die Schaaren ſäheſt, die meine Wohnung in Abtei Kilnary umlagert halten; es ſind meine Brüder, meine Schweſtern, ihre Bettlerkittel, ihre kummergebleichten Geſichter, ihre weinenden Augen ſind eben ſo viel

Gründe, die mich zwingen zu leben. Glaubſt Du nicht, daß ich oft heimlich an die Wohlthat eines Leichentuchs denke? daß ich müde bin — aber immer wieder verſcheuche ich den Schlaf aus den Augen, immer wieder kniee ich vor dem neuen Lichte, und danke ihm, daß es nicht ausgeblieben, und ich wieder einen Tag habe, wo ich um Irland wache, um Irland weine. Eine ſolche heilige Pflicht ward mir auf die Seele gelegt, ich küſſe meine Ketten, aber was hält Dich? Willſt Du Dich freiwillig auf den Sklavenmarkt hinſtellen, die dumpfe mit Seufzern gemiſchte Atmoſphäre einſaugen, den gellenden Ton der geſchwungenen Geißel und die Jammerlaute der Gepeitſchten hören? die ekelhafte Trunkenheit und das ſinnliche Jauchzen der reich gewordenen Händler? Ach, Du kannſt

Deines Vaters kühlem Hauſe ſtehen, und

kein Gedränge, keine Staubwolke erreicht Dich. — Du ſchreibſt, daß Du Bücher lieſeſt, daß Dich ſchöne Verſe feſſeln. Ich kenne das; aber dieſes Spiel mit Bildern iſt weibiſch. Warum eine Leiche ſchmücken, und ein thatenloſer Mann, der immer wieder die bunten Armbänder, die niedlichen Ringe ſchöner Gefühle ſich anlegt, iſt ein geſchmückter Todter. Der einzige Rubin, den ich einem Manne geſtatte zu tragen, iſt die Wunde auf der Bruſt oder auf der Stirne, die ihm der Arm des Feindes gehauen; gleichviel, ob er ein Straßenräuber oder ein patriotiſcher Held iſt. Immerdar ſchmückt die That. Wir haben ſo viel gefühlt, wir haben ſo viel geſprochen, ſo entſetzlich viel geſchrieben — aber gethan, ſo wenig. Was iſt in neuerer Zeit geſchehen, was den Inhalt einer einzigen irländiſchen Ballade aufwäge? Wir haben immer nur

Bücher. Für jede That, die wir unſerm Geſchick ſchuldig ſind, geben wir ihm ein Buch, jede Schuld des Herzens tragen wir in einem Gedichte ab. Wenn wir todt ſind, ſtehen unſere Bücher und unſere guten Tage in der Bibliothek aber nirgends im Herzen der Menſchen. Wo iſt dieſem Spiel mit Schatten einmal ein Ziel geſteckt? Als ich eines Tages von einem Bänkelſänger einige Strophen Oſſian'ſcher Gedichte hörte, ward ich entzückt und verſank in Träumereien, ich irrte durch unſere Haiden, ich lauſchte auf den Sturmwind, und ſaß ſtundenlang am Ufer unſerer Seen, um die bleichen Lichter des Mondes auf den ernſtlichen Gebirgen zu beobachten, da gab mir mein Vater, um mich von meiner Krankheit zu heilen, die Geſchichte Irlands. Ich las von dem Eindringen der alten Picten und Scoten, und war geheilt.

Sie werden mir einwenden, daß das auch ein Buch war; ja, aber nie habe ich auch gegen die Werke der Hiſtoriker geſprochen, nur die endloſen widerſprechenden Syſteme der Philoſophen, die ermüdenden Wiederholungen der Moraliſten, die widerlichen Verzerrungen und faden ſinnekitzelnden Gemälde der Dichter, dieſe möchte ich verbannt wiſſen. Meiner Natur iſt alles zuwider, was nach Schwärmerei duftet. Sie haben mir zwar oft geſagt, daß ich ſchwärme, aber meine Schwärmerei beſteht darin, daß ich ſchärfer und klarer ſehe wie viele Andere, und daher glaubt man, daß ich Gebilde meiner Einbildungskraft auffaſſe, während ich gerade das nie beſeſſen habe, was man Einbildungskraft nennt. Vor mir haben die Dinge immer ihre wahre gräßliche Geſtalt. Ich ſehe dem maskirten Scheine immer bis in's Herz; aber

freilich verfolge ich ihn dann unerbittlich, und für viele Menſchen hat dieſe peinvolle Haſt den Anſchein des Wahnſinns, des Fiebertraums. Ich laſſe mich von dem Irrthum, wie von einem wilden Pferde, ganze Strecken weit auf dem Boden ſchleifen, aber ich laſſe nicht los. Es iſt keine Freude und kein Genuß, mich zur Gefährtin zu haben, denn ich werde immer durch Thaten unbequem, und mitten in die Umhüllung eines weichlichen Gefühls trete ich und zerreiße die Hüllen. Erwarten Sie keine Nachſicht von mir, wenn ich Sie nicht ſo finde, wie ich Sie zu finden hoffe. —

Georgette an Victorine.

Wir ſind noch immer in Calais, denn Charles iſt krank. Er hat einen jungen franzöſiſchen Arzt beſtochen, mir ein Mittel einzugeben, das mich auf einige Zeit zwänge das Bett zu hüten, und zum allergrößten Unglück hat er, durch ein Verſehen des Dieners, dieſes für mich beſtimmte Mittel ſelbſt verſchluckt. Es war etwas Fiebererregendes, durchaus nicht auf die Dauer ſchädlich, bei ihm jedoch muß eine unglückliche Gemüthsſtimmung ſich dazu geſellt haben, kurz ſeit einigen Tagen iſt er recht bedenklich krank, und ich weiche nicht von ſeinem Lager. Wie gut nun, daß ich mich nicht habe fortſchicken laſſen, daß ich keiner, noch ſo argen Behandlung gewichen bin; er ſähe jetzt lauter

fremde Geſichter um ſich, und ein ſpitzbübiſcher Arzt verpflegte ihn. Jetzt iſt auch ſein Geheimniß enthüllt; ich weiß, was ihn quält, und was er ſo ſorgſam vor allen Menſchen verſteckte, ſelbſt vor mir. Gewiß weil er mich für zu leichtſinnig hielt, ihn zu begreifen. Es iſt traurig, wie tief ich bei ihm geſunken ſein muß; was ſoll ich thun, um mich wieder zu erheben? Ich will ihm als Magd dienen, da ich ihn früher ſtolz und kindiſch beherrſchte. Ach er iſt ſo ſchön in ſeinen Leiden. Die ewige Unruhe, die ihn quält, macht, daß mein Herz ewig über ihn wacht. Jedes Zucken ſeiner Lippen, jede Regung ſeiner langen dunkeln Wimper iſt für mich ein Befehl, den ich ganz verſtehe, und auf der Stelle ausführe. Wie liebe ich ihn innig, ſeitdem ich weiß, welch' ein finſterer Geiſt ihn quält. Victorine, wirſt Du mir glauben, daß

ich ſtundenlang vor ſeinem Bette knieend liege, und daß ich jetzt zum erſtenmal gelernt habe, was ein Gebet iſt. Früher habe ich nur ſeelenlos Eure albernen Gemeinplätze hergeplappert; es dauerte mir die Meſſe immer zu lang, denn bald empfand ich Hunger, bald Schlaf, bald Luſt mich zu putzen, nie aber Andacht. — Könnte ich ihn doch retten; aber es müßte mit meinem Blute geſchehen, denn mein Verſtand gibt mir keine Gründe; ich kann ſtundenlang ſprechen, und ich fühle ſelbſt, es kommt nur das Geſchwätz eines Kindes zu Tage.

Höre nur: In der Familie meines Charles iſt der Selbſtmord erblich. Immer unterliegt ein Sohn, gewöhnlich der älteſte, dieſer über allen Begriff ſchrecklichen Krankheit, und das dreißigſte Jahr iſt dieſe von der Hölle bezeichnete Friſt. Denke Dir, wie das entſetzlich iſt. Ich

faſſe den Inbegriff ſo vieler Schrecken nicht; aber es iſt die Wahrheit, die ich aus ſeinem Munde noch geſtern wieder erfahren. Du kannſt Dir denken, daß, da er ein Chriſt iſt, er alles angewendet hat, um gegen den böſen Feind zu kämpfen, doch er iſt noch in ſeiner ganzen Stärke, und das Ende iſt nicht vorauszuſehen. Sein Großvater und ſein Vater haben beide in ihrem dreißigſten Jahre Hand an ihr Leben gelegt, und der Urgroßvater iſt dieſem Geſchick entgangen, weil er vor dem dreißigſten Jahre an den Blattern geſtorben. Denke Dir eine ganze Familie von Selbſtmördern! Mir erſtarrt das Blut im Buſen, da ich dieſes niederſchreibe. Ach und Charles iſt ſo ſanft, er iſt ſo edel, er iſt ſo gut. Verdient er es, dieſem grauſen Geſchick mit unterworfen zu ſein? Er iſt reich, geachtet, glücklich; verdient er mit

Schmach bedeckt aus dem Leben geſtoßen zu werden, deſſen Schmuck er war? Ich begreife es nicht; und noch immer halte ich alles für eine finſtere Einbildung. Können die Papiere ſeines Freundes, die er mir gezeigt, nicht eben ſo gut Fieberphantaſieen eines Kranken ſein? Ich will abwarten, bis er völlig geſund iſt, und dann will ich mit ihm über dieſen Gegenſtand ſprechen. Vielleicht gibt mir Gott dann die Kraft, die Wahrheit zu enthüllen. Sollte eine große Schuld auf ſeiner Seele liegen? Nein, o nein; ein Engel kann nicht reiner, nicht ſchuldloſer ſein. Wie der Arzt ſagt, iſt es nichts als der Spleen, eine ſehr bekannte Gemüthskrankheit bei allen Briten, warum nimmt aber die Hipochondrie gerade dieſe Geſtalt an?

Wenn ſeine Fieberanfälle nachlaſſen, ſo iſt er ziemlich freundlich gegen mich. Er ſagte mir

neulich mit einiger Bitterkeit, Du willſt wohl nicht früher von mir gehen, als bis ich dir die zweitauſend Francs gebe, um die du mich gebeten? Ich warf mich zu ſeinen Füßen und rief ſo eindringlich, daß es ihm in's Herz gehen mußte, daß ich fürder keinen Sous von ihm annehme, daß ich durch Händearbeit meinen Unterhalt verdienen wolle, wenn er mir nur erlaubte, bei ihm zu bleiben. Du brauchſt weder das eine noch das andere zu thun, entgegnete er. Du kannſt nach Hauſe gehen, und dort ruhig leben von dem, was ich dir zugeſichert habe. Nein, rief ich, nach Hauſe gehe ich nicht. — Ueberdies, hub er nach einer Pauſe wieder an, habe ich mein Geld nicht unnütz verſchwendet, ich habe durch deinen Unterricht jene koſtbaren herrlichen Werke (er meinte damit ſeine philoſophiſchen Bücher) in ihrer Urſprache

leſen können, und dieſer Troſt, dieſe Unterweiſung iſt mit den Summen, welche ich für deinen Putz ausgab, nicht zu theuer bezahlt. Das iſt ſehr großmüthig, erwiederte ich ihm darauf, aber ich habe nicht daran gedacht, dir Unterricht im Deutſchen geben zu wollen. Das glaube ich, ſagte er und lächelte. Es war das erſtemal, als ich ihn wieder freundlich ſah. Unſer Geſpräch wurde abgebrochen, denn der Arzt trat herein. Ich hätte ſonſt ihn noch recht umſtändlich wegen alles Uebien, das ich ihm zugefügt, um Verzeihung gebeten.

Denſelben Abend rief er mich zu ſich, es war in der Dämmerung. Du weißt jetzt, Georgette, ſagte er mit einer etwas matten Stimme, wie es um meine Zukunft ſteht. Was denkſt du alſo bei mir zu erreichen, wenn du bleibſt? — Als ich ihm in der Verwirrung nicht gleich zu

antworten wußte, rief er: ich meine du gehſt. Ich: ſchicke mich nicht von dir. Er: aber ich ſage dir offen, meine Frau kannſt du nie werden. Ich: du biſt ſehr grauſam, daß du mir das ſagſt. Er: ich kann es und muß es ſagen, weil ich überhaupt nie heirathen werde. Ich: weshalb nicht? Er: (unruhig) du weißt den Grund, frage nicht. Ich: aber du mußt leben, du wirſt leben. Er: und wenn ich auch lebe, ſo werde ich mich hüten, das unglückſelige Erbtheil weiter zu verpflanzen. Ich habe das Gelübde gethan, nie zu heirathen. Er ſagte dieſe Worte mit einer Miene, mit einem Ton der Stimme, die nicht erſchütternder ſein können. Ich war nicht im Stande, ein Wort mehr über die Lippen zu bringen. Auf den Boden geſunken, fiel mir mein Kopf ſchwer auf die Bruſt, und ich war einer Ohnmacht nahe. Er nahm eine

meiner Hände, und ſie in die ſeinige legend, liſpelte er: deine Hand iſt kalt; du biſt nicht mehr das frohe glückliche Mädchen, das du früher warſt. Wenn du umkehrſt zu deinen Verwandten, dort in Ruhe lebſt, ſo wird ſich deine Schönheit wieder einſtellen. Warum mir folgen? Ich bin für alle Welt verloren. — Er ſprach noch lange in dieſer Weiſe, aber mir war es unmöglich, auf ſeine Worte zu achten, nur ſeine Stimme vernahm ich, wie die lieben Töne in der Dunkelheit über mein Haupt dahinſchwebten. Es war mir im Innerſten weh und wohl. Mir kam der erſte Abend in den Sinn, wo er auch ſo in der Dämmerung in unſer Zimmer trat. Es war das erſtemal. Ich gab mir Mühe, ſeine Züge zu erkennen, er ſchien mir in dieſem Moment grundhäßlich, im nächſten wieder engelſchön, ſo wie die räthſel-

haften Schatten der Nacht mit uns zu ſpielen pflegen. Endlich wurde die Laterne nahe an unſerm Hauſe angezündet, und dieſe warf durch das offene Fenſter einen Schein auf ſein Geſicht. Er gefiel mir, aber nicht beſonders; erſt viel ſpäter hat ſich dieſes Entzücken, dieſes Herzklopfen, dieſes namenloſe Glück bei mir eingefunden, das ich in ſeiner Nähe, in ſeinem Anſchauen empfinde.

* * *

Einige Tage ſpäter.

Ich habe den Brief nicht abgeſchickt, weil Charles in der Nacht gleich nach dem obigen Geſpräch wieder recht ſehr krank wurde. Er empfing Briefe, die ihn heftig erſchüttert haben mögen; einer gewiß von einer Frau, denn ich hörte ihn öfters den Namen Paméla ausrufen, halb im Traume, halb im Fieber. Der Arzt

ſagt mir, wenn gewiſſe Simptome ſich erneuern, ſo habe man Grund, für ſein Leben zu fürchten. Denke Dir meinen Zuſtand, Victorine. Ich kann Dir nichts weiter ſchreiben, wenn Du mich liebſt, weißt Du, was ich leide.

Lord Palmſton an Sir Walter Ralph.

Palmſtonhouſe.

Endlich ſchreibe ich Dir aus meinen heimathlichen Mauern. Ach, mein Walter, mit welchen Gefühlen betret' ich dieſe Räume! Zehn Jahre ſind darüber hingegangen. Hier iſt alles dasſelbe geblieben, aber ich kehre verwandelt heim. Wie raſch, wie kühn, wie voll Hoffnung überflog ich dieſe Schwelle, eine fremde Welt in ihrem Glanz, ihrem Schimmer lockte mich mit

kräftigem Jugendruf; jetzt liegt dieſe Welt hinter mir. Zehn Jahre ununterbrochener Reiſen, Studien, Genüſſe haben meine Empfänglichkeit erſchöpft, die Illuſionen ſind zerſtört und ich kehre mit einem verödeten Herzen zurück, geplagt von Mißbehagen und Reue. So bin ich eine willkommene Beute meinem Dämon. Aber wie? iſt's erlaubt, ſo zu klagen? Habe ich denn gar nichts mitgebracht aus dieſer ſchönen Fremde? Sind die Schätze des Wiſſens nichts, die ich auf fremdem Boden erbeutete? Können die glänzenden Geſtalten der Dichter und Philoſophen, deren Bekanntſchaft ich gemacht, nicht die düſtern Nebel zerſtreuen, die ſich um meinen Geiſt lagern? — Ach, ich ſehe nichts wie — das Grab. Und weich' ein Grab, Walter! —

Ich wurde in Calais von neuem ſehr krank;

ich will Dir bekennen, daß dieſe Krankheit mein Troſt war, ich meinte, ich würde abgerufen werden, und ſo frei von Schuld aus dieſem Leben ſcheiden. In der Nacht, kurz vor der Kriſis, zweifelte ich nicht an meinem Tod, und der Arzt und Georgette hatten mich auch ſchon aufgegeben. Meine Schmerzen waren einer dumpfen Bewußtloſigkeit gewichen, nur von Zeit zu Zeit tauchte mir ein Lichtſtrahl, ein Bild, eine Darſtellung in meiner Seele auf. Mein Empfinden war durch einen lieblichen, über alle Beſchreibung ſüßen Reiz auf ein unbekanntes Feld hinübergeſpielt; es keimten neue Kräfte und wucherten unbekannte Darſtellungen. Ich fragte mich, iſt das der Tod? Weshalb biſt du denn immer vor ihm zurückgebebt? Oder iſt es der Tod, der nicht für dich beſtimmt iſt, der Tod, der vom Himmel niederſchwebt, ein

ſanfter Genius, die Befehle des Geſchickes für alles, was da lebet, erfüllend, der Tod des Gerechten? Er iſt's, erwiederte mir eine Stimme, aber er bleibt dir fern, für dich iſt jener andere Tod, jenes Geſpenſt, mit Entſetzen gewappnet, das der kecke Ruf des Menſchen aus ſeiner Höhle hervorreizt, und das nun ohne Erbarmen über ſein Opfer herfällt. Das dunkle Spiel dieſer Phantaſieen ging in die Entſcheidungen der Kriſis über. Gegen Morgen befand ich mich außer aller Gefahr. Ich war zurückgeſchleudert in's Leben. Ich ſollte mein Geſchick erfüllen.

Mir ſteht hier ein unangenehmer Moment bevor, Lady Paméla wieder zu ſehen. Du weißt, daß ſie eine Art fanatiſcher Leidenſchaft für unſer Haus gefaßt hat, ich ſehe dieſe wunderſame Frau wie das perſonifizirte Schickſal unſeres Geſchlechts an; bei jedem ominöſen

Momente war ſie gegenwärtig. In ihrer Starrheit und Größe ſcheint kein menſchliches Gefühl ihrem Buſen zugänglich. Ich habe ſie als Knabe gefürchtet, obgleich ſie mich an ſich zu gewöhnen wußte, und dieſelbe Scheu iſt mir noch jetzt vor ihr eigen. Wenn ich's könnte, ich ſähe ſie nicht wieder; aber das iſt vergeblich; ſie wird mich überall aufſuchen, wo ich auch ſei. Georgette, die mir gefolgt iſt, gibt durch ihre Gegenwart mir unerwarteten Troſt. Sie iſt nicht das leichtſinnige verwahrloſete Geſchöpf, wofür ich ſie gehalten, die letzte Zeit, und beſonders meine Krankheit, haben eine tiefe Fülle von Empfindſamkeit und Gefühl in einer Bruſt mir aufgeſchloſſen, die ich nur als Stätte der allerfrivolſten Tändeleien zu kennen glaubte. Schilt mich nicht, Walter, aber ich kann dieſen Engel nicht von mir ſtoßen. Soll ſie eine Beute

ihrer habsüchtigen, niedern Verwandten werden? Ich kann sie retten, ohne mich geht dieses gut geartete aber schwache Geschöpf unter. Ich behaupte, nur in Deutschland gibt es eine Mädchenseele von einem so seltsamen Gemisch: Neugier, Schalkheit, Trotz, unendlicher Uebermuth und fast komische Demuth. In dieser Minute eine Prinzessin voll eingebildeter Drohungen, in der nächsten eine gehorsame, auf den Knieen liegende Magd. Seitdem sie weiß, daß ich sie für ungebildet halte, liest sie, und wird mir durch ihre Lernbegierde lästig. Nicht allein, daß sie beständig fragt, sie will auch alles besser wissen, und habe ich ihr irgend etwas erklärt, so erklärt sie es mir wieder ganz anders, und wie sie behauptet, richtiger. Auf der Reise trug sie Manneskleider, und da sie zugleich sehr gut die Harfe spielt, sah sie in ihren blonden Locken

völlig wie ein David aus, der dem armen Saul die böſen Geiſter verſcheucht. In der Einſamkeit von Palmſtonhouſe trägt ſie wieder ihre gewohnte Kleidung, denn ich will keine Mignon aus ihr machen, wozu ſie auch überhaupt zu alt iſt, denn ſie iſt neunzehn Jahr, ſehr groß, ſchlank und nichts weniger als ein fabelhaftes Equilibriſten-Kind. Die deutſchen Romanen-Dichter haben dieſe Geſtalt göthiſcher Phantaſie bis zum Ueberdruß wiederholt; und keiner dieſer Poeten hat gewiß ein Verhältniß der Art mit einem Kinde gehabt; es wäre zugleich geſchmacklos und unnatürlich. Dieſe ſchattenartige Geſtalt hüpft, halb wie ein Dämon, halb wie ein Engel, halb wie eine unreife Geliebte, ſpukhaft durch die ſonſt ſo materiellen Geſtalten des Romans, und ihre Exiſtenz gleicht einem Irrwiſch, darum hat ſie auch ein ſpäterer Nachahmer

Göthe's geradezu „Flämmchen“ genannt. Für dergleichen, halb kranken Spuk, halb gesunde Poesie, gibt's in England keinen Sinn. Unsere Mädchen stecken sich nicht in Jokeikleider, das würde für einen sehr befremdlichen Spaß gehalten werden, und kein Liebhaber würde Geschmack darin finden. Die Grazie der Weiblichkeit ist ein zu süßer Reiz, selbst in den Augen eines Don Juan, als daß man sie einer so gefährlichen Probe ausgesetzt zu sehen wünschte. Und lächerlich genug behaupten die Deutschen, gerade diese Zwitterwesen von England herüber geholt zu haben. Es ist wahr, unsere Frauen bestiegen Pferde und geben kühne Reiterinnen ab, ehe man in Deutschland an eine Kühnheit der Art zu denken wagte; allein sah man je ein englisches Mädchen sich in's Kostüm eines Jokei's werfen? Diese Erfindung ist deutsch, und sie

hat in der Literatur jene Brühe hervorgerufen, wo die mädchenhafte Schüchternheit Reitſtiefel anlegt und ſich mit der Reitpeitſche wappnet. Was würde Richardſon dazu geſagt haben? Er, der es unnachahmlich verſtand, jenen Fruchthauch der Weiblichkeit, jene unbetaſtete Friſche der Jungfräulichkeit zu ſchildern. Es ſind Stellen in der Clariſſa, die ich immer noch mit Entzücken leſe. Shakeſpeare hat ſich bei der großen Fülle mannigfaltiger Situationen doch nie eine Figur erlaubt, die der Mignon ähnlich wäre; hätte er es gethan, es wäre ein burlesker Scherz, aber keine ſentimentale Niedlichkeit geworden. Portia, im Kaufmann von Venedig, zeigt ſich als Mann, aber ſie will auch für einen Mann gehalten ſein, und Niemand der Anweſenden zweifelt an ihrem Geſchlecht. Die verkleideten Mädchen, die als Pagen ihren Rittern

nachlaufen, ſind eine Erfindung der modernen Opern-Romantik, das Mittelalter kannte ſolche Geſchöpfe nicht; Arioſt gebraucht dieſe Verkleidungen, wenn er in luſtiger Laune, eine recht muthwillige Situation herbei führen will, und ſeine verkleideten Frauen empfangen überdies recht tüchtige Päſche, und theilen ebenſo ſolche aus. Es fällt jedoch keinem Ritter ein, mit einem eilfjährigen Kinde, das bald Knabe iſt bald Mädchen, herumzuziehen und mit ihm ſentimental zu ſchwärmen. Der Roman Wilhelm Meiſter macht durch große Schönheiten dieſen widerlichen Mißgriff, der eben ſo die Sitten wie den Geſchmack beleidigt, wieder gut; allein in den Nachahmungen erſcheint dieſe kränkliche Erfindung in ihrer ganzen Blöſe. Es gibt übrigens noch einige Romanfiguren, in die ſich die deutſche Phantaſie ordentlich verrannt zu haben

ſcheint, ſo daß ſie mit aller Anſtrengung nicht davon kann. So wandelte durch eine große Anzahl Dramen und Romane eine Gattung pedantiſcher Fürſtinnen, die weder Wahrheit noch Poeſie haben. Man hört dieſe koſtbaren Geſchöpfe unausgeſetzt pedantiſche Phraſen wechſeln, die eine Zierlichkeit enthalten, welche ſehr weit entfernt iſt von der Sprach- und Geberdenweiſe der Prinzeſſinnen im Leben. Der Grund iſt, daß die deutſchen Dichter, was dieſen Gegenſtand betrifft, einer den andern abſchreiben, und Keiner die Originale in der Nähe beobachtete. Es kann dieſes für einen Fehler von nicht großer Bedeutung gelten, allein warum, wenn man andere ſich im Leben bewegende Perſonen behandelt, nicht auch dieſe? Wie ſteif und voll zierlicher Ueberladung iſt das Geſpräch der beiden fürſtlichen Damen im Taſſo; welche unermeßliche

Schmeicheleien bringt Leonore Sentivale der Prinzeſſin dar und empfängt ſie doppelt wieder. Dieſer Ton, völlig ohne Wahrheit und Friſche, ſcheint als Norm für alle Prinzeſſinnengeſpräche angenommen worden zu ſein. Ueberall, auch bei der geſchickteſten Behandlung, behalten dieſe Perſonen etwas Preziöſes und Steifes, und nicht nur wo es moderne Fürſtinnen gilt, die weiter in die Vergangenheit zurückgeſtellten bewegen ſich in denſelben Feſſeln der Geziertheit und ſelbſt die aus dem Nibellungenliede, die doch bekanntlich derb genug waren, ſprechen in den Romanen und Dramen immer in dem nämlichen Ton der Göthiſchen Leonoren. Ob hier nun ein Nachgeſchmack der franzöſiſchen Schule vor der Revolution zum Grunde liegt, oder ob es der Reſpekt iſt, den die Deutſchen noch aus alter Zeit für die gekrönten Damen

hegen, das iſt ſchwer zu entſcheiden, jedenfalls iſt das eine nationale Beſonderheit, die weder wir noch die Franzoſen in unſere Poeſie eingeführt haben. Shakeſpeare gab die Sprache der Höfe ſeiner Zeit wieder, aber ſeine Fürſtinnen wie ſeine Fürſten führen, wo es darauf ankommt, ſehr ungebundene Reden. Welch' ein beluſtigendes Bild wäre es, wenn ein dramatiſcher Dichter uns die fürſtlichen Frauen am Hofe Friedrich Wilhelms, des Vaters Friedrich des Großen, auf's Theater brächte. Dieſer ewige Zank, dieſes Gepolter, dieſe Steifheit der Formen und nebenbei dieſer Durchbruch der Leidenſchaften in ihrer wahreſten Geſtalt. Wenn man eine unglückliche Prinzeſſin im Palaſt herum irren ſieht, gepeinigt vom Hunger und verfolgt von einer tobenden Gouvernantin, die hinter ihr die drohende Fauſt ſchwingt. Dann

wieder ein steifer Zirkel, bei dem man eingelernte Phrasen stottert, endlich eine Scene, wo die Tochter zu den Füßen der Mutter liegt und sie bittet, sie vor den ekelhaften Liebkosungen ihres Mannes zu schützen. Diese Bilder, die freilich nicht im Sinne des nun einmal verwöhnten Publikums edel sind, schildern wahr das Leben der Höfe, und die Denkwürdigkeiten jener Zeit liefern dem Maler der Sitten sie in reicher Fülle.

Du siehst, daß ich mich gerne und willig aus meiner düstern Stimmung herausplaudere. Ich ergreife jede Gelegenheit, die mich von meinen Grübeleien entfernt. Selbst meine frühern Liebhabereien suche ich wieder hervor, ich arbeite im Garten und besorge meine Pflanzenhäuser. Am Morgen ordne ich meine Tagebücher; ein Theil des Tages ist langen Spazier-

ritten geweiht, oft mehrere Meilen in die Umgegend. Komme ich nach Hauſe, ſo bringt nach dem Mahle Georgette ihre Harfe. Bei einem einfachen Liede, einer heitern Plauderei überraſcht uns der Abend. Die Stille und Friſche der Natur ladet uns dann wohl auf die nahe Terraſſe, wo wir die Sterne am nächtlichen Himmel erſcheinen ſehen. Glaube aber nicht, daß dieſe Annehmlichkeiten mich beſonders ſtark feſſeln; ich bin immer gefaßt, von ihnen zu ſcheiden, und der Abſchied wird mir nicht allzuſchwer ſein. Schreibe mir bald, Deine Briefe wirken beſchwichtigend und erlebend.

Sir Walter Ralph an Lady Fitz-Gerlad.

Neapel.

Lady Johanna, ich beſchwöre Sie mit all' der Gewalt, die eine ernſte Vorſtellung auf das Herz unſeres Nächſten ausübt, ſtören Sie nicht die Ruhe meines unglücklichen Freundes. Beſuchen Sie ihn nicht in Palmſtonhouſe, ſchreiben Sie ihm nicht, wecken Sie in ihm keine jener fürchterlichen Erinnerungen, die Ihrer Seele vorſchweben, und die eine ſo zerſtörende Gewalt auf die ſeinige haben. Iſt es denn möglich, daß Sie, mit Ihrer Großmuth, Ihrer Stärke, Ihrer Güte die Furie abgeben können, die einen armen Sterblichen ruhelos verfolgt? Ja, Johanna, Sie ſind Patrik's ſchwarzer Dämon, Sie haben die Idee eines erblichen Selbſtmordes

in ihm großgezogen, die ſonſt wie ein Hirngeſpinnſt machtlos an ſeiner ſtarken Seele vorübergeflogen wäre. Ich kenne Ihre wilde Gotteslästerung, Johanna! Unter dem Schein thätigſter Menſchenliebe verbirgt ſich der ſchwärzeſte Menſchenhaß. Es freut Sie, ohne daß Sie ſich es ſelbſt geſtehen wollen, hier ein edles Leben in einer ängſtlichen Befangenheit fortwährend machtlos ringen zu ſehen. Fern davon den Wahnſinn ihres Geliebten zu heilen, ſpielen Sie mit dieſen Seelenzuckungen, wie ein Kind mit der Puppe. Ihre grauſame Neugier ruft immer neue Symptome an's Licht, und indem Sie ſich heimlich an Ihren eigenen Schrecken ergötzen, treiben Sie die meines Freundes auf die höchſte Spitze. Ich rufe Sie nochmals an, ſtehen Sie von dieſem dämoniſchen Beginnen ab; erkennen Sie die ganze Größe des Elendes,

das Sie anrichten. Seien Sie zufrieden, Ihr Opfer zurück nach England gelockt zu haben, jetzt aber laſſen Sie ihn der Ruhe genießen, die er, ſeinem letzten Briefe zufolge, der angeſtrengten Mühe verdankt, ſich aus den finſtern Träumereien herausgeriſſen und einer geregelten Beſchäftigung ergeben zu haben. Zerſtören Sie durch Ihren Eintritt nicht dieſes Werk der lobenswürdigſten Beſonnenheit, erſticken Sie den Frieden nicht im Keime, laſſen Sie das Gottgefällige Gebäude ſeiner Beſſerung unangetaſtet zum Lichte emporwachſen. Je näher die Stunde der Prüfung kommt, mit deſto heiterern Bildern muß man den armen Kranken umgeben. Ihre wilden Hymnen paſſen nicht für ſein Ohr; zu keiner Zeit paßten ſie, jetzt nun gar nicht. Er lebt in Geſellſchaft mit einem ſanften harmloſen Geſchöpf, das durch die zärtlichſte Sorge

an ihn gefeſſelt iſt, in deſſen Schuhe wollen wir ihn laſſen, bis er das einunddreißigſte Jahr, dieſe für ihn ſo ſchreckliche Kriſis zurückgelegt hat.

Sie wollen Jemanden tröſten, Sie, Johanna! Womit wollen Sie tröſten? Haben Sie in dem Pſalter Ihrer wahnſinnigen Rhapſodieen irgend einen Ton, reich genug, um ihn an die wunde Seele eines ſo jammervoll Müden zu legen? Aber Sie ſind in Ihrer Philoſophie aufrichtig; Sie nennen Troſt, was nach dem Sinne Andersdenkender ein Mittel der Vernichtung wäre. Weil Sie in dieſer Welt nichts als eine wilde taube, in Gährung begriffene Maſſe ſehen, wollen Sie auch nicht, daß Jemand anders das geordnete Werk eines hohen Schöpfergeiſtes darin erblicke. Sie nennen Troſt, alles Tröſtliche zu rauben. Ich entſetze mich vor

Ihnen, Johanna. Muß man Sie darum bitten, das Leben eines Menſchen zu ſchonen? Legen Ihnen die Tugenden Ihres Geſchlechtes nicht vorzugsweiſe Milde, Duldung und Troſtſprechung auf? Aber Sie haben nichts an ſich, was da erinnern könnte, daß Sie ein Weib ſind. Schon als Kind, denken Sie an die Mahnungen Ihres ehrwürdigen Bruders, geizten Sie unnatürliche Rachſucht gegen Ihre Feinde. Jetzt haſſen Sie keinen Einzelnen, Johanna, aber Sie haſſen das ganze Geſchlecht. Sie verfolgen es mit jener wilden unbeugſamen Härte, die ſchrecklich beim Mann, aber im Frauenbuſen grauſenerregend iſt.

Sie fragen mich, wie ich dazu komme, mich Ihnen mit dieſen leidenſchaftlichen Bitten, mit dieſer, der Konvenienz ſo wenig angemeſſenen, Sprache zu nähern? Es iſt die Sorge für

meinen unglücklichen Freund, es ist das Verlangen, alles aus seinem schon ohnedies so gefährdeten Dasein zu entfernen, was zerstörend wirken könnte. Bedenken Sie, daß uns eine gemeinsame Jugend aneinanderkettete, daß ich mit Patrik in seinem väterlichen Hause aufwuchs, daß ich alle die zarten Regungen, die edlen Keime in seiner Seele sich entwickeln sah, die Sie zerstören wollen. Sie werden mir antworten, daß auch Sie ihn lieben, aber gerade diese Liebe ist's, die mich fürchten macht. Wenn er Ihnen gleichgültig wäre, wenn Sie ihn verachteten und zu der großen Masse zählten, so wäre sein Schicksal gesichert, aber Sie lieben ihn — aus Tausenden ihrer Umgebung haben Sie gerade ihn zum Gegenstand dieser unausweichlichen Verfolgung genommen, die Sie Liebe nennen. Er ist verloren. Ich kann nichts

thun, als für ihn beten. Ja beten, Johanna; das iſt etwas, das Sie nicht kennen, nicht kennen lernen wollen, aber ich ſcheue mich nicht, Ihnen eine Fülle des Vertrauens zu zeigen, die Ihrem Spotte Trotz bietet. Ich bete um Patrik's Ruhe, ich bete, daß Sie von ſeiner Schwelle entfernt bleiben mögen.

Lord Palmſton an Sir Walter Ralph.

Palmſtonhouſe.

Schon bin ich zwei Monate in meiner Behauſung, und jetzt erſt fällt es mir ein, die Länge dieſer Zeit zu überdenken. Du ſiehſt, daß ich mich an's Leben wieder gewöhne. Georgette iſt ein himmliſches Geſchöpf. Ich begreife ſie

oft nicht, ſie ſcheint mir wie umgewandelt. Ihre Launen, ihre Trägheit, ihre läppiſche Unwiſſenheit ſind verſchwunden, und nur jene friſche neckende Stimmung übrig geblieben, die ſich ſo gut mit dem Ernſt der Geſinnung und der Wärme des Herzens verträgt. Gerade ſo wie ſie jetzt iſt, hat ſie alles, was meinem Weſen zuſagt. Sie ſtört mich nicht, wenn ich ſtudire, ſie macht mir keinen Vorwurf, wenn ich in meine Grübeleien verfalle, ſcheinbar ſtimmt ſie in jede Richtung meiner Gedanken ein, aber unmerklich weiß ſie dann einen Schatten nach dem andern zu verſcheuchen, und ohne daß ich ſelbſt weiß, wie es zugeht, bin ich heiter und ſcherze mit ihr über die unbefangenſten Dinge. Seit einigen Tagen machen wir Beſuche in der Nachbarſchaft von Palmſtonhouſe. Georgette gilt dabei für die Nichte der guten alten

Mistreß Pikford, der Bonne meiner verstorbenen Schwester. Die respektable Dame zeigte sich anfangs feindlich gegen meine deutsche Auswanderin, allein diese hat durch ihr köstliches liebevolles Betragen alle Skrupel der Matrone besiegt, so daß sie jetzt sich ihrer annimmt, und wir drei unsere Fahrten zusammen machen. Georgette spricht englisch wie eine geborne Engländerin, und von mir ist sie schon zum voraus von den englischen Sitten in so weit unterrichtet, daß sie mit ihrer deutschen Naivetät kein Aergerniß gibt. Uebrigens ist ihr Betragen und der Ton ihrer Unterhaltung so unendlich viel edler, freier und liebenswürdiger als das, was man hier „gute Lebensart“ nennt. Freilich sind wir auf dem Lande.

Zwei Meilen von uns, also unsere nächste Anwohnerschaft, leben zwei alte Unvermählte,

die als Beſitzerin eines ſchönen Parks und eines recht artigen Landhauſes oft Gegenſtände des Neides von Miſtreß Pikford ſind. Gewiß ſind dieſe Damen ſehr auffallende Originale, und es wundert mich, daß keiner unſerer Romandichter ihnen nicht irgend einen Winkel eines dickleibigen Werkes angewieſen hat. Sie heißen Miß Nanny und Miß Paddy, ſind beides engverbundene Freundinnen, und machen beide zuſammen gerade ein Jahrhundert. Miß Paddy hat ſich nie verheirathen wollen, Nanny jedoch iſt zweimal Braut geweſen. Das erſtemal iſt der Erwählte treulos verſchwunden, das zweitemal hat ihn der Tod hinweggerafft. Wegen dieſes wiederholten Unglücks in der Liebe hat die gute Miß oftmals kleine Spöttereien ihrer Freundin anzuhören, aber dieſe ſtören das gute Vernehmen nicht. Die Langmuth, die Gefälligkeit und

Milde der beiden Damen gegen einander ist unerschütterlich und dauert schon fast ein Menschenalter. Da sie Bekannte meiner Mutter waren, so konnte es als meine Pflicht erscheinen, ihnen in ihrer Einsamkeit vom Kontinent und meinen Reisen zu erzählen. Ich hatte diese Pflicht immer länger hinaus gefristet, jetzt da Georgette Lust bezeigte sie zu sehen, brachte sie Frau Pikford hin, und ich erschien, wie zufällig kommend, in dieser ehrenwerthen Gesellschaft. Da beide Freundinnen schlecht zu Fuße sind, wurde uns die Besichtigung des Parks allein überlassen, und nachdem wir dessen sämmtliche Pfauen, Perlhühner, Fasanen, ein paar zahme Rehe und sonstige geflügelte und vierbeinige Bewohner beaugenscheint hatten, versammelten wir uns um ein recht gutes Frühstück. Leider wurde aber der Appetit zu den Leckerbissen uns

durch eine empfindsame Geschichte der Miß Nanny auf eine garstige Weise verdorben. Georgette kam nämlich auf den unglücklichen Einfall, sich um die zahllosen kleinen Merkwürdigkeiten, die auf der Kaminplatte aufgestellt waren, zu kümmern, und gerieth bei dieser Musterung auf einen Gegenstand, von dem man nicht errathen konnte, was er vorstellte, und der sehr sorgfältig unter einer prächtig geschliffenen Glasglocke stand. Miß Nanny kam sogleich herzu, stotterte einige klagende Worte, die wir nicht verstanden, und erklärte endlich mit niedergeschlagenen Augen, diese Merkwürdigkeit sei ein durch eine tödtliche Operation dem guten Kapitain Clifford entnommener Stein, und sie könne sich nicht entschließen, dieses Andenken an einen ihr ewig schmerzlichen Verlust, an das Kabinet zu Oxford abzuliefern, obgleich die vor-

tigen Doktoren ihr große Summen dafür geboten. Mit dieser Notiz verband die Dame die ganze Krankheitsgeschichte des Kapitains, der als unmäßiger Trinker an der Steinkrankheit gestorben war. Du kannst Dir denken, wie sehr Georgette ihre Neugier verwünschte, und wie der Anblick der Merkwürdigkeit sie so heftig verstimmte, daß sie sich wohl hütete, so oft wie sie sich's zu Hause vorgenommen hatte, auf die Liebesgeschichte der Miß Nanny wieder zurückzukommen. Die alte Geliebte aber, nicht von ferne ahnend, welchen Effekt ihr aufbewahrtes Andenken hervorgebracht, ließ sich angelegen sein, Georgetten in ihr Vertrauen einzuweihen. Nach dem Frühstück setzte sich Miß Paddy, die doch merkte, daß sie gegen das Interesse, das die Schicksale ihrer Freundin erregten, zu sehr zurückstand, an's Piano und sang einige halb-

weltliche Lieder. Sie urtheilte gleich anfangs, daß ich für den „seriösen“ Styl ihres Gesanges keinen rechten Sinn haben würde, weil ich aus Deutschland und Frankreich käme, zwei Länder, wo man lange nicht so fromm sei und auf gute Sitten halte, wie in Altengland, deshalb wählte sie aus ihrem Liederschatz ein paar muthwillige Weisen heraus. Dieser Muthwille bestand aber lediglich in falschen Griffen, denn trotz dessen, daß sie ihre Brille zu Hilfe genommen, entschlüpften ihr dennoch die rechten Noten hartnäckig. Gegen Abend setzten wir uns an den Whisttisch und spielten einige Robber, wobei die Freundinnen gewannen, ein Umstand, der gleich schon am Anfang des Spiel's vorausbedungen wurde. Endlich fuhren wir wieder ab, sehr befriedigt von unserm Tage und begleitet von den zärtlichsten Glückwünschen der beiden

guten Alten. Ich war froh, Georgetten eine nur England eigenthümliche Seltſamkeit gezeigt zu haben. Die Erinnerung gab unerſchöpflichen Stoff zu Geſprächen und zu guter Laune. Georgette beſchloß, dieſe Beſuche fortzuſetzen, und da ſie ihren erſten Widerwillen überwunden hatte, um die Freundſchaft von Miß Nanny allen Ernſtes zu werben. Ich beſtärkte ſie in dieſem Entſchluß und forderte ſie auf, die Erzählungen und Herzensergießungen der „unglücklich Liebenden“ niederzuſchreiben. Es wäre ein ſonderbares Tagebuch grillenhafter Liebe geworden, eine moderne Romanze würdig von der witzigen Feder eines Swift aufgefaßt und in ihrer ganzen geziert ſittſamen und doch dabei ſkabröſen Laune dargeſtellt zu werden.

Ich unterlaſſe es, Dir einen Land-Squire zu ſchildern, der faſt eben ſo viel Wunderlichkeiten

darbietet, wie die Freundinnen. Er hat ſich ſeit meiner Abweſenheit hier in der Nähe angeſiedelt, und kam nun, um mir zu meiner Heimkehr Glück zu wünſchen. Er und ein Doktor aus Edinbourg, der die Tempelchen-Manie hat, und ſeinen recht hübſchen Park durch zahlloſe elende Bauwerkchen der Art verdorben hat, ſind neue Ankömmlinge, an deren Launen ſich die Umgegend von Palmſtonhouſe erſt noch gewöhnen muß, dagegen vermiſſe ich aber manchen alten Freund, der ehemals hier wohnte, von denen ein Paar durch die „kleinen Geldwechsler von Lombard-Street“ zu Grunde gerichtet worden.

Die Erwähnung dieſes Umſtandes bringt mich auf meine eigenen Geldangelegenheiten. Mr. Brawn, mein unermüdlich thätiger Geſchäftsanwalt, hat ſchneller, als ich es erwartete, die beabſichtigte Theilungs-Angelegenheit einge-

leitet, und vielleicht ſchon vor Beginn des Winters kann ſie beendet ſein. Jean brennt vor Verlangen, Dich in Neapel zu beſuchen. Ich bitte Dich, nimm Dich ſeiner auf's thätigſte an, indem Du ihn mit den in Rom lebenden Künſtlern bekannt machſt. Ich arbeite faſt alle Morgen drei Stunden mit ihm, lauter archiotoliſche Studien, und ich freue mich, bei der Gelegenheit zu bemerken, daß ich die ſchöne römiſche Welt noch ſo friſch im Gedächtniß habe, als hätte ich ſie geſtern angeſchaut. — Dieſe Griechen ſind doch groß, Walter, ſie mögen nun im Marmor oder in Worten zu uns ſprechen. Winkelmann hat das alles empfunden, und dennoch tadelt man ihn neuerdings ſo heftig. Weshalb? Weil er die neupatriotiſche Richtung nicht kannte. Weil ihm die Schönheit Alles war, und er für ſie jenen ungeheuchelten

Enthuſiasmus an den Tag legte, der bei uns erſt Folge äußerer zufälliger Umſtände iſt, die oft ſehr wenig mit der Kunſt zu thun haben. Wie würde der philoſophiſche Kunſtjünger erſchrecken, wenn ſich unſere Säle ihm öffneten, und er aus den Schöpfungen der modernen Künſtler faſt alles verbannt ſähe, was Grazie, Lieblichkeit und heitere Kraft heißt. Seitdem man ſich von der Antike abgewendet, hat man den trocknen Styl, den eingebildeten Ernſt und die herbe unerfreuliche Strenge jener Formen wieder auftreten ſehen, die man vorzugsweiſe die „charakteriſtiſchen“ nennt. Es ſoll hier alle Manier entfernt ſein, und ſie iſt gerade recht hier zu Hauſe. Ich kann Dich verſichern, daß mir alle dieſe Kriegszüge Niebelunger Helden, dieſe gewappneten Geſtalten, dieſe derben ſchönheits- und anmuthloſen Weiber längſt zum Ekel

ſind. Dahin gelangt man, wenn man das hiſtoriſch-kritiſche Element zur Richtſchnur nimmt. Es fehlt in der That keine Schnalle an der Rüſtung dieſer Helden, jeder Sattelbug an ihren Roſſen iſt gerade ſo, wie ihn die alten Sammlungen zeigen, aber iſt damit der Seele gedient, die nach Großem trachtet? Schwebt nicht über Raphaels ernſteſte Kompoſitionen jener ewige Frühlingshauch des Lieblichen? Nirgends das Zerſetzende der Kritik, nirgends jenes feige Anklammern an Koſtüm und Charakter. Mich ſchaudert, wenn ich den Ausdruck „deutſch-patriotiſche“ Kunſt höre, alsdann fallen mir alle jene trüben, langweilig-ernſthaften, gewaltſam in's Häßliche übertriebenen Geſtalten ein, die ich in Kunſtſammlungen und Gallerieen habe bewundern müſſen. Der Gegenſtand muß unerläßlich immer ein düſtrer ſein: trauernde Könige, die

vor ſich hinſtarren, ein unermeßliches Trümmerfeld, auf dem eine einzige gebeugte Geſtalt ſich in dunkle Gewänder eingewickelt zeigt, traumhafte Schlachten, wo erhitzte wilde Geſtalten kämpfen, und dabei wie ein Bienengehänge in der Luft ſchweben — alles muß an Zerſtörung, Trauer, Tyrannei, Unbehaglichkeit mahnen, alles muß den Stempel verdrießlicher Abgeſchloſſenheit an ſich tragen. Aber in dieſem Ernſte iſt kein Mark, er iſt eben ſo erkünſtelt und unwahr als die Prüderie der Poeten. Dieſer Zeitgeſchmack, wenn er noch lange anhält, wird gerade ſein Gegentheil hervorrufen, und vielleicht ſind die allzuglatten Grazien und Amoretten Watteau's nicht mehr ſehr ferne. Der Tauſch könnte immer noch zum Beſten ausſchlagen, denn bei aller Süßlichkeit und Gedankenloſigkeit dieſer Manieriſten enthielten ihre Werke doch

eine Fülle heitern Stoffes, und ſelbſt die geſchnürte Grazie blieb immer Grazie, und die Amoretten, über die wir ſpotten, haben Göthe und Bürger zu den lieblichſten Gedichten veranlaßt. Das Leben ſei immerhin ernſt, die Kunſt aber bleibe heiter, denn ſie ſoll die Quelle ſein, aus der der Ermüdete, Erſchöpfte, Gequälte ſich Ermuthigung und Friſche ſchöpft. Man kann nicht genug darauf hinweiſen, daß alles Unklare, unnöthig Düſtre, Individuell-Bezügliche und Trocken-Gelehrte aus den Werken der Künſtler entfernt bleiben müſſe. Es gibt Gebiete in ihr, wo ſelbſt das Belehrende und Abſichtliche nie hinkommen darf, wo ewig ein heiteres Spiel herrſchen, und die Thorheit, als jüngſtes und verwöhnteſtes Kind der Poeſie, ihre ungehemmte Luſt büßen ſoll. Aber ſelbſt das „Genre“ entbehrt dieſer ihm recht eigenthümlich zugetheilten

Lebensluſt, und kränkelt ebenfalls an dem ſoge-
nannten „Zeitgemäßen“. Eine Bauernhochzeit,
ein italieniſches Landmädchen, das die Laute
ſpielt, ſind das Höchſte an Heiterkeit und Gra-
zie, wohinauf ein Künſtler dieſer Klaſſe ſich ver-
ſteigen zu müſſen glaubt. Dagegen werden mi-
litäriſche Manöver gemalt, Gruppen von ge-
ſchmacklos und ſteif geputzter Soldateska,
Gegenſtände, die zum augenſcheinlichen Beweiſe
ihrer Trockenheit halb in Wolken Staub's ein-
gehüllt ſind, die von den Pferden der Helden
aufgewühlt werden. Ueberall ſieht man die
Trockenheit und Dürre eines Zeitungsartikels
durchſchimmern, und den Eroberungen in Afrika
zu Ehren muß der Aitvater Jakob am Brunnen
einen ächt arabiſchen Pelzmantel tragen, und
Rahel mulattenhaft braun ausſehen. Wozu das
alles? Die ewig blühende Einbildungskraft

ſpottet der Verſuche, ſie an eine beſtimmte Scholle zu feſſeln. Götz von Berlichingen auf dem Theater, in der bis auf den geringſten Lederſtreifen nachgeahmten Rüſtung des wirklichen Helden auftretend, iſt, wenn er auch noch ſo trefflich ſich darſtellt, immer nur eine Puppe, mit der die Phantaſie die paar Stunden eines Theater-Abends hindurch ſpielt. Wir wollen nur den Schein, und je mehr man uns zeigt, daß es nur ein Schein iſt, deſto willkommener; jeder an unrechter Stelle angebrachte Ernſt ſtößt zurück. Ebenſo macht der arabiſche Mantel Jakob's einen unangenehmen Eindruck, indem uns der heitere Muthwille der Fabel zerſtört wird, und wir wie in einer Vorleſung zu archäologiſchen Studien angehalten werden. Nicht Jedermann kennt die jetzige Kleidung arabiſcher Emire, aber Jedermann hat die

wunderliche Geſchichte in früheſter Kindheit geleſen, wie ein ſpitzbübiſcher Hirte einen jungen Burſchen betrügt, indem er ihn vierzehn Jahre ſtatt ſieben Jahre um ein hübſches Mädchen dienen läßt. Gehört nun, um die luſtige Schalkheit dieſes Hiſtörchens zu würdigen, nothwendig dazu, daß das Mädchen einen nußfarbenen Teint hat, und der Geliebte einen ſeltſam unbekannten Putz? Der Beſchauer erſchrickt, er kennt ſein altes Geſchichtchen nicht wieder, und wendet ſich unwillig hinweg, indem er die gelehrten Kommentare nicht anhören will, die der Gallerie-Direktor ihm nachruft. In dieſem allem ſoll man nun die „ernſte Behandlung der Kunſt“ ſehen; allein dieſer Ernſt kettet ſich nicht an einen alten Pelzmantel und an ein paar dürre erdfahle Beine, und wozu denn überhaupt der Ernſt bei ſolchen Gegenſtänden? Der

ernſteſte Stoff kann immer durch Ironie gewinnen, nie verlieren; durch jene Sokratiſche Ironie, die wie das Lächeln des ewig ruhigen heitern Schöpfers über dem Erſchaffenen ſchwebt.

Es iſt bekannt, daß wir wohl fromme, aber keine kirchlich-religiöſen Gegenſtände mehr darſtellen können. Der Ciklus für dieſes Genre der Kunſt ſcheint abgeſchloſſen. Was unſere modernen Künſtler hierin zu Tage fördern, iſt mit jener unerquicklichen Haſt gemalt, die von der innern Leere des Gemüths zeugt. Faſt immer jedoch ſind es Wiederholungen. Ich zweifle, ob man einen Ecce homo, eine Kreuzesabnahme wird malen können, die nicht gleich beim erſten Anblick als eine Kopie erkannt wird. Der religiöſe Sinn kann bei einer ſo ſtark fortgeſchrittenen Literatur, wie die unſerige, ſich die ſtrenge Abgeſchloſſenheit unmöglich erhalten, die zur

Erzeugung völlig eigenthümlicher religiöſer Bilder nothwendig iſt. Die Ideen, indem ſie einen zu raſchen Schwung nehmen, vernichten das myſteriöſe Brüten des Genius. Wo ſoll der Künſtler Einſamkeit und Gottanſchauung finden? In unſern Kirchen? Sie ſind leer und bewahren alte Gefühls- und Gedanken-Reliquien, an die Niemand mehr glaubt. Auf dem Markte? Dort ſitzt die Induſtrie und münzt alles zu Golde. Im Hauſe, im Kreis der Familie? Dort iſt wohl noch Frömmigkeit, allein nicht die kirchliche Imagination zu finden. Kann man ſich einen Maler denken, der in der linken Hand Hegel's und Strauß's Schriften, und in der Rechten den Stift hält, um damit eine Kreuzesabnahme auf die Leinwand zu ſkizziren? Wir können im Ganzen annehmen, daß wir zu viel Geſchmack und Humanität beſitzen, um

einen Menſchen, und wäre es auch nur ein gemalter Menſch, mit aller jener entſetzlichen Grauſamkeit an's Kreuz zu heften, die bei dieſer Todesart erfordert wird. Die alten kirchlich-religiöſen Ideen erfordern ſo viel Barbarei, wie wir, wenn wir auch alle Taſchen unſerer Kriminal-Prozeſſe ausleeren wollten, nie finden würden.

Dieſe Aphorismen ſollen Dir von Jean's Anſichten über die Kunſt Kenntniß geben. Ich bin froh, daß er ſich nicht zum ausübenden Künſtler neigt. Ich wüßte ihm alsdann in der That nicht das Feld zu bezeichnen, auf dem er heutzutage Lorbeeren pflücken könnte, ſo aber kann er Talente hervorrufen und ermuntern, die vielleicht beſtimmt ſind, bei den Beſtrebungen einer beſſern Zukunft mitzuwirken. Vor allen möchte ich ihm das klare milde Auge und das

geſunde Urtheil Winkelmann's wünſchen. Dient man der Schönheit, ſo hat man nie umſonſt gelebt. —

Georgette an Victorine.

Du kannſt Dir nicht vorſtellen, Victorine, wie ich glücklich bin. Charles, oder wie ſie ihn hier nennen, Patrik iſt dem Leben neu wieder gegeben. Er hat alle ſeine böſen Geiſter entlaſſen, und ſteht friſch und frei, und jung und blühend da. Er liebt mich, und mein Herz faßt dieſe Wonne nicht; ich irre wie trunken umher, nur ſo viel weiß ich, daß durch meine Kraft das Herrliche nicht geſchehen iſt. Geradezu vom Himmel mußte ein ſolches Geſchenk kommen, und es kam. Alle menſchlichen Beſtrebungen

hätten uns um keinen Schritt weiter gebracht. Du ſollteſt ihn nur jetzt ſehen. Ein unbekannter Strahl der Freude verklärt ſein Auge, die Hoffnung und die Dankbarkeit blühen um ſeine Lippen, und die Liebe wirft über ſein ganzes Weſen einen reichen milden Schimmer, der im Mondenglanz das Herz in die ſeligſten Träume wiegt. Wenn ich jetzt noch an die vergangenen Schrecken denke, geſchieht es, um mich im Entzücken über dieſes Wunder der Wiedergeburt zum feurigſten Danke zu entflammen. Unſere Sorge muß nun ſein, daß es ſo bleibe. Und es kann ſich nicht mehr ändern. Seine drei Brüder ſind jetzt hier, ein jeder hat andere Neigungen, Geſpräche und Anſichten, es gibt den lebendigſten Verkehr, oft wahre Zwiſte, aber immer iſt's Charles' ernſter und milder Geiſt, der den Sieg davon trägt, ſcheinbar oft ſich ſelbſt in's Unrecht

ſtellend. So liebenswerth dieſe drei Jünglinge ſind, keinem iſt dieſes Etwas gegeben, das ich trotz allem Nachgrübeln nicht zu enträthſeln vermag, und deſſen Zauber gerade darin liegt, daß es ſich nicht enträthſeln läßt. Es iſt im Grunde ſeiner Seele immer noch etwas tief Verborgenes, das kein Schmeicheln, kein noch ſo zärtliches Vertrauen emporlockt. So reizt den Schatzgräber unaufhörlich ein tief verſenktes Gold, deſſen Stätte die Wünſchelruthe ihm nur ſchwankend und unſicher andeutet.

Du ſchreibſt mir mit einigem Befremden, daß Du die Entdeckung gemacht, ich ſei Euch allen auf eine ſeltſame Weiſe unverſtändlich und fremd geworden. Ich begreife das wohl; als wir beiſammen waren, habe ich nie zu Euch ſo geſprochen. Damals habe ich ſelbſt nicht gewußt, daß ich jemals eine ſo unverſtändliche

Pein, eine ſo geheimnißvolle Luſt zu empfinden im Stande wäre, wie ſie jetzt durch meine Bruſt zieht. Iſt es die Liebe, die mich ſo verändert hat? Aber ich liebte ja Charles ein ganzes Jahr hindurch, ohne dabei die mindeſte Unruhe zu fühlen, ohne Kampf, ohne Entzücken, warum iſt er mir jetzt ſo unendlich theuer, da ich um ihn gelitten? Ich werde doch an ſeinem Schickſal nichts ändern, warum kette ich mich ſo feſt, ſo mit allen Kräften der Seele an ſeine Tage? Ich weiß auf dieſe Fragen keine Antwort. Ich muß nun eben ſo thun, wie ich thue, das iſt alles, was ich zu erwiedern habe.

Meine Tagesbeſchäftigungen ſind hier ganz anders, wie bei Euch. Ich ſtehe hier um fünf Uhr auf, ſtatt daß ich bei Euch faſt den ganzen Vormittag im Bette zubrachte. Ihr habt mir weisgemacht, meine Hände ſeien zu klein und

zart zur Arbeit, damit habt Ihr mir tüchtig geſchadet, denn jetzt da ich finde, daß ich recht gut die ſchwerſte Arbeit vollbringen kann, bedaure ich, mich damals ſo träg, ſo mißmüthig und ſo voll Launen gezeigt zu haben. Eine alte treffliche Frau leitet mich zu ſo vielem Nützlichen an, daß ich täglich etwas Neues lerne. In England kennt man dieſe Gattung ſorgloſer Träumerei nicht, der ſich die Mädchen in Deutſchland ergeben, wenn ſie glauben, vorzüglicher und anziehender ſein zu müſſen wie ihre Mitſchweſtern, die entweder nicht reich, oder nicht albern genug ſind, um die intereſſanten Müſſiggängerinnen zu ſpielen. Mein kleines Talent für die Muſik, das in Deutſchland nur mühſam fortvegetirte, wird hier mit Ernſt in fortwährender Uebung erhalten. Die Abendſtunden, wenn Madame Pikfort von ihrer Arbeit

ausruht, ſpiele ich in der großen Halle, deren Fenſter auf die Terraſſe führen und offen ſtehen. Charles mit ſeinen drei Brüdern geht dort auf und ab, und ich ſehe die geliebten Geſtalten dunkel gegen den Abendhimmel ſich abgeben, ich erhaſche manchen freundlichen Blick, der ſich in die Tiefe der Halle ſenkt, aus der meine Traumzüge, meine Lieder emporſteigen, um ſich mit dem Rauſchen der Bäume im Abendwinde zu miſchen. Es ſind ſelige Augenblicke, und mein Herz ſteht dann jeder Erinnerung offen. Paul, der jüngſte der Brüder, der eine ſchöne Stimme hat, begleitet mich oft, und wir ſingen ſchottiſche Balladen. Ich bringe auch einige deutſche auf, und beſonders ſind's die von Göthe, die immer wieder Charles zum ſeligſten Mitempfinden fortreißen. Nie aber darf ich ein Lied von Byron ſingen, ſelbſt nicht das Abſchiedslied

auf dem Childe Harold, das ich doch ſo ſehr liebe.

Glaube aber nicht, daß damit mein Tagewerk vollbracht iſt. Gerade die Stunden, wo die Brüder ihn verlaſſen, wendet Charles an, ſeine Studien und Tagebücher vorzunehmen. Dann ſitze ich an ſeiner Seite und wir arbeiten wie ein paar fleißige Seminariſten, die ihre Lektion vollenden müſſen, bis tief in die Nacht. Ich ſchreibe, was er mir in die Feder diktirt; es ſind Auszüge aus Schriften, die meinem armen geringen Verſtande oft viel zu metaphiſiſch klingen. Charles erläutert mir dann manches, und ich bin froh, wenn ich ihn halb errathe. Zum Verſtehen ſind, glaube ich, alle dieſe Dinge ohnedies nicht gemacht. Das Rechte iſt ſo einfach, und iſt, dünkt mich, ſo deutlich uns allen in die Bruſt geſchrieben, daß

es dazu nicht langer Abhandlungen und verwickelter Demonſtrationen bedarf.

Es ſind jetzt vier Wochen, daß wir ſo beiſammen leben, heiter, ruhig, in ungetrübtem Frieden. In wenig Tagen will John uns verlaſſen, der nach Italien geht, die beiden andern reiſen zu gleicher Zeit nach London ab. Ich habe keine Sehnſucht dahin. Charles hat es mir angeboten, aber ich bleibe. Mein alter Trieb der Neugierde hat ſich ganz verloren. Ich fürchte, daß wenn wir den Ort verändern, das Unglück dieſen Wankelmuth benützt, und in unſern ſtillen Garten eindringt, wo gerade jetzt alle Blumen der Freude und des Friedens in Blüthe ſtehen.

Univ.-Bibl.
München

Georgette an Victorine.

Die letzten Worte meines Briefes vor drei Tagen ſind zur düſtern Prophezeihung geworden. Lady Johanna Fitz-Gerald iſt hier. Eines Abends war ſie ganz in der Stille angelangt. Als ich in den Garten ging, ſah ich am Ende des Taxusbogengangs eine Geſtalt ſtehen, die ich beim Schimmer des Mondes für eine Bildſäule erkannte. Sie ſtand unbeweglich, endlich regte ſie ſich und wandelte langſam auf mich zu, und ohne mich zu bemerken an mir vorüber. Ihre Bewegungen blieben marmorn, und ihr Blick, der ſtarr vor ſich hinſchaute, war der einer bedeckten Leiche. Nie werde ich dieſe Erſcheinung vergeſſen. Noch lange ſah ich die weißen ſchleppenden Gewänder im Bogengange.

Bei ihrem Begegnen mit Charles bin ich nicht dabei geweſen; aber von dem Augenblicke, daß dieſes vor ſich gegangen, ſcheint mir der Freund wie verändert. Ich habe ihn noch nicht ſprechen können. Heute haben ſich beide mit einander eingeſchloſſen, und während ich Dir dieſes bei ſinkender Nachtzeit ſchreibe, ſehe ich das Licht aus Charles Fenſter auf die Linden niederſchimmern, die dicht am Hauſe ſtehen. Was mögen ſie dort mit einander abmachen? Ach, ich fühl's, mit unſern glücklichen Tagen iſt's zu Ende. Seit zwei Abenden habe ich nicht mehr die Harfe geſpielt. Frau Pikford iſt eben ſo beſtürzt wie ich. Es heißt, daß die Lady uns bald wieder verlaſſen wolle, allein ich glaube es nicht. Mir iſt trüb zu Sinne.

Aus Patrik's Tagebuche.

— — cur amplius addere quaeris
Rursum quod pereat male, et ingratum
occidat omne?

Lucret. lib. 3.

Ich befand mich auf einer meiner Reiſen an der nordöſtlichen Spitze Schottland's, und hatte meinen Wohnort an den melancholiſchen Ufern des Kylnar-See's aufgeſchlagen. Die tiefe Einſamkeit, die mich hier umgab, hatte etwas Wildes; ſie glich keinem der gezwungenen und verfeinerten Zuſtände, die wir oft mit dieſem

Namen belegen, wenn wir einige Schritte von dem Tummelplatz der Civiliſation uns entfernen, und ein Landgut beziehen, an das ein überall gelichtetes Wäldchen ſtößt. Hier war der Charakter der ſcheueſten Einſamkeit von der Natur ſelbſt auf ewige Zeiten der Gegend aufgedrückt. Die See'n hatten ein geheimnißvolles verſchleiertes Anſehen; ich überraſchte mich oft, daß ich in ihre dunkeln Gewäſſer ſtundenlang hineinblickte, ohne etwas anderes zu fühlen oder zu denken, als das Bewußtſein der unmittelbaren Nähe am Naturgeiſte. Der eigenthümliche Duft der kleinen harzigen Schwarzfichte erkräftigte das Athemholen, und prägte ſich den Sinnen auf eine ähnliche Weiſe ein, wie in den Hallen dunkler katholiſcher Kirchen der Duft des Meßopfers. Wenn durch die abendlichen Zweige der Flug des Adlers der Hochlande rauſchte und einen

flüchtigen Schatten auf die Gewäſſer des See's warf, wenn in ſeinem Schilfe die wilde Ente und der farbloſe Sumpfvogel ihre ſchnarrenden Laute ertönen ließen, oder das Plätſchern eines auftauchenden Fiſches den dunkeln Spiegel mit ſimmetriſchen Kreiſen furchte, dann hüllte ſich bei dieſen Naturlauten die Seele tiefer in den Mantel der Einſamkeit. Das Auge wandte ſich zum fernen Glanz der Gebirge und ſuchte durch die ſchattige Umwölbung über dem Haupte die klare Bläue des Himmels auf. Von einem Reize zum andern ſelig ſchwärmend, reihte ſich Bild an Bild, jedes für ſich hatte ſeinen ſanften belebenden Schimmer, und ſie alle zuſammen füllten das Herz mit Wehmuth und Entzücken.

Nicht ſelten aber walteten Stürme in dieſen einſamen Gegenden. Dann veränderten ſich die wohlthuenden Schauer in Entſetzen erregende

Schrecken. Das nahe Meer ſendet alsdann die Donner ſeines Chorals weit hinein in die Nacht des Forſtes. Man hört die eigenthümlichen ſchreckhaften Laute, die dort der Sturmwind hervorbringt, wenn er ſich in den Klüften und an den ſcharfen Kanten des Vorgebirges bricht, und die auf das täuſchendſte dem Stimmengewirr zahlloſer Verunglückender gleichen; der Landmann nennt ſie „die Klagen der Verdammten.“ Bei dieſen erſchütternden Klängen iſt es unmöglich, die Seele in ruhiger Faſſung zu erhalten, unwillkührlich beben die Nerven und das Herz ſchlägt ungeſtüm. In dieſen Tagen haben auch die See'n ein unruhiges Leben. Der ewig rauſchende Kranz von Fichten, der ſie umgibt, ſtreut die ſturmgeknickten Aeſte in die bewegten Gewäſſer, und ein Heer von Sturmvögeln umkreist unaufhörlich das Becken. Die

Wellen zeigen einen erdfahlen Glanz, erzeugt durch den aus dem Grunde aufgewühlten Schlamm, ſie ſpritzen ihren Schaum weit in's Dickicht hinein, und in ihrer unruhigen gegen einander ſtreitenden Bewegung dulden ſie in ſolchen Tagen keinen Nachen auf ihrem Rücken.

Ich hatte, während ich in Kylnary wohnte, dieſes Schauſpiel eines Sturms öfters angeſehen. Ich ſuchte dieſe Schrecken mit einer Art zärtlicher Sehnſucht auf, ich fand im höchſten Kampfe der Elemente um mich her die weichen und klagenden Stimmungen meiner Jugend wieder. Es bedurfte, um meine Seele vom Staube der Civiliſation zu reinigen, daß ich ungeſcheut ſie dem Sturme, der Nacht, der Wildniß preisgab. Ohne Hut, mit fliegendem Haar, in leichter Kleidung, meinen Wanderſtab in der Hand, durchflog ich den Forſt, rauſchte

durch die Zweige dahin, erkletterte jähe Abhänge und ſtand auf hohen Klippen dem Sturme ſtill. Wenn ich dann ermüdet auf mein Lager ſank, hatte ich ſo viel Meeresbrauſen, Waldduft, Sturmestoſen in meiner Seele, daß alle die kleinen armſeligen Schmerzen, die ich aus einem Leben voll Irrthümer mitgebracht, verſtummten und entwichen. Sie entwichen aber nicht auf immer, ſie kamen wieder, aber die Umgebung nahm ihnen etwas von ihrer niedrigen ekelhaften Natur. Hiermit war ſchon viel gewonnen.

Auf einer meiner Streifereien traf ich mit einem Manne zuſammen, der in ſeinem Aeußern etwas Auffallendes hatte. Er war lang, ſtark, ſein Antlitz zeigte ſchroffe Züge, die etwas von der Natur der Felſen um uns her angenommen hatten. Auch ſie ſchienen den Stürmen faſt von dem Augenblick ihrer Entſtehung an getrotzt zu

haben. Das Haar war spärlich, und deckte nur noch in dünnen grauen Lockenbüscheln die Seiten der starkhervortretenden Stirn, unter diesem vorspringenden Dache leuchteten Augen, die, dem Charakter der ganzen Gestalt widersprechend, etwas äußerst mildes hatten. Sie zeichneten sich durch einen lebendigen sprechenden Glanz aus, und waren von einer Färbung, die hier in dieser Gegend ungewöhnlich genannt werden konnte. Als ich diesen Mann zum erstenmal sah, stand er auf der äußersten Kante eines Abgrunds, und seine lange schwarze Gestalt mit den aufgebundenen Rockschößen zeichnete sich riesengroß gegen den Abendhimmel ab. Wir geriethen in ein Gespräch mit einander, und wie es in einsamen Gegenden zu geschehen pflegt, nahm dieses bald den Charakter großer Intimität an. Er sagte mir, daß er ein katholischer

Geiſtlicher aus einem benachbarten Dorfe ſei, daß er ſich eine Ferienzeit ausgewirkt habe, und dieſe nun benütze, um auf ſeine Weiſe abenteuerliche Ausflüge in der Gegend zu machen, die ihm von Kindheit an lieb ſei. Ueber ſein Geſchick hat er mir nie etwas Näheres vertraut, aber ich glaube annehmen zu dürfen, daß es im höchſten Grade unglücklich und troſtlos geweſen.

Unſere Zuſammenkünfte benützten wir zu Geſprächen, die, wenn ſie auch anfangs heiterer Natur waren, bald einen Charakter annahmen, analog den ernſten und ſchweigenden Umgebungen, die wir vor Augen hatten. Die dunkeln Mährchenbilder ſchottiſcher Poeſie leiteten auf die Ideen von Ehre und Nachruhm, und dieſe auf die verwandten Begriffe von Tod und Unſterblichkeit. Wir befanden uns faſt auf einer Stufe intellektueller Befähigung, wir waren

beide gleich weit entfernt von den modiſchen Syſtemen; er, weil ſein einfaches in Mühe und Armuth hingebrachtes Leben dieſe Schätze des geiſtigen Luxus ihm fern gehalten hatte, ich, indem ich aus Grundſatz das Erlernte zu vergeſſen ſtrebte; er in urſprünglich geſpannter Seelenkraft, ich in Erringung dieſer Kraft alle Gewalt der Seele ſammelnd. Unſer Geſpräch eines Tages war folgendes:

Ich. Halten Sie es für erlaubt, dem Leben zu entfliehen, wenn ſeine Laſt uns unerträglich dünkt?

Er. (Nach einer kleinen Pauſe.) Ich will auf dieſe Frage nicht direkt antworten. Laſſen Sie uns erſt beſtimmen, was eine unerträgliche Laſt genannt zu werden verdient.

Ich. Dies iſt individuell. Ich geſtehe, daß es hier keine allgemeine Gründe geben kann.

Er. Nun ja doch, es wird darum nothig sein, daß wir einen bestimmten Fall uns vor Augen halten.

Ich. Ich gebe Ihnen diesen Fall. Stellen Sie sich einen Mann vor, der in Reichthum und Unabhängigkeit erzogen, genährt mit den Schätzen des Wissens, umgeben von den Genüssen, die die Kunst und ein verfeinerter Luxus schaffen können, gedrückt von keiner Gewissenspein, ausgestattet mit Kraft der Seele und Energie des Charakters, stellen Sie sich diesen vor und nehmen Sie an, daß er heimlich darnach trachtet, einer Existenz zu entfliehen, die für tausend Andere eine beneidenswerthe wäre.

Er. Ich errathe; man hat mir von einer modernen Krankheit erzählt, die ungefähr durch diese eben aufgezählten Symptome sich bemerkbar macht.

Ich. O laſſen wir das. Ich ſage Ihnen, mein Mann iſt zu geſund an Kopf und Herzen, um ein Modethor ſo kläglicher Art zu ſein.

Er. Wir wollen nicht zu eilig ſein; jene Thoren, wie Sie ſie nennen, mögen in ihrer Art Recht haben. Es gibt keine probehaltigen Gründe; von dieſem Satze gingen wir aus.

Ich. Alſo wäre Niemand, unter keiner Bedingung berechtigt, ſich das Leben zu nehmen?

Er. Durchaus nicht. Die chriſtliche Lehre würde ihre Baſis verlieren, wenn dieſer Satz irgendwie bejaht würde. Entweder man darf es nie und nimmer, oder man darf es bei einem noch ſo ſchwächlichen, weder in den Augen der Moral, noch der Philoſophie probehaltigen Grunde.

Ich. Fahren Sie nur fort.

Er. Denn wer mag beſtimmen, ob ich

Anlaß habe oder nicht, das Leben zu haſſen? Welches Auge ſieht ſo tief in die geheime Werkſtatt unſers innerſten Empfindens und Denkens, um ſagen zu können, dieſes Uebel, dieſes Weh, dieſen Schmerz hätteſt du ertragen können? Was wahrer Schmerz iſt, wer hat es noch ergründet?

Ich. Sie haben vollkommen Recht. Es gibt aber gewiſſe allgemein angenommene Anläſſe, die den Selbſtmord in den Augen der Welt rechtfertigen. Zum Beiſpiel wenn uns ein widriges Geſchick unabläſſig verfolgt, wenn wir es müde werden, gegen ewig ſich häufende unverdiente Qualen zu kämpfen. Eine unheilbare Krankheit, der Drang einer unerträglichen Schmach zu entfliehen, der Verluſt eines geliebten Gegenſtandes, die plötzliche Zerſtörung aller unſerer Hoffnungen, der Sturz vom Gipfel

des Glückes. Alles dieſes ſind Gründe, die Jedermann als vollgültig anerkennt.

Er. Geſetzt auch, wir erkennten ſie an; was folgt hieraus? Man wird uns nöthigen zu beſtimmen, was eine unheilbare Krankheit ſei, was nicht; wir werden auf's genaueſte die Grenze anzeigen müſſen, bis wie weit der Kampf mit einem widrigen Geſchick fortgeſetzt werden ſoll, und wo es erlaubt iſt ihn aufzugeben. Wir werden die Größe des Verluſtes eines geliebten Gegenſtandes ſchätzen müſſen, wir werden angeben müſſen, in welchem Falle es wahnſinnig wäre, der Hoffnung noch Raum zu geben; werden wir das Alles können? Heißt das nicht, von einem ſterblichen Richter die Allwiſſenheit Gottes verlangen?

Ich. Wenn wir es alſo nicht können?

Er. So ergibt ſich auf die einfachſte Weiſe

daraus, daß wir Jedem freistellen müssen, dem Leben zu entfliehen, wann und wie es ihm gut dünkt.

Ich. Sie sagen das so leicht hin. Erfüllt Sie nicht Entsetzen und Schauder bei dem Gedanken an die Möglichkeit solcher That?

Er. (Nach einer Pause.) Nein.

Ich. (Lebhaft.) Sie würden also auch jenen Mann entschuldigen, von dem ich Ihnen oben sprach? Sie würden ihn nicht verabscheuen? Sein Andenken würde in Ihrem Herzen mit keinem Fluche gepaart sein? O geben Sie mir über diese Frage Gewißheit.

Er. (Mich scharf beobachtend.) Was kann mein Urtheil, das Urtheil eines Einzelnen, hier entscheiden?

Ich. Viel, sehr viel. Der Einzelne gegen den Einzelnen. Wir haben uns eben von dem

Urtheil der Menge losgesprochen. Die Menge würde einen Fall wie den meinigen nie als einen zureichenden Grund betrachten.

Er. Nun denn, ich würde auch das Andenken jenes Unglücklichen nicht brandmarken; aber ich würde den Armen bemitleiden. Ich würde ihn ohne Kummer aus einem Leben scheiden sehen, das, wenn er es weiter führte, nur eine Kette lastender, stummer, immer wiederkehrender Vorwürfe wäre, ein nutzloses, mit ewigem Seelendruck beschwertes Athmen, ein schleichender, immer anrückender und immer wieder zurückgedrängter Tod, ein Leben ohne Lebenslust, eine Sterbenslust ohne Sterben, eine Existenz, die ewigen Widerspruch innerlich findet, und sich dennoch erhält.

Ich. Aber kann die Energie des Geistes nicht nach kurzem Schlummer neu erwachen?

Kann ſich das Leben nicht plötzlich neu geſtalten?

Er. Bei einem Individuum, wie das, von dem wir ſprechen, ſchwerlich.

Ich. Gibt die Religion, die Philoſophie keine Mittel zur Rettung an die Hand?

Er. Sie gibt die wirkſamſten und trefflichſten, die der menſchliche Geiſt erfunden hat; allein wie Sie ſagten, es gibt unheilbare Krankheiten.

Ich. (Mein Antlitz verhüllend.) Entſetzlich!

Er. (Meine Hände faſſend und mich mit einem Ausdruck der innigſten Seelengüte anblickend.) Sie ſind dieſer Mann?

Ich. Ich bin es. Verachten Sie mich.

Er. Ich ſagte Ihnen ſchon, daß ich Sie nur bemitleide. O mein unglücklicher armer Freund, kann meine Liebe Sie tröſten, ſo wiſſen Sie, daß

Sie mein ganzes Herz beſitzen. Uns hat das Geſchick zuſammengeführt. Erfahren Sie, daß ich ſchon oft auf dieſer ſchroffen Klippe geſtanden habe, mit jenen ſchwarzen Gedanken beſchäftigt, die den Inhalt unſers Geſprächs ausmachen. Mich hätte die Welt vertheidigt, denn ich hatte nach dem Urtheil der Menge Grund genug, einem Leben zu entfliehen, das mir unausgeſetzt gräßliche Qualen bereitete.

Ich. Und Sie leben noch?

Er. Ich lebe noch. Die Tiefe hat mich wohl gelockt, aber nicht herabgezogen. Ich, der Verfolgte, der Elende, der Troſtloſe, ich lebe noch, und Sie, der im Glück Schwelgende, mit den Schätzen des Lebens verſchwenderiſch Umgebene ſind ſchon halb dem Tode verfallen.

Ich. (Dringend.) Nennen Sie mir die Gründe, die Sie aufrecht erhielten.

Er. Gründe? ich habe keine.

Ich. Wie? und was hielt Sie denn ab, hier in dieſer Tiefe —

Er. Ich könnte, wenn ich Sie täuſchen wollte, vor Ihnen in der Glorie chriſtlicher Moral erſcheinen; ich könnte Ihnen ſagen, daß Ihre erhabenen Lehren mich vor einer frevelnden Verirrung der Art geſchützt haben. Dieſe wäre nicht ganz erlogen, allein ich lebte dennoch nicht mehr, wenn ich nicht in dem Momente, wo ich Willens war das Leben von mir zu ſchleudern, noch im tiefſten Winkel meines Weſens eine Kraft zu leben entdeckt hätte. Dieſe Entdeckung hielt mich aufrecht.

Ich. Und worin beſtand dieſe Kraft?

Er. Das kann ich nicht erklären. Es war weder Hoffnung noch Ergebung. Es war ſchlechtweg ein Lebensſtoff. Ich fühlte,

daß ich noch etwas hatte, von dem ich zehren konnte.

Ich. Ach, dieſes Gefühl habe ich nicht. (Auf die Bruſt zeigend.) Hier iſt alles todt.

So iſt denn mein Urtheil ausgeſprochen. Der Stoff, von dem das Leben zehrt, fehlt mir, der Boden, auf dem immer neu der Geiſt ſäet und erntet, iſt eine unfruchtbare Oede. Die Genien, die ewig ſchaffen und bilden, haben ſich hinwegbegeben. Ich muß dieſen Leib vernichten, weil er allein nur treibt und blüht, ohne daß eine Seele innen wirkt. Der Kreis meiner Lebensfragen iſt durchlaufen, ich habe weder den Muth noch die Luſt neue aufzuwerfen.

Wenn ich mir den Tod gebe, nenne

Niemand dieſe Handlung einen Beweis von Muth. Ich geſtehe, daß es weit muthvoller wäre, das Leben zu dulden. Man nenne es lieber eine Nothwendigkeit, eine unabweisbare Nothwendigkeit. Wie ein verſagender Nerv, ein ſterbender Pulsſchlag die Bedingung des phyſiſchen Todes wird, ſo iſt das Verſtummen der Seele, der Ueberdruß zu denken und zu empfinden ebenſo Grund genug zur Vernichtung.

Wie farblos, wie ergraut iſt alles um mich her. Erſchöpft ſind die Brunnen, die unerſchöpflich ſchienen.

Es wird düſter um mich her; dunkle Wolken drängen ſich an meinen Himmel und die Sonne neigt ſich zum Niedergang. Wird ſie je wieder für mich aufgehen? Es gibt einen ſo feigen Klang und namenloſen Schmerz, daß Niemand ihn beachten mag, daß jede Bezeichnung für ihn

ungehörig und übertrieben erſcheint, und doch — tödtet dieſer Schmerz.

Welches iſt der eigentliche und wahre Lebensſtoff? Welches das Samenkorn, aus dem die Hoffnungen ſich erzeugen, die von einem Tag zum andern leiten? Wo liegt die geheime bindende Formel begraben, die ſo wunderbar wirkt, und die zu zerſtören ſo große Anſtrengung erfordert? Was iſt's, „das Elend läßt zu hohen Jahren kommen?“ Es ſind nicht die ſchmeichelnden Erfolge der Wiſſenſchaft, nicht die Preiſe der Tugend, es iſt nicht das ganze künſtliche Gewebe unſerer Kultur. Dieſe Schätze ſind nur in den Händen deſſen etwas werth, der zum Genuſſe die Fähigkeit und die Luſt hat; dem Unglücklichen ſind ſie nur ſo viel verwundende Waffen, die er gegen die eigene Bruſt kehrt. — Wer ſein Leben an eine Idee ſetzt,

wer es mit Liebe füllt, wer es der Wiſſenſchaft weiht — in dem iſt der Stoff der Exiſtenz zu jener Fülle und jenem Bewußtſein gediehen, der das Leben zum Leben macht; er kann mit ihm wie mit einer gegebenen Summe von Kräften ſchalten und walten, und wenn er es hinwirft, ſo thut er es mit jener Selbſtſtändigkeit, mit der wir bei vollem Bewußtſein über unſer Eigenthum ſchalten. Es iſt kein Selbſtmord, wenn der Krieger in der Schlacht dem gewiſſen Tode ſeine Bruſt beut, es iſt keiner, wenn der Gelehrte an die Erringung koſtbarer Wahrheiten die Exiſtenz eines hinfälligen Körpers wendet. Er ſtirbt in Krämpfen hinter ſeiner Studirlampe, aber er mordet ſich nicht. Das Gefäß ſeines Leibes zerbricht gleichſam, weil es die Fülle des Inhalts nicht mehr bergen konnte. Eben ſo tödtet die Liebe ſich und ihren

Gegenſtand nur mittelbar, ohne Reue wie ohne Schuld. Der Märtyrer des Glaubens legt in frommer Glut die Hand an's eigene Leben; er will mit ſeinem Gotte vereinigt ſein, es drängt ihn, das Antlitz jener Heiligen zu ſchauen, die ihm vorangingen. Er opfert ſich in hinſterbender Andacht. Die Welt iſt voll von ſolchen Morden, die keine Selbſtmorde ſind, die wir nicht mit Namen zu nennen wiſſen, weil uns die Worte fehlen für Zuſtände, die im innerſten Heiligthum unſers Weſens ſich bilden. Nur der nimmt ſich das Leben, der nichts weiter ſich zu nehmen hat als das Leben. Dieſes Leben, das ohne geiſtigen Hintergrund nur ein Spiel bedeutungsloſer Pulsſchläge und Nervenzuckungen iſt, das ohne Hoffnung wie ohne Wunſch ſich von einem Tage zum andern ſchleppt, das weder den Tod fürchtet noch ihn ſucht, weil es

durch ihn weder verlieren noch gewinnen kann. Deshalb bin ich allein der Selbſtmörder; wenn ich mich tödte, ſo tödte ich nichts weiter als ein Leben. Ich zertrümmere keine Schaale, in der ein von andern mir vertrauter koſtbarer Inhalt liegt; ich morde Niemand anders in mir. Mein Dolch iſt weder durch Haß noch durch Liebe geſchärft, weder die Andacht noch die Wiſſenſchaft gibt ihn mir in die Hand, ich erfaſſe ihn nur, weil er das einzige Mittel iſt, um mir den Schlaf zu verſchaffen, der auf meinen müden Augen liegt. Ich klage Niemanden an. Ich würde dem Schöpfer meines Daſeins dankbar ſein, wenn ich im Stande wäre für ein Glück zu danken, das zu würdigen mir jede Erkenntniß fehlt. Fordert er einſt von mir die Rechenſchaft, ſo kann ich ihm nur ſagen, daß ich eine Anzahl von Jahren durchlebt habe, ohne

Wunſch, ohne Hoffnung, ohne Reiz, ohne Liebe, ohne Haß. Ich beſaß Reichthümer, ich konnte mit ihnen die Noth und das Elend meiner Nebengeſchöpfe lindern, ich that es, aber ich gab todte Schätze und empfing dafür einen todten Dank. Dieſes änderte nichts an meinem Leben. Ich ſchöpfte aus dem Born der Wiſſenſchaft, ich konnte andere Durſtige mit dem Gewonnenen tränken, ich that's, aber meine Schüler fanden in dem Tranke Leben, in dem ich Tod gefunden. Aber ich konnte lieben? — Ach, wenn ich dieſe Kraft beſeſſen, ſo hätte ich ſie zuerſt auf mich ſelbſt angewendet. Wenn ich hätte haſſen können, ſo hätte ich zuerſt mich ſelbſt gehaßt. Welch' ein Lebensſtoff wäre für mich die Eitelkeit geweſen, allein ich habe auf meine Handlungen, auf meine äußere Erſcheinung, auf Eigenſchaften, die in der Welt emporheben und

glänzend machen, nie Werth gelegt; ich legte eben ſo wenig auf die Werth, die den rechtlichen und im Verborgenen lebenden Weiſen bezeichnen. Die Rechtlichkeit hat nur da den Preis, wo ſie im Conflikt mit dem Betruge kommt, Gelegenheiten dieſer Art mangelten mir, eben weil ich in Unabhängigkeit lebte, und ohne Trieb ehrgeizige Pläne zu ſchmieden. Man könnte glauben, daß ich hierin die Ruhe eines Weiſen genoß, aber ich empfand dieſe Ruhe nicht, für mich war ſie kein Glück, kein auf dem Wege der Idee erworbener Schatz. Ich hatte dieſe Ruhe nicht gewählt, ſie war mir als ein Fluch mehr gegeben worden, um mir zu zeigen, daß ich leben müſſe ohne Inhalt, ja ſelbſt ohne Stoff zum Leben.

Was iſt Leben? Woher der große Werth, den wir ihm beilegen? Das iſt eben der Irr-

thum, daß wir es zu hoch anſchlagen, daß wir es behandeln, als wäre von ihm allein unſer Weſen abhängig. Wird dieſes Weſen nicht fortbeſtehen, wenn auch der Leib zuſammenfällt? Und wenn es fortexiſtirt, kann es nicht Fälle geben, wo das, was wir Leben nennen, unſerem eigentlichen Weſen hinderlich und beſchwerlich iſt? Ich flüchte mich in eine andere Exiſtenz, weil ich mit dieſer nichts mehr anzufangen weiß.

Aber wie wird dieſe andere Exiſtenz beſchaffen ſein? Wird ſie nicht in einem Zuſtand des Vorwurfs, der Strafe beſtehen? Vorwurf? Strafe? wofür? Wenn mein Leben ein Gut wäre, für mich oder für Andere, würde ich es nicht hingeben, aber es iſt ein Uebel, und ich ſchaffe es aus dem Wege. Sokrates ſagt, wenn du einen Sklaven haſt, und dieſer machte Miene Hand an ſein Leben zu legen, würdeſt du ihm

nicht zürnen, weil er ein dir geböriges Gut dir entziehen will? Aber wenn ich der Gottheit als ihr Eigenthum angehöre, entziehe ich mich ihr, wenn ich sterbe? Lebend oder todt bleibe ich in ihrer Hand. Jenes Beispiel paßt nicht.

Ich hatte einen Traum. Meine Seele schwebte einsam, losgebunden von jeder irdischen Fessel, in dem grenzenlosen Raume. Eine stürmische Nacht trieb ein Heer von Wolken gegen und durch einander, und diese trüben Dünste verdeckten meinem suchenden Blicke die Erde. Ich suchte sie, ich suchte den Schauplatz meiner Verirrungen, meiner kurzen getrübten Freuden, meiner quälenden Zweifel und meines schmerzlosen Elends. Unruhig flog ich hin und her, wie ein Vogel im Sturme, um eine Spalte in der Wolkendecke zu erspähen, die meinem Blicke Spielraum vergönnte, endlich verscheuchte die

Fackel des aufdämmernden Tages die Nebel, und mit einer Thräne des Entzückens ſah ich meine irdiſche Heimath. Sie war beleuchtet von einem blaſſen Mond, und von einer noch bleichern Aurora; wie zwiſchen zwei verglimmenden Leichenfackeln lag die bleiche Erde. Iſt es möglich, rief ich zu mir ſelbſt, daß du dort einſt weilteſt? daß man auf jenem kalten und freudloſen Boden dich wandeln ſah? — Indem ich dieſes ſagte, floſſen meine Thränen. Die Sehnſucht feſſelte mein Herz, ich konnte trotz des düſtern Bildes mein Auge nicht wegwenden von der bleichen Erde. Ich verfolgte eifrig und unverdroſſen die Spuren des Lebens auf ihr, und glaubte die Plätze wieder zu erkennen, auf denen einſt mein müder Körper gewandelt. Ich ſah das Haus meiner Eltern, und nahe dabei den Thurm mit dem Altan, auf dem ich in ſtillen

Mitternächten geſtanden, den Blick der unermeßlichen Höhe über mir zugewendet, bemüht, in der räthſelhaften Schrift der Sterne Auskunft über das Jenſeits zu erfragen. Jetzt biſt du hier — jetzt weilſt du in dieſer ſchrankenloſen Ferne, die einſt Hoffnung und Sehnſucht in dir erweckte, wie? und du ſehnſt dich wieder herab in den engen Kerker dort unten? Von Neuem willſt du die befreiete Seele der Pein der Ermüdung, des Ueberdruſſes, des ewigen Unbehagens Preis geben? — Während ich ſo mit mir ſelber zürnte, ſchwankte mein leichter Schatten vor innerer Erſchütterung, und zitterte im Hauch der Morgenluft.

Ich wollte entfliehen, da hörte ich es um mich rauſchen, und vor mir bewegte ſich ein ungeheures Bild, zuſammengeſetzt aus den Zügen des Vorwurfs und der Verachtung. Ich zürne

dir, rief das Phantom, du biſt ſchwach genug, zu bereuen was du gethan. Reue iſt das kleinlichſte und entehrendſte Merkmal der Menſchennatur. Hier in dieſen Räumen bereut man nichts. Noch eine Aufwallung der Art, und du ſinkſt zur Erde zurück, um dort in doppelt ſchwere Feſſeln geſchmiedet zu werden. Ich blicke in die düſtern gehäſſigen Züge des Phantoms, und war unfähig, etwas zu erwiedern. Es fuhr fort. Haſt du hier nicht Freiheit, die du gewünſcht? Behagt dir dieſer luftige, von tauſend Geiſterſchaaren durchſchwärmte Himmel nicht? Warum rißt du dich gewaltſam von der Erde los, wenn es nur geſchah, um dich auch hier unzufrieden zu fühlen? Schau herab, betrachte dir die Elenden, die Mühſeligen, die ihre Laſt unten ziehen, und nicht den kecken Muth haben wie du, ſie ihrem Führer vor die Füße zu

werfen. Ihre Bruſt fliegt, ihr Athem keucht, der Angſtſchweiß rinnt ihnen von ihren bleichen Geſichtern. Bereueſt du noch deine That?

Ich bereue ſie nicht, rief ich feſt. Tauſendmal mehr als Jene leiden, litt ich. Hätte ich Laſten zu tragen gehabt wie ſie, auch ich lebte noch, allein das Daſein ſelbſt war mir eine Laſt.

Der Geiſt vernahm meine Antwort, und ſeine Mienen nahmen einen ſtolzen triumphirenden Ausdruck an. Sie gewährten mir keinen Troſt. Ich blickte nicht mehr zur Erde, aber ich blickte auch nicht in die Weiten des Himmels vor mir. Die Morgenröthe war mir verhaßt, verhaßt war mir das Spiel goldener Scheine, die durch die majeſtätiſche Wölbung zuckten.

Weh mir, rief ich ſchaudernd, wenn du der Erde entflohen biſt, um auch jenſeits ihrer

Grenzen dich einſam, unthätig, unbefriedigt zu fühlen? Was dann? —

Ein Donner, wie von tauſend gegen einander kämpfenden Erdbeben erſchütterte die Veſte des Himmels. Ein unnennbarer Schreck faßte und ſchüttelte mich. Es war, als rauſchten im Sturmwinde Stimmen des Gerichts über mich her. Ich beugte mich nieder; jeden Augenblick den vernichtenden Schlag erwartend, er kam nicht. Ohne Gericht, aber auch ohne Gnade lebte ich fort. Klagend durchzog ich den weiten Himmel, der mir eine Wüſte ſchien.

Aus meiner Kindheit dringt ein Moment des Schreckens noch immer, nach faſt dreißig Jahren, mit ungeſchwächter Kraft in meine

Seele. Ich mochte vier Jahre alt ſein, als man mich zu meinem Vater brachte, und dieſer ernſte, groſſe, finſtre Mann mich auf ſeine Arme nahm, und mir lange Zeit mit nachdenklicher Miene in's Antlitz ſchaute. Ich habe dieſen Blick nicht vergeſſen. Er ging von Nachdenken auf Schmerz über, und je länger er auf meinen Zügen weilte, einen deſto qualvollern Ausdruck nahm er an, bis er zuletzt zu einer Höhe peinigenden Leides ſtieg, den ſelbſt meine kindiſche Einfalt nicht zu ertragen vermochte. Ich wandte mich ab, drängte von ſeinem Arm weg und brach, als mir dieſes nicht gelingen wollte, in lautes Weinen aus. Mein Vater ſetzte mich zu Boden, und ſagte nichts als die Worte: auch du wirſt ein Opfer fallen dem finſtern Geiſte meines Hauſes. Man wird mir glauben, daß ich weit entfernt war, den Sinn

dieſer Rede zu faſſen, aber in meine Seele fiel die erſte trübe Vorſtellung, das Bewußtſein eines Schmerzes, dem ich keinen Namen geben konnte. Seitdem hat man alles Mögliche gethan, um mich mit meinem Vater nie wieder zuſammen zu bringen; er ſah nur meine jüngern Brüder. Sein Tod blieb mir lange Zeit ein Geheimniß.

Die Aerzte ſagten, daß er an einem organiſchen Uebel gelitten habe, das er von ſeinem Vater geerbt, und das in einer Art Hypochondrie beſtände, die zu einer gewiſſen Zeit eine ſo gefährliche Höhe erreiche, welche den Patienten in Gefahr brachte, in Wahnſinn zu verfallen. In dieſer Kriſis habe er ſich das Leben genommen. Er war ein tüchtiger Mann in ſeinem Berufe, er war auf dem Meere ein Leben voll Gefahren gewohnt, nichts war ihm verhaßter

als Grübelei und Schwärmerei. Er war offen, wahr, zutraulich, brav. Man hat ihn nie über die Richtigkeit des Lebens philoſophiren hören, er wußte deſſen Güter zu ſchätzen. Wenn er ſich keinen rauſchenden Luſtbarkeiten ergab, ſo war dieſes keine Folge ſeines Trübſinns, ſeine Grundſätze verboten es ihm; er glaubte ſeinen Untergebenen ein Beiſpiel eines mäßigen, ernſten, oft ſtrengen Chefs zeigen zu müſſen. Im Kreiſe ſeiner Familie konnte er heiter und geſprächig ſein. Auch vermied er große Ausgaben, um ſeine Familie im Beſitz reichlicher Güter zurückzulaſſen, wenn er von ihr abgerufen würde. Denn, ohne daß er damit düſtere Bilder verband, ſprach er nicht ſelten von der Möglichkeit ſeines nahen Todes; nie aber als von eigener Hand kommend, ſondern durch die Gefahren herbeigeführt, denen ſein Beruf ihn

ausſetzte. Als ſein unglückliches Ende bekannt wurde, zeigten ſich alle ſeine Freunde aufs Aeußerſte beſtürzt; keiner hatte auch nur von ferne eine ſolche Kataſtrophe geahnet.

Ich ſage keiner von ſeinen Freunden, aber eine Frau wußte darum. Was uns allen ein Geheimniß war, lag ihr offen vor Augen. Dieſe Frau war Johanna. Ich wage nicht zu unterſuchen, wie die Seelen dieſer beiden ungewöhnlichen, und zu einem ſeltſamen Schickſal beſtimmten Weſen ſich gefunden hatten, allein ſie hatten ſich gefunden. Mein Vater, der der rechtlichſte Charakter war, den ich je gekannt, unfähig mit der kleinſten Unwahrheit ſeine Seele zu belaſten, unfähig den Schatten einer Treuloſigkeit auf ſeinem Wege zu dulden, hat dieſer Frau ein Vertrauen geſchenkt, das er uns entzog; wahrſcheinlich, weil er meine Mutter

für zu ſchwach hielt, um die Bürde deſſelben zu tragen. Hier nehme ich einige Briefe auf, die zur Geſchichte meines eigenen Selbſt mir von hoher Bedeutung ſind.

Edward an Johanna.

Warum willigſt Du nicht in eine Zuſammenkunft? War die letzte Dir zu leidenſchaftlich? Fürchteſt Du für einen ähnlichen Ausbruch meines ſo lang verſchloſſenen Gefühls? Fürchte nichts. Ich wollte Dich nicht beleidigen, ein finſtrer Geiſt trieb mich nur, auf einen Moment unſere gegenſeitige Stellung zu vergeſſen, es ſoll nicht wieder geſchehen. Ich muß alles fürchten, wenn ich Dich erzürne, denn wenn Dein klarer Blick ſich trübte, wo bliebe dann der Stern, nach dem ich ſchaue. Ja, Johanna, nimm mich

wieder zu Gnaden auf. Ich reite Morgen in der Dämmerung aus; ich weiß, daß Du die Nacht über in Deinem Kabinette, das die Aussicht auf das Parkgitter hat, arbeiteſt; Du wirſt mich alſo in den treibenden Nebeln des Morgens kommen ſehen. Verlaß das Haus, hülle Dich in Deine Schleier und erſcheine am Gitter. Beim Lichte des jungen Tages werde ich Deine Gottheit verehren, und Deine Orakelſprüche empfangen.

Einige Stunden ſpäter.

Wie, weder Du ſelbſt, noch ein Brief! — Das Gitter verlaſſen — die rothen Vorhänge Deines Zimmers zugezogen. Auf meinen leiſen Ruf erſcheint Niemand? — Ach, Johanna, ich hätte nicht geglaubt, daß Du ſo menſchlich zürnen könnteſt. Was willſt Du, daß ich jetzt

beginne? Meinen Brief haſt Du ſpät in der Nacht noch erhalten — ich weiß es — und, zur bezeichneten Stunde, erſcheinſt Du nicht! — Ich ſtehe in den treibenden Nebeln, die wie Geiſter meiner glücklichen Stunden vor mir entfliehen — ich ſtehe allein, das Auge auf Deine Thür geſpannt, die ſich nicht öffnet. Endlich hebt ſich der Tag, es wird geſchäftig um mich her, ich muß entfliehen. Entfliehen, und mit welchen Gedanken in der Seele! Wärſt Du ein gewöhnliches Weib, ich ſähe in dieſem Nichterſcheinen nur einen elenden Kunſtgriff, aber an Deine Seele reicht keine jener kleinlichen Berechnungen, die die Schwachheit und Eitelkeit der Weiber ſich gegen uns erlauben, im Bewußtſein, daß wir zu groß denken, um ſie für dieſe Unarten zu ſtrafen. Habe ich Dich aber wahrhaft beleidigt, ſo ſage mir wodurch. In drei Tagen

werde ich um dieſelbe Stunde vor dem Gitter halten.

Eine Woche ſpäter.

Johanna, wenn Du darauf beſtehſt, mich nicht ſehen und ſprechen zu wollen, ſo ſage ich Dir hiermit, daß in wenigen Tagen mein Schiff abgeht, und daß ich England verlaſſe. Willſt Du, daß ich reiſe mit dem Bewußtſein des Zerwürfniſſes zwiſchen uns. Soll ich auf einſamen Meeren, unter Stürmen und Klippen umhertreiben, ohne daß mein Genius mir zur Seite ſchwebt? Willſt Du es verantworten, wenn mich die Tiefe begräbt, und ich ohne Hoffnung und ohne Troſt ſcheide? Weib, bedenke was du thuſt! Spiele nicht mit der Seele eines Mannes. Dieſer Brief iſt der letzte, ich kann keine winſelnden Seufzer in Worte kleiden;

Du ſollteſt mich kennen, daß ich die That liebe. Gibſt Du mich auf, iſt unſer Band zerriſſen — ſo weiß ich, welche Straße ich zu wandeln habe. Dieſes ſei Dir genug.

Johanna an Edward.

Ich könnte Dich reiſen laſſen, Du würdeſt, mit oder ohne meine Verzeihung, Deinem Geſchick nicht entfliehen. Wozu uns beide quälen und ängſtigen? Biſt Du der Mann, wie ich mir ihn wünſche, ſo kann kein Unmuth, keine Befangenheit, kein Zweifel bei Dir Eingang finden. Was liegt daran, ob Du mich ſiehſt, ob todte Worte meiner Hand zu Dir gelangen? Willſt Du denn nie aufhören, in mir nur das Weib zu ſehen, das Weib, das anzieht, abſtößt, beleidigt, liebkost und vergibt, das Weib, wie

es alltäglich vor Dir wandelt, und wie Du alltäglich es zum Ueberdruß tändeln und ſpielen ſiehſt. Wenn Du in jenem Tone mit mir ſprechen willſt, ſo habe ich Dir nichts zu ſagen; Deine Liebſchaft werde ich nie ſein. Entweihe Deinen und meinen Gott nicht ſo gröblich.

Warum, Edward, empfanden wir einſt ſo rein das Glück unſerer höhern Vereinigung, warum war es unſern Seelen vergönnt, damals in gemeinſamem gleichen Schwunge die Räume des ewigen Lichtes zu durchfliegen? Was habe ich verbrochen, daß Du Dich von mir losreißeſt und ſelbſt mich herabzuziehen trachteſt? Soll ich Dich daran erinnern, daß die Gefühle, die Du mir anbieteſt, das Gut Deiner Frau ſind; daß Du nicht Schätze verſchenken darfſt, die Dir nicht gehören? Welche unglückſeligen Mißverſtändniſſe ſind

das. Laß mich ſie hier zum letztenmal berührt haben.

Edward an Johanna.

Dein Wort hat mich neu zum Leben erweckt. Ich habe in dem Spiegel Deiner göttlichen Seele die ganze häßliche Verzerrung meines Weſens geleſen. Vergib mir. Ich gebe von heute an das Richtſchwert in Deine Hand; handhabe es gegen mich, handhabe es gegen meine Nachkommen. Sei der reine unbeſtechliche Gedanke, der in die Verwirrung der Verhältniſſe, in das Getreibe der Wünſche und Leidenſchaften allmächtig hineinleuchtet. Nie wieder werde ich Dein prieſterliches Gewand mit unreiner Hand berühren; wandle durch ein ganzes Geſchlecht als ein jungfräulicher Engel des

Gerichts. Du kennſt unſer Geſchick, Dir iſt mein Traum und mein Wachen offenbar, richte darnach Dein Wirken ein. —

Johanna an Edward.

Ich nehme das Amt an, das Du mir gibſt. Ich ſchaudere vor ſeiner flammenden Wichtigkeit nicht zurück. Meine Seele kennt keine Furcht. — Ich will mich freiwillig dem blutigen Zuge anſchließen, der aus den Hallen Deines Vaterhauſes einſam der Nacht entgegenwandelt. Wenn jeder andere Fuß Euren Pfad zu betreten ſchaudert, ich werde den meinigen feſt aufſetzen, und wenn es eine Liebe gibt in verbrüderten Menſchenherzen, ſo ſoll ſie ſich in meiner Anhänglichkeit an Eure blutige Schatten zeigen, armes, verfolgtes Geſchlecht.

Ich nenne Euch arm — Ihr ſeid es nicht. Reich und begünſtigt ſeid Ihr vor allen. Vom Vater zum Sohn erbt der wilde Stolz, eine verhaßte Laſt ſelbſtſtändig abwerfen zu wollen. Wie Könige, geſättigt vom Mahle ſich erheben, den geleerten goldnen Becher in die Tiefe ſchleudern, ſo ſteht Ihr auf von der Tafel und entfernt Euch, während der Troß der Diener nachbleibt. Ich frohlocke über dieſe königliche Auszeichnung, die Deinem Geſchlechte geworden; ich wünſche Euch Glück, Ihr Könige des Todes, die Ihr Eure Krönung ſelbſt vollzieht, und unter Staunen der gaffenden Menge, die ſtrahlende Krone auf Euer Haupt drückt. Ha, zu wahnſinniger Luſt entzündet mich Euer Geſchick. Schon als Kind, als man mir es zum erſtenmal nannte, als ich neugierig hinzulief, und in einer Verſammlung des Volks unter Tauſenden heraus

Deinen Vater herausfand an der Beſchreibung, die von Mund zu Mund von ihm gemacht wurde, wie faßte mich da ein unnennbares Gefühl. Ich ſah ein geſalbtes Haupt, einen zum ungewöhnlichſten Geſchick berufenen Mann, ich las in ſeinen Zügen etwas Göttliches. Als ich wenige Monden darauf Dich ſah — Dich in Deiner Jugend und Schönheit — ebenfalls unter dem Einfluſſe deſſelben Geſtirnes ſtehend, wie löste ſich da mein ganzes Weſen in glühende, treibende, ſtürmende Sehnſucht auf, Dich mein zu nennen, meine Seele mit der Deinigen in einem Fluge zu erheben.

Schüchtern machte ich Deine Bekanntſchaft; Du wichſt mir lange aus; Du nannteſt mich immer das Mädchen mit den unheimlichen dunkeln Augen, und mein Ernſt erſchreckte Dich. Aber der Wille, dieſer ſtarke Wille, der

überzeugendſte Beweis unſeres göttlichen Weſens, beſiegte jedes Hemmniß. Wir fanden uns, wir gehörten uns.

Nach kurzer Freude ſollte die Erde an dieſem Bande taſten, um ſeine Feſtigkeit zu prüfen. Du vermähltest Dich; Du liebteſt das junge hübſche ſanfte Geſchöpf, das Du Dir erwählt, und thörichter Weiſe glaubteſt Du, dieſe Liebe könne unſere Verbindung beeinträchtigen. Da mußte ich Dir zum erſtenmale offen ſagen, daß ich nicht den Menſchen, nicht den Jüngling in Dir liebte, daß mich Dein Geſchick an Dich feſſelte, daß ich Dich als Auserwählten eines wundervollen Schickſalſpruches verehrte — ja, entſetze Dich nicht — ich liebte den Selbſtmord in Dir, ich kannte nur einen Nebenbuhler in meiner Leidenſchaft zu Dir an, und dieſes war der Tod. —

Du ſtaunteſt über meine Rede und verſtand'ſt ſie nur halb. Wie ſollte auch Dir verſtändlich ſein, was meine junge Seele nur wie ein Blitz erleuchtete, was mir in ruhigern Stunden ſelbſt wie ein unheimlicher Wahnſinn vorkam. Aber ſpäter bemächtigte ſich die trunkenſte Schwärmerei unſerer Seelen, ſpäter warſt Du es, der mich zu noch kühnern Bildern, zu noch vermeſſenern Gedanken anflammte. Dieſe Zeiten ſind vorbei; wir ſind zum Leben erwacht. Ein ſchmutziger Kittel ekelhafter Erfahrung nach dem andern ward uns über die Schulter geworfen, man zog unſere Seelen durch den Koth der Straße, jeder Engelsfittich ward beſudelt, jede Feder einzeln geknickt. Da erwachte im Unmuth die Glut der Jugend; es treten die Bilder neu hervor, und wie im Nachtſturme klangen die goldnen Saiten, es ſangen die Geiſter das alte

Zaubermährchen, das unſer lauſchendes Kinderherz einſt ſo heftig erſchüttert hatte. Da trat ich von neuem vor Dich hin, und mit feſtem Herzen, und feſter Stimme ſprach ich es aus, das Wort: Entweiche, rief ich, entweiche dieſem geſchändeten Tempel. Du gabſt mir ſchweigend die Hand: Wenn meine Zeit gekommen ſein wird; riefſt Du nach einer Pauſe. Ich werde über die Erfüllung dieſes Wortes wachen, erwiederte ich. — Nie haben wir wieder über dieſen finſtern Gegenſtand geſprochen. —

So iſt es denn wahr; ſo bin ich vom eigenen Vater dieſer leidenſchaftlichen Frau übergeben, die mehr Furie wie Engel ſcheint. Sie hat ſich meines Geſchicks, wie ihres Eigenthums, be-

mächtigt. Vergebens ſtrebe ich, ein Band zu zerreißen, das mich unwiderſtehlich an den Tod feſſelt. —

Wer biſt du, ſeltſames Weſen? Wie iſt es dir allein erlaubt, dieſe leidenſchaftliche todbringende Sprache zu reden? Entweiche, Verführerin — ich will dein Opfer nicht ſein, ich will leben! Ich haſſe dich — ich haſſe dein finſteres Amt im Hauſe meiner Ahnen. —

Aber nein! Johanna iſt kein böſer Genius! Ich faſſe dich, Weib, und deine flammende Seele, du willſt mich dieſer Erde entziehen, die du mit einem Fluche gebranntmarkt ſiehſt, mich, den Sohn deines Geliebten, willſt du zu gleicher Seligkeit, zu gleicher Höhe emporgezogen ſehen — aber o Entſetzen, durch ein Verbrechen. Eine That, vor der die Unſchuld, die Frömmigkeit ſchaudert, ſoll mir das Heil bringen, das du

mir wünſcheſt. Johanna, in welchem Irrthum ſchweben unſere Geiſter! Bei dem Andenken meines unglückſeligen Vaters, ich folge dir nicht! Nein, nein, ich will dieſe blutige Straße nicht wandeln.

Was zwingt mich, der Gewalt todter Umſtände zu unterliegen? Kann ich mit der ganzen Kraft meiner Seele nicht über die Verſtimmung eines Nerv's Herr werden. Kann Krankheit mich zum Mitſchuldigen eines Verbrechens machen? Aber dein Wahnſinn, Johanna, könnte mich dahin führen. Du zeigſt mir die Erde als eine Stätte namenloſer Gräuel, und mein halb gezwungener, halb freiwilliger Tod wird mir zu einem Gnadenbeweis des Geſchicks. — Ich will aber dieſem Gewebe trügeriſcher Sophismen nicht unterliegen, ich will lieben, ich will in einem treuen Herzen zum Leben erſtehen, ich will leben!

Jetzt in der Einſamkeit der Nacht, da ich dieſes ſchreibe, ſteigt dein Bild vor mir auf, ſeltſames, unbegreifliches Weib. Ich kann dir nicht zürnen. Wie eine Gottheit gewaltig ziehſt du all' mein Sinnen mit dir fort. Wenn ich zum Leben zurück will, zur Hoffnung, ſo muß ich an deinem bleichen Bilde vorbei, ich muß in die Augen ſchauen, die ſich auf die brechenden Todesblicke des Mannes hefteten, dem ich das Leben danke. Wohin entfliehen? Und doch, du biſt nicht grauſam, nicht hart — die zärtlichſten, die weichſten Schmeichellaute hörte ich einſt von deinen Lippen, nur in deinem Hohn, mit dem du das Leben von dir ſtößt, biſt du unerweichlich, felſenhart, nur in der Beſtändigkeit, mit der du dein Opfer bewachſt, biſt du ſtarr und unantaſtbar. Dennoch, dennoch entweiche ich dir; — ja, mich reizt unbeſchreiblich das Licht

der Sonne. In dieſem Augenblicke weichen die Dämone von mir. Ich werde kämpfen, ich werde ſiegen. Mit dieſem Strahl von Hoffnung, der unerwartet freudig in meine Seele fällt, ſchließe ich dieſe Bekenntniſſe.

Georgette an Victorine.

Ich will Dir die Unterredung, die ich mit Lady Fitz-Gerald in dieſen Tagen gehabt, Wort für Wort wiedergeben. Du wirſt daraus ſehen, wie peinlich meine Stellung hier iſt; vielleicht wirſt Du auch daraus erſehen, daß es mir nicht ganz an Muth fehlt, und daß ich nicht das ſchwächliche verwöhnte Geſchöpf bin, wofür Ihr mich haltet.

Ich ſchrieb Dir im letzten Briefe, daß ich

Charles ſowohl als die Dame einige Tage hindurch nicht zu ſehen bekam, dieſes beunruhigte mich, denn ich war nun ſchon ſeit langer Zeit gewohnt, ihn Abends, wenn ich die Harfe ſpielte, in meiner Nähe zu wiſſen. Wie ich geſtern trübe und mißmuthig das Inſtrument hinſtelle, und einſam auf der Terraſſe wandle, ſteht plötzlich Lady Fitz-Gerald vor mir. Der Himmel weiß, wie ſie es möglich machte, mich faſt bis zu Tode zu erſchrecken, denn näher betrachtet war es doch eben nichts als eine ältliche Frau, auf eine etwas phantaſtiſche Weiſe in Schleier gehüllt, aber mein Herz bebte, als ſei ich in die Nähe eines Bewohners der Gruft gerathen. Es war hell genug, daß ich ihre Züge deutlich ſehen konnte, eine unerbittliche Strenge lag in ihnen; ſie waren bleich und kalt wie Stein, nur die Lippen waren lebhaft geröthet,

und dieſer, an und für ſich höchſt unbedeutende Umſtand, brachte meiner ſchon ohnedies unglücklich erregten Phantaſie einen neuen Stoß bei. Es fielen mir Armen alle Mährchen meiner Kindheit ein, von Blutſaugern, von herumwandelnden Todten, die nur durch das Herzblut Anderer ihr ſcheußliches Scheinleben zu friſten vermögen, was weiß ich, was mir noch alles einfiel, während ſie regungslos vor mir ſtand, und mich mit einem feſten Blick in's Auge faßte. Meine Hoffnung war, daß ſie mich würde gehen laſſen, ich machte alſo eine flüchtige Verbeugung und wollte zur Seite lenken, aber in dem Augenblicke fühlte ich ihren Arm in dem meinigen, und ohne daß ich es verhindern konnte, zog ſie mich auf eine nahe Bank nieder. Hier ſaßen wir nun, während um uns her kein Lüftchen im Gebüſch ſich regte, und ich

in dieſer ſeltſamen Stille mein Herz klopfen hören konnte. Ich habe ſie um etwas zu fragen, Miß, bub ſie endlich an. Ich hoffe, daß ſie mir die Wahrheit ſagen werden.

Was iſt's, Madame? fragte ich auf Franzöſiſch.

Sie blickte mich mit einer Miene des äußerſten Stolzes und der Verachtung an, indem ſie rief: Sie ſprechen recht gut Engliſch, Miß, warum reden ſie zu mir in der erbärmlichſten Sprache, die es auf der Welt gibt? Ich kann es nicht hören, dieſes Organ, durch das ſich Unnatur, Lüge und gedankenloſer Leichtſinn kund geben. Oder findet vielleicht eine Sympathie zwiſchen dieſer Sprache und ihrem Charakter ſtatt? He, Miß? — antworten ſie mir, ſchöne Miß —

Madame, antwortete ich ihr mit dem

ruhigsten Tone, obgleich die innere Bewegung mich fast ersticken wollte, meine Eltern lebten in der Nähe von Straßburg, und obgleich Deutsche, war es doch sehr natürlich, daß sie mich auch das Französische lehrten.

Sprechen sie englisch! rief die Dame in einem kreischenden befehlenden Tone.

Ich füge mich ihrem Wunsche, erwiederte ich höflich. Was steht zu ihrem Begehr?

O nur eine Kleinigkeit. Ich will, Miß, daß sie morgen in aller Frühe dieses Haus verlassen.

Wie? rief ich, ich — dieses Haus verlassen.

Ja, sie haben hier offenbar nichts zu schaffen, und es ist wohl ein Irrthum, daß sie überhaupt hierher gekommen sind.

Milady —

Keine Künste, mein Kind, sie sind bei mir

nicht angewendet. — Sie sah mich mit einem halbzugedrückten Auge lange scharf und verächtlich an, und fragte dann: Welche Rolle spielen sie hier eigentlich? Man spricht so mancherlei, ich möchte einmal aus ihrem eigenen Munde Auskunft haben, oder sind das Geheimnisse? Sie hielt dabei den Zipfel ihrer Mantille an den Mund, als sollte das boshafte Lächeln bei dieser Frage dadurch versteckt werden, es wurde aber gerade recht sichtbar. Verzeihen sie, mein Kind, fuhr sie fort, indem sie mich in Thränen ausbrechen sah, ich wollte ihr weibliches Zartgefühl nicht beleidigen. Wie sie sehen, bin ich eine alte irländische Frau, die es liebt, die Wahrheit ungescheut zu sagen, und ohne Scheu sie eben so gerne hört.

Diese Worte belebten mich neu, ich fand in ihnen jene derbe, aber aufrichtige und Vertrauen

erweckende Weiſe, wie ſie alte Frauen oft gegen junge Mädchen annehmen, denen ſie Gutes erzeigen wollen. Mit einem ſtürmiſchen Andrang von Gefühl ergriff ich daher ihre Hand, und rief: O nicht ſie, Milady, ich bin es, die hier Unrecht hat, ich habe ihre gütige Theilnahme verkannt. An mir iſt es, um Verzeihung zu bitten. Ach ich bin ſo unglücklich!

Reden ſie! rief ſie, indem ſie das Tuch vom Munde wegzog, und mich ſtarr anblickte.

Mit großer Anſtrengung gelang es mir, ihr weitläufig den Gang meiner Bekanntſchaft mit Charles anzugeben. Ich verbarg nichts von den ſchweren Anklagen, die ich mir ſelbſt zu machen habe; es wäre mir unmöglich geweſen, nur das kleinſte beſchönigende oder entſchuldigende Wort für mich ſelbſt einzulegen. Ich will geſtehen, es lag ein gewiſſer Stolz darin, ſo offenherzig wie

möglich zu ſein. Sie hörte mich an, ohne auch nur eine Miene zu verziehen, und als ich, durch dieſe Starrheit, die ich nach dem Vorhergehenden nicht erwartet hatte, muthlos gemacht, den Schluß meines Berichtes beſchleunigte, rief ſie plötzlich in jenem harten gellenden Tone wie früher: ſie verbergen mir etwas, Miß; ſie ſagen mir nicht, daß ſie den Lord Palmſton haben zwingen wollen ſie zu heirathen.

Bei Gott, das habe ich auch nie gethan, rief ich entſetzt.

Sie ſah mich an, und brach in ein höhniſches Gelächter aus. Ich wußte mich nicht zu faſſen, der beleidigte Stolz, der Schrecken, die verzweifelte Lage, in der ich mich befand, preßten mir das Herz zuſammen. Ich wandte mich weg, um ihrem Blicke zu entgehen. Sie faßte meinen Arm, und zog mich gewaltſam zu ſich. —

Nun, rief ſie, habe ich ſie durchſchaut? Wozu alle Künſte, meine Schöne? Aber es thut mir wahrlich leid, ihnen ſagen zu müſſen, daß aus ihren Plänen nichts werden kann. Sie thun wohl daran, morgen abzureiſen. Ich werde das Nöthige dazu beſorgen.

Ich werde nicht reiſen, rief ich auf das Beſtimmteſte.

Was ſagen ſie, meine Schöne?

Daß ich nicht reiſen werde, Milady, und daß ich nicht ſehe, wer mich dazu zwingen könnte.

Ich — rief ſie, und ergriff krampfhaft meine Hand, indem ſie mir dabei mit einer gräßlichen Starrheit in's Geſicht blickte. Ich werde ſie zwingen.

Willſt Du glauben, Victorine, daß ich wie gelähmt daſaß, nicht fähig ein Wort über die

Lippen zu bringen oder ein Glied zu rühren. Es war als wenn eine dämoniſche Gewalt mich in Zauberbanden hielte. Die magere Hand glich einer Eiſenklammer, und es war unmöglich, von ihrem erkältenden Griff mich loszumachen. In dieſer ſchrecklichen Situation, die ich auf Erden gar nicht für möglich gehalten habe, ſaß ich wohl zehn Sekunden da. Die Klapperſchlange, die ihre Beute erfaßt, muß eine ähnliche Gruppe bilden. Eine Minute länger, und ich wäre in tödliche Krämpfe gefallen. Endlich gefiel es ihr, die Bezauberung zu löſen, und mit einem Tone, der plötzlich wie von einer andern Perſon kommend, ſehr milde klang, ſagte ſie: Mein Kind, ſie haben keine Verbindlichkeiten gegen den Mann, der ſie unüberlegt und leichtſinnig dem Schooße der Ihrigen entriſſen hat. Er wird ſein Unrecht gut machen; empfangen

sie hier diesen Brief. Wenn sie ihn mit Aufmerksamkeit werden durchlesen, und sein Inhalt sich ihrer Vernunft ebenso wie ihrem Herzen wird eingeprägt haben, so werden sie selbst meinem Entschlusse beistimmen, und nichts sehnlicher wünschen, als dieses Haus zu verlassen. Glauben sie mir, das ist das einzige Mittel, wie die Sachen sich friedlich lösen. Es wird unnöthig sein, daß sie ihn noch persönlich sprechen; dieses würde ihnen und ihm einen lästigen Auftritt geben, haben sie ihm was zu sagen, so schreiben sie.

Sie gab mir ein versiegeltes und zusammengefaltetes Papier, und schien meine Antwort zu erwarten; als keine erfolgte, erhob sie sich langsam von der Bank, faßte mich unterm Kinn und sagte in einem freundlichen Tone: Machen sie Anstalten zur Abreise. Sein sie gehorsam,

und ſie werden ſehen, daß ich wie eine Mutter für ſie ſorgen werde. Sie ging, und ich ſah ihre lange weiße Geſtalt noch weit in der Dämmerung, bis ſie hinter den Säulen des Vorplatzes verſchwand.

Eine Stunde darauf hatte ich den unglücklichen Brief entfaltet, und war beim Scheine einer düſtern Lampe mit deſſen Inhalt beſchäftigt. Ach Victorine, mein Herz war ſo tief aus ſeinen Himmeln gefallen, daß es jetzt ſelbſt darnach verlangte, die Fülle ſeiner Leiden ganz auszukoſten.

Der Brief war von ſeiner Hand, und enthielt, was mir meine Ahnung vorherſagte, ein Lebewohl. Er nahm Abſchied von mir — auf immer. Ach, meine Thränen haben faſt jedes dieſer unglückſeligen Worte ausgelöſcht; in meinem armen Herzen werden ſie aber ewig fort-

brennen. Er dankt mir in kurzen Worten für meine Liebe, er gesteht, daß sie ihm Glück und Segen gebracht, er bittet mir das Unrecht ab, das er mir zugefügt, und ebenso die Härte, mit der er manchesmal mir begegnet. Alles das erschüttert mich nicht, aber was mir das Herz brechen macht, ist die Versicherung, daß er glücklich sein werde, daß ich mich um ihn nicht weiter bekümmern möge. Diese grausame Versicherung kommt nicht aus seiner Seele. Ich, die ich mit seinem Leiden vertraut bin, ich weiß, daß er dieses nicht mit eigenem Willen geschrieben hat. Ach in den süßen, ewig heiligen Stunden, wo seine Seele und ihr Schmerz offen vor mir lag, habe ich eine andere Ueberzeugung gewonnen. Deine arme Georgette, mein Charles, ist nicht so leicht mit einigen beruhigenden Worten zufriedengestellt, sie hat die ganze

lebendigſte Aufmerkſamkeit ihres Fühlens und Denkens auf einen Gegenſtand gerichtet, und dieſer Gegenſtand iſt dein Herz. Sonſt ſieht und merkt ſie auf nichts auf der weiten Erde. Willſt du, daß ſie jetzt ſich ſo leicht täuſchen laſſe? Willſt du den Armen um ſeinen Gott betrügen, an deſſen Bilde er mit allen Faſern ſeines gepeinigten Herzens hängt? Vergebens, da mußt du andere Kräfte anwenden. Jetzt da du dich von mir losſagſt, jetzt fühle ich erſt, daß du meiner bedarfſt.

Ach, und ich kann auch nicht fort. Wo ſoll ich hin? Was ſollen mir Schätze und Behaglichkeit des Lebens, würde nicht überall mir ſein Bild folgen? Wäre ich nicht weit von ihm ihm am nächſten? Nein, nein; in dieſer Gewitterſchwüle verlaß ich dich nicht. Es iſt mir ſo bang — alles deutet auf ein nahes Unglück hin,

und dieſe Frau — die wie das Schickſal, unerbittlich und ſtarr hier umherwandelt — nein, nein in dieſer Umgebung kannſt du mich brauchen. Ich fühl' es — wenn du auch nichts hörſt als meine Harfe, auch dieſe wird Frieden in deine Seele fluthen! —

Nach dieſen bittern ängſtlichen Betrachtungen faßte ich mir ein Herz, und ſpät in der Nacht, wie es war, ſchlich ich mich auf die Terraſſe und ſpielte leiſe ein bekanntes Lied zu ſeinem Fenſter hinauf. Es war dunkel drinnen. Der Mond warf einen bleichen Schimmer auf das verſteckte Plätzchen, wo ich knieete. Alles ſo heimlich, ſo klagend, ſo herzzerreißend wehmüthig um mich her. Als die Töne verklungen, lauſchte ich, ob ſich das Fenſter nicht öffnete. Kein Laut — alles ſtill. Ich griff noch einige Akkorde. Zum Singen war mir die Bruſt zu

gepreßt, immer zum Fenſter hinaufſehend. Einmal war es mir, als könne ich ſeine Züge erkennen hinter den vom Monde glitzernden Scheiben, dann aber blieb auch jedes Zeichen aus. Ich harrte vergebens, und ſchlich mich leiſe wieder fort, wie ich gekommen war. Von dieſem Schmerze in meiner Bruſt wünſche ich nicht, Victorine, daß Du Dir eine Vorſtellung machen könneſt, denn alsdann müßteſt Du etwas Aehnliches ſelbſt gefühlt haben, und dafür bewahre Dich der Himmel, Du liebes Mädchen.

Georgette an Victorine.

Vierzehn Tage ſind ſeit meinem letzten Brief vergangen, und ich bin noch hier. In jener Nacht ergriff mich ein Fieber, das mich auf's

Krankenlager warf, auf dem ich noch liege. So grauſam ſie alle hier ſind, und ſo wenig Mitleid ſie mit Qualen, wie die meinigen ſind, haben, ſo trugen ſie doch billig Bedenken, mich halbtod, wie ich noch vor einigen Tagen war, auf den Reiſewagen zu bringen.

All' mein Empfinden und mein Träumen geht auf ihn. In meiner Krankheit, zwiſchen Fiebertraum und Wachen habe ich ihm einen Brief geſchrieben, in welchem ich, ſo viel ich mich beſinne, eine Menge Gründe zuſammentrug, die ihn bewegen ſollen, nicht Hand an ſein Leben zu legen. Es war, als wenn mein Weſen einen höhern Schwung genommen hätte; alles das fällt mir jetzt nicht mehr ein. Mein Kopf iſt dumpf, alle Sinne ſind abgeſpannt, nur im Herzen brennt es mir wie ein heimlich Feuer, das an meinem Leben zehrt. Das iſt Er. Ich

erkenne und fühle Ihn in jedem meiner Athemzüge. Wenn es so fortgeht, weiß ich nicht, was aus mir werden soll.

Die gute Mißtreß Pikford wacht unausgesetzt an meinem Bette. Auch dieser redlichen Alten ist die Lady ein unheimliches Wesen; tausend seltsame Geschichten hat sie mir von ihr erzählt, wenn ich ihr Glauben beimessen soll, so ist der Tod des Vaters meines Charles einzig das Werk dieser schwärmenden und überspannten Frau. Sie wünscht mit mir, sie zu entfernen, aber hiezu ist keine Aussicht; alles ist erreicht, was zu erreichen ist, wenn wir nur nicht vom Platze weichen müssen.

Wenn die Alte mich in Thränen sieht, ist ihr oft wiederholter Trostspruch: Gib dich zufrieden, mein Kind, es wird alles gut enden. Laß nur den zwölften Dezember vorüber sein,

das ist der Tag, wo der Vater starb; haben wir diesen bösen Tag hinter uns, so geht ein neues Leben für ihn und uns alle an. —

Noch sind zwei Monate bis zu diesem Tage.

Im Garten steht ein einsamer Pavillon. Er ist seit Jahren verschlossen. Auf der Treppe wuchert Gras, und vor dem Thürschloß rankt sich Epheu; ein stiller See breitet seinen Spiegel vor dem Hause hin, und gibt das Bild dieser düstern Einsiedelei wieder. Einst herrschte hier die Freude; alle Embleme des Schmucks der Wände deuten darauf, die heitern Farben sind aber erloschen, und aus den Vasen der kleinen Liebesgötter wuchert Gras. Hinter den erblindeten Fenstern sieht man die vergilbten Damastvorhänge, und die alterthümlichen Meublen mit ihren Goldleisten schimmern durch die Dunkelheit. Wenn man lange Zeit hineingeblickt, so

ſchwindet das Dämmerlicht, und man erkennt im Hintergrunde des Zimmers einen Kamin, dicht davor ein Ruhebett. Auf demſelben liegen einzelne Tücher in Unordnung hingeworfen, eine halb niedergebrannte Kerze ſteht auf dem Boden, und daneben eine Kohlenpfanne. Alle dieſe Zeichen des Lebens im verſchloſſenen Gemach erwecken ein eigenthümliches Gefühl von Grauſen. Ich habe oft ſtundenlang hineingeblickt, und immer geglaubt, Jemanden auf dem Ruhebette liegen zu ſehen. Oft war es mir ganz deutlich, als hinge ein Kopf mit langem Haar ſchlaff herab, und in den umgekehrten mir zugewandten Zügen lag eine gräßliche Aehnlichkeit von einer mir bekannten Perſon. Dann iſt's auch, als ginge Jemand im dunkeln Hintergrund des Zimmers auf und ab, und käme nur gerade ſo viel zum ſchwachen Lichte, daß ich den Zipfel

eines langen ſchleppenden Gewandes ſah, noch öfter glaube ich Stimmen zu hören — immer iſt es aber nichts als das bewegte Blut, das immer in Wallung geräth, ſobald ich dem Pavillon mich nähere. Niemand als ich kommt hierher. Charles hat dieſen Theil des Parks, ſeitdem er hier iſt, nicht geſehen. Ich wage nicht, ihn nach der einſtigen Beſtimmung des Hauſes zu fragen. Was wird es auch ſein; ein verlaſſenes Häuschen, wie es in den hieſigen Gärten ſo viele gibt. Es iſt nur ſonderbar, daß alles umher ein ſo phantaſtiſches Gepräge trägt, der See, die hohe alterthümliche Taxuswand, die Boskets, die zu einer wilden Höhe aufgeſchoſſen ſind, der faſt unwegſame Pfad. —

Einige Tage ſpäter.

Ich ertrage es nicht länger, daß er mich meidet. Auf alle meine Bitten nur die einzige kurze Antwort, in der er verſpricht, mich zu ſehen, ehe ich abreiſe. Aber wann? Es liegt mir wie eine Todeslaſt auf der Seele, daß ihn die Lady alle Tage ſieht und ſpricht, und ich nicht zu ihm gelange. Immer näher rückt der entſcheidende Zeitpunkt, und ich weiß nicht, wie es um ſeine Seele ſteht. Gut, gewiß nicht, denn ſonſt würde er das Licht des Tages nicht ſo ängſtlich ſcheuen; er würde nicht ſo viel bei ſeinen Büchern weilen, und vor allen Dingen, er hätte ſchon längſt nach Muſik verlangt. Seine guten Stunden waren immer die, wo die Geiſter meiner Harfe ihn zerſtreuten und aufrecht erhielten.

Das Geheimniß mit dem grauſenvollen

Gartenhauſe hat ſich mir gelöst. Ich hatte doch mit meinen Ahnungen und Phantaſieen Recht gehabt. In dieſem Hauſe iſt der Lord Palmſton geſtorben; dieſe Wände ſahen die ſchaudervolle That eines Selbſtmords. O möge dieſe Thüre ewig verſchloſſen bleiben, möge es nie in dieſen ſeidenen verblichenen Vorhängen rauſchen, nie eine behagliche Flamme im Kamin einen ſo entſetzlich entweihten Raum beleuchten und erwärmen. Dunkel, dreifaches Dunkel umgebe dieſen Platz, und dieſen See. Es möge ewig in den Gipfeln dieſer hohen Bäume rauſchen, warnend und wehklagend, damit der Fuß des ſcheuen Wanderers von dieſem Boden entfliehe, und ſein Ohr auch ohne Worte die Geſchichte einer ſchwarzen That vernehme.

Wie ängſtlich iſt mir zu Sinn, ſeitdem ich dieſes weiß. Wir hätten nie hierherkommen

müſſen! Weit, weit fort von hier. Dieſer Ort, und dieſe Frau — welche Erinnerungen, welche Mahnungen! Die Seele muß ſtark ſein, die ſolche Zauberbande keck zerreißt. Armer Freund; warum dir gerade, auf deinem ohnedies einſamen Pfade, dieſe unerträglichen Schreckniſſe! Beſſer von den lauteſten Gefahren umringt, im Gewühl einer Schlacht, im tobenden Gedränge eines Aufruhrs, als hier bei fürchterlicher lautloſer Stille von Geſpenſtern belagert.

Ich weiß, was ich thun will; heute, wenn er in's Dorf hinabgeht, den Weg am Fluß hin, werde ich ihn erwarten. Er hat es mir verboten, aber ich kümmere mich um kein Verbot; meine Angſt ſpottet aller Drohungen. Hat er mir nicht zugeſagt, mich ſehen zu wollen? Iſt er mir nicht Antwort ſchuldig, muß er mir nicht Rede ſtehen? Ach Victorine, auf dieſe wenigen

Worte, die ich dort mit ihm wechsle, kommt alles an. Wenn Gott mir dann nicht beisteht, mir schwachem Mädchen, so ist's um meine Zukunft, um mein Leben geschehen. Was soll ich, wenn ich ihn verliere? Warum erwachte ich aus dumpfen Träumen, warum werde ich durch ihn zu einem schönern Dasein gerufen, wenn ich nun so schrecklich einbüßen soll alles das, was ich gewonnen?

Georgette an Victorine.

Dein letzter Brief, meine Victorine, macht mir unnöthige Sorge. Ich möchte Deiner Liebe nichts abschlagen, und doch ist's unmöglich, daß ich zu Euch komme. Ist's noch nöthig, daß in meiner peinvollen Lage auch Ihr Euch gegen

meine Ruhe verſchwört, indem Ihr mir die Pflichten in's Gedächtniß ruft, die ich gegen Euch habe? Ach, ich kenne keine andere Pflichten, als die mich an ihn feſſeln. Er iſt in Gefahr, und ihr fragt, ob ich komme? Laß das, meine Liebe; fordert nichts Unmögliches von Eurer armen Georgette.

Geſtern habe ich jene Unterredung mit ihm gehabt, auf die ich, wie ich Dir ſchrieb, alle meine Hoffnung ſetzte. Urtheile ſelbſt, wie viel ich gewonnen. Dieſes unglückſelige Geſpräch wurde mit dem größten Herzklopfen begonnen, und als es geendet war, fühlte ich mich um keinen Athemzug leichter. Wohin wird das führen.

Wie ich mir vorgenommen, fand ich ihn am Bach an einer Stelle, wo eine einfache Bank als ein ſchattiges Ruheplätzchen für die

Leute, die zur Mittagzeit müſſen, eingerichtet iſt. Jetzt war es am Abend alſo ohnedies kühl; der Wind kräuſelte die gelben Herbſtblätter zu unſern Füßen, der Bach rauſchte ſtärker, von dem Regen angeſchwellt, den wir die Woche über gehabt. Er ſaß auf der Bank, und nicht die geringſte Miene von Unwillen ward auf ſeinem Antlitz ſichtbar, als er mich kommen ſah. Ach, du meine Georgette! rief er; das trifft ſich ja gut, ich wollte dich ſprechen, und jetzt habe ich dich in der Einſamkeit bei mir, wo wir ohne ſtörende Zeugen plaudern können.

Ich ſank zu ſeinen Füßen und legte mein Haupt auf ſeine Kniee. Er ließ mich eine Weile in dieſer Stellung, und ſah mit einem Blicke voll unbeſchreiblicher Zärtlichkeit auf mich herab. Seine Hand ſtrich leiſe das Haar aus meiner Stirne, und immer ohne ein Wort zu ſagen,

drückte er meine Hände und ſuchte ſie in den ſeinigen zu erwärmen. Steh auf, rief er endlich, der Boden iſt feucht. Das Jahr neigt ſich ſeinem Ende zu, wir werden bald im Dezember ſein. Er ſchauderte unwillkührlich, indem er das ſagte, und faßte mich feſt um den Leib und zog mich zu ſich auf die Bank. Ich wandte mich ſchüchtern nach ihm um und erſchrack, als ich ſeinem Blick begegnete. Es war nicht mehr daſſelbe Auge, der Strahl von Glück und Liebe war daraus entwichen, tief in der Höhle liegend leuchtete es in einem düſtern Glanz. Was iſt dir? rief er, warum blickſt du mich ſo forſchend an. Ich vermochte nicht zu antworten. Er legte ſeine Stirne ſanft auf meine Schulter; ich entdeckte, daß ſich ſtark graues Haar unter ſeine braunen Locken gemiſcht hatte. Die Wehmuth, der Schreck wollte mir das Herz brechen, in

dieſen wenigen Tagen hatte er ſich ſo verändert. Was mußte in ſeiner Seele vorgegangen ſein, was mußte er gelitten haben? Langſam richtete er ſich auf, faßte meine beiden Hände, ſah mich lange an und rief dann: du biſt wohl recht beſorgt um mich? Nein, erwiederte ich, ich weiß ja, daß dir keine Gefahr droht; warum ſollte ich um dich beſorgt ſein? — Du redeſt nicht wie dir um's Herz iſt, ſagte er langſam; ich weiß, daß du um mich beſorgt biſt. Dein Brief hat mir alles verrathen. — Mein Brief? O den ſchrieb ich, wie ich ſelbſt krank war. — Er ſchwieg eine lange Zeit, und ſagte dann: Ich will dir glauben; aber wenn du nicht um mich beſorgt biſt, warum reiſeſt du dann nicht ab? — Weil ich dich nicht allein laſſen will. — Ich bin nicht allein, haſt du die Lady vergeſſen? — Gerade die, rief ich lebhaft, mit ihr laß ich dich

nicht allein. — Du biſt ein Kind, Georgette. Niemand wird mich zu einem Entſchluſſe bringen, der nicht ſchon lange vorher in meiner Seele gereift iſt. — Welch' ein Entſchluß? rief ich ſtammelnd. — Laß uns davon ſchweigen, entgegnete er und ſah zu Boden. Wenn ich Luſt bezeigte mit dir zu ſprechen, ſo war es über andere Dinge.

Ueber andere Dinge? Und was kann in dieſem Augenblick wichtig genug ſein, um den einen Gegenſtand aus unſerm Sinn zu drängen?

Still, Georgette! Wenn du auf deinen Unarten beharrſt, ſo werde ich gehen. Von deiner Abreiſe laß uns ſprechen; denn reiſen mußt du. Denke an deine alte Mutter, an deine Verwandte. Wie willſt du dein langes Ausbleiben entſchuldigen? Du wirſt ſie alle gegen dich auf-

bringen, und dein künftiges Schickſal wird ein ſehr trauriges ſein.

Meine Mutter hat mir verziehen, entgegnete ich.

Wenn ſie das that, fuhr er fort, ſo geſchah es in der Vorausſetzung, daß du nun kommen werdeſt, ihr Alter zu pflegen der Troſt und die Erheiterung ihrer letzten Lebenstage zu ſein. Komm, Georgette, ſei ein gutes gehorſames Kind, geh' zu deiner Mutter zurück. Sie hat um dich geweint.

Warum willſt du mich ihr nicht wiederbringen? rief ich plötzlich, von einem glücklichen Gedanken begeiſtert. Du nahmſt mich aus meiner Eltern Hauſe, du mußt mich auch wieder dorthin zurückbringen. Willſt du, daß ich wie eine Verſtoßene zurückkomme, allein, mit Schande bedeckt?

Das will ich nicht, rief er lebhaft, und eine ſchöne Röthe bedeckte ſeine bleichen Wangen. Ich will mit keinem Unrecht gegen dich, armes Herz, belaſtet aus der Welt gehen. Schon lange ſind von mir Vorkehrungen getroffen worden, die deinen Ruf und dein künftiges Schickſal, ſo viel es in menſchlicher Macht ſteht, völlig ſicher ſtellen. Du ſollſt alles erfahren.

Ich will nichts wiſſen, du ſollſt mir nur das Eine ſagen, ob du ſelbſt mich zurück nach Deutſchland bringen wirſt.

Nein, mein Engel; fordre das nicht. Es wird mir unmöglich, dieſen Ort zu verlaſſen; allein ich will die meinen beſten Diener zur Begleitung geben, und die alte Mißtreß Pikfort ſoll ebenfalls mit. Das wird doch genug ſein zu deinem Schutze?

Und warum willſt du nicht ſelbſt reiſen?

Du fragſt ein wenig dreiſt.

Antworte mir.

Nun, Kind, weil ich ein unaufſchiebbares Geſchäft habe, das mich hier zurück hält. —

Kann ich nicht die Art dieſes Geſchäftes erfahren? —

Nein. —

Es herrſchte eine lange Pauſe. Er ließ meine Hand los, die er eben zärtlich gedrückt, und wandte ſich von mir ab. Ich ſah in ſeinem Geſichte Züge von Unmuth und Erſchöpfung. Ich wußte, daß er in dieſer Stimmung nichts weniger vertrug als ein fortgeſetztes Fragen. Am Anfange unſerer Bekanntſchaft hatte ich ihn oft durch vorſätzliche Störungen der Art geneckt, unſre Zwiſtigkeiten hatten alle faſt dieſen ſelben Grund. Die letzte Zeit, überhaupt da, wo meine

Liebe zum Bewußtſein gekommen, vermied ich nichts ſorgfältiger, als ſolchen kindiſchen Launen Gehör zu geben; es war daher ein doppelter Muth nöthig, in dieſem Augenblicke alle Rückſichten zu überwinden und nach einem ſo deutlichen abreißenden Winke dennoch in die Schranken zu treten. Mir fehlte der Athem, und ich mußte ein paarmal anſetzen, ehe ich die Worte hervorbringen konnte: Ich weiß, daß du mich nicht hören willſt, aber ich muß ſprechen.

Georgette! rief er drohend.

Mein guter Charles, rief ich leiſe, ich werde nicht reiſen.

Er wandte ſich wieder zu mir um, gleichſam wie fragend, und ich warf mich ihm an den Hals. Meine Thränen benetzten in Fülle ſeine Wange, ehe er ſich noch recht beſinnen konnte, wie ihm geſchehen. Ach, rief er, und wollte ſich

losmachen, was iſt nur das? Laß mich! — Laß mich! —

Nicht eher, rief ich, als bis du mir verſprichſt, daß du ſelbſt mich nach Deutſchland bringen willſt.

Nein, nein! rief er, und verhüllte ſein Antlitz in's Tuch. Gott, was machſt du mir das Leben ſchwer!

Das Leben? fragte ich.

Oder vielmehr den Tod, rief er ſchnell und heftig. Alſo doch! ſchrie ich, und hing mich mit aller Gewalt an ſeinen Hals. Charles, du willſt alſo doch ſterben!

Der Arzt, murmelte er, gab wenig Hoffnung für mein Leben.

Du lügſt, rief ich mit einer ſchrecklichen Stimme. Sieh' mir in's Auge!

Kannſt du ſagen, daß du unfreiwillig ſtirbſt?

Er erſchrack ſichtlich. Mein Auge durchbohrte ſein Inneres. Ich hatte plötzlich Macht über ihn bekommen, und nun war kein Gedanke mehr daran, daß er mir entſchlüpfte. Kannſt du das ſagen? rief ich.

Was heißt unfreiwillig? ſtammelte er.

Das will ich dir erklären, entgegnete ich, und es wurde mit einemmale ſo ſonnenhell in meinem Innern. Unfreiwillig heißt ſterben, wie jeder Menſch ſterben ſoll. Nicht nach ſeinem Willen, ſondern nach dem Willen deſſen, der ihm das Leben verliehe. Unfreiwillig iſt jener edle ſanfte, gotterfüllte Tod, wie ihn ein Herz voll Liebe und Glauben ſtirbt, ein Herz, das ſegnend von dieſer ſchönen Erde ſcheidet, auf der es herrlich gewirkt, und auf der es mit ſeinem Willen gerne noch bliebe, wenn nicht ein höherer Wille es anders beſchloſſen. Unfreiwillig ſollen

wir alle ſterben, ſonſt war unſer Leben ein vergebliches, ſonſt hat das zahlloſe Schöne und Gute keinen Eingang in unſre Seele gefunden, ſonſt haben wir an unſern edelſten Kräften ſchmählichen Raub begangen. Freiwillig ſterben aber heißt, den freien Willen auf die entſetzlichſte Weiſe zu der feigſten elendeſten Handlung mißbrauchen. Freiwillig ſterben dürfen wir auf Gebot des Höchſten, nur für andere, nie für uns ſelbſt. Das iſt eben das Grauſenvolle, wenn der Wille ſo frei wird, daß er ſich gegen Gott wendet, daß er ankämpft gegen die Geſetze, nach denen ſich der Wurm im Staube, wie die Sonne im Weltraum bewegt. Fluch, Fluch über dieſen freien Willen, der ſo wenig frei iſt, daß er ſeine ſchönſte Kraft der elendeſten Laune preisgibt! Geh' mit dem eignen Willen aus der Welt, erwarte nicht, bis ein höherer dich abruft,

zerſtöre dies, wie ein ſinnloſes erzürntes Kind eine ſchöne Blume zerſtört, vollbringe das Abſcheuliche, zerreiße alle Geſetze und Bande, die je Natur, Gott und Menſchenbruſt an einander knüpft, folge deiner unſeligen Laune, aber dann nenne deine That auch, wie ſie es verdient, das feigſte und ſchmutzigſte Verbrechen, das je ein Mann begehen kann.

Georgette! rief er mit einem ſonderbaren hohlen Klang der Stimme.

Rufe mich nicht an, entgegnete ich, ich habe nichts mit einem ſo feigen Geſchöpfe zu thun; ſage nicht, daß du mich geliebt haſt, ich müßte mich der Liebe eines ſolchen Mannes ſchämen. Mit welcher Seele haſt du mich geliebt, wenn dir dieſe ſelbe Seele jetzt ſo verbraucht, ſo dürftig, ſo unnütz erſcheint, daß du ſie wie einen Lumpen in den Schmutz wirfſt? Kann mir dieſe

Liebe ſchmeicheln, die mit Stumpfſinn und Ueberdruß Hand in Hand geht? Geh' mit dieſer Seele, die ſo arm iſt, daß ſie beim Tode bettelt. Warum betrogſt du mich, indem du mich glauben machen wollteſt, als hätteſt du Schätze des Herzens zu vergeben? Wenn du ſolche je beſaßeſt, wo ſind ſie denn geblieben? Wie dürfteſt du mit einem Gute, das der Bettler ſelbſt nicht für Gold hingeben würde, ſo tollkühn verſchwenderiſch umgehen, daß kein dürftiger Ueberreſt mehr geblieben iſt? Nein, du haſt mich nie geliebt!

Und doch, ſagte er, und blickte mir mit einem unbeſchreiblich wehmüthigen Ausdruck in's Auge.

Was that ich dir denn, rief ich, daß du mich ſo ſchrecklich beleidigſt?

Höre mich nur, Georgette — oder nein,

höre mich nicht. Ich ſchweige, du würdeſt mich doch nicht verſtehen! —

Warum nicht? fragte ich. Iſt denn dein Fall ſo unerhört. Biſt du der Erſte der auf —

Sprich es nicht aus, rief er, und faßte mich krampfhaft bei der Hand. Wozu das? Denke, daß wir einſt wieder vereinigt werden, daß wir uns wiederſehen, daß dann der trübe ſchwere Mantel von unſern Schultern gefallen ſein wird, und wir, frei von Schuld, einander in die Arme ſinken werden. O, träume mit mir ſo glücklichen Traum! Laß uns uns ein Daſein denken, fern, fern von dieſem dunkeln Planeten in Gefilden grenzenloſer Freude. Du wirſt mich dort nicht ängſtlich fragen, wie ich es angefangen, aus dem Gefängniß, in dem wir beide einſt ſchmachteten, zu entfliehen, du wirſt meine von Ketten befreite Arme ſehen, und Freudenthränen

an meinen Buſen weinen. Was iſt dieſer dunkle Moment Leben? Woher maßt er ſich das Recht an, für unſre ewige Dauer zu entſcheiden? Die Erde gibt uns nichts, was auf die Dauer den Durſt einer edlen Seele löſcht, warum ihr alſo ſo unbegrenzten Dank, ſo unausſprechliche Achtung zollen? Ein anderes Daſein iſt für uns bereitet! denke dir, mein Mädchen, das Entzücken, die Freuden dieſer herrlichen Exiſtenz ſo bald als möglich zu koſten. Unſre Liebe, war ſie uns hier ſchon ein Geſchenk guter Geiſter, wie köſtlich wird ſie ſich dort entfalten! mit welchen nicht geahneten Seligkeiten wird ſie uns dort überſchütten! Ach, wir werden ihren goldnen Becher leeren, ohne daß die Erwartung des bittern Bodenſatzes uns ſchreckt, unſre Geiſter werden, ohne die widrige Beimiſchung von Ueberdruß und Laune, ihre ſüße Vereinigung

feiern. Sieh, Georgette, das ſind Bilder, in deren Anſchauen du ſchwärmen ſollſt.

Ich weinte, während er ſo ſprach, leiſe fort. Er ſchwieg und preßte mich ungeſtüm an ſich. Nein, nein, rief ich und wandte mich von ihm ab; du überredeſt mich nicht. Ganz andere Vorſtellungen beſtürmen meinen gequälten Geiſt. Wenn du ſo von der Erde ſcheideſt, wie du dir es vorgeſetzt, werden wir uns nie wieder ſehen. Unſre Seelen werden im grenzenloſen Raume wehklagend irren, und keine wird die andere finden. Wir werden ewig für einander verloren ſein. Dein blutiges Verbrechen wird ſich zwiſchen uns legen. Gott, wie viel Elend für uns beide!

Halt ein, rief er, du quälſt mich und dich unnützer Weiſe.

Warum unnütz?

Weil mein Entſchluß feſt ſteht.

Ich warf mich ihm zu Füßen, ich umklammerte ſeine Kniee, ich überſchüttete ſeine Hand mit Thränen. Was ſoll das, Georgette, rief er; iſt es möglich, daß du ſo ſehr an mir hängſt.

Iſt es möglich, daß du mir das anthuſt, rief ich außer mir. Kannſt du ſo an mir handeln, an mir, die dir ihr Glück, ihr Leben geweiht hat, die bis auf den letzten Athemzug dir treu bleibt? Warum mein armes Herz mit dieſer Fülle von Entſetzen überſchütten; was that es dir, daß du es ſo ſtrafeſt?

Bedenke, daß es mein Geſchick iſt, erwiederte er dumpf, und wandte ſich weg.

Iſt's das, rief ich, ſo laß mich mit dir ſterben. Ein und derſelbe Tag rufe uns beide ab. Kannſt du nicht länger leben, fühlſt du, daß

du ſterben mußt, daß es kein Mittel gibt dich zu retten, ſo werde ich dir folgen.

Was möchteſt du? rief er zärtlich, und eine Thräne blinkte in ſeinem Auge. Ich nickte ihm ſtumm zu. Dieſes Opfer darf ich nicht ahnehmen, erwiederte er. Nach deinen Begriffen, wäre das eine groſſe Sünde, und fern ſei es von mir, das Herz der Unſchuld mit Sünden zu beladen. Er hob mich auf, nahm mich in ſeine Arme und hielt mich lange ſo umſchloſſen. Es war darüber Nacht geworden; eine tiefe Dunkelheit lagerte ſich um uns. Nur wie im Traume rauſchte der Bach und flüſterten die Weiden des Ufers. Einzelne Sterne brachen hervor, zu ihnen wandte er ſein Antlitz. Ihr dort oben, rief er leiſe, darf ich dieſes Opfer annehmen? Wie glücklich wäre ich, wenn ich es dürfte!

Die Sterne blinkten nicht mehr, eine Wolke hatte ſie verhüllt. Er ließ ſtumm ſein Haupt auf die Bruſt ſinken. Als ich ihn umarmen wollte, drängte er mich mit Gewalt fort. Geh', ſagte er, geh' nach Hauſe. Ich bedarf nach dieſem erſchütternden Auftritt der Ruhe, der Einſamkeit.

Verſprich mir, daß du mich morgen wieder ſehen und ſprechen willſt. —

Morgen — ja! du mußt aber den Gegenſtand des heutigen Geſprächs nicht erneuern, hörſt du! Wir wollen heiter und unbefangen ſein. Du bringſt deine Harfe mit; es muß ſich hier angenehm zuhören laſſen, am ſtillen Ufer dieſes Baches, der vielleicht ſchon manche Thräne in ſich aufnahm. Doch, mein Kind, verlaſſe mich.

Ich erhob mich, drückte ihm die Hand; ſie war kalt. Im Gehen wandte ich mich noch ein-

mal nach ihm um; es war mir, als wenn nicht er da ſäße, die gebückte Geſtalt eines Greiſes war in der Dunkelheit erkennbar. Ich wankte fort. Er rief mir nicht nach, er bat mich nicht zurückzukommen, wie er ſonſt wohl that, es blieb alles ſtill, und bald hatte die Nacht auch das kummervolle Bild verdeckt.

Lord Palmſton an Sir Walter Ralph.

Anfang Dezember.

Freund meiner Jugend, Genoſſe meiner glücklichen Tage — mein Uebel greift mir bis an's Herz. In der Einſamkeit der Nacht wende ich noch einmal mein Auge zu Dir. Deine lieben Züge, durch die Entfernung nicht geſchwächt, leuchten mit der ſüßeſten Erinnerung in mein

Herz. Freund, wenn dieses Herz aufhört zu schlagen, so sei gewiß, daß einer seiner letzten Pulse noch Dir geweiht war. Es naht der Tag, an dem mein Vater diese Erde verließ. Ich habe seine Papiere durchlesen, seine Briefe geordnet. Wie schwer dachte ich mir in den Tagen des Glückes dieses Geschäft, und wie willkommen, wie lieb ist es mir jetzt. Ich grolle ihm nicht, daß er mir ein Dasein gegeben, das so frühe die Vernichtung schon in sich trug; nur seinem Beispiel zu folgen war ich nicht im Stande. Mir wird kein jammervolles Opfer sein Geschick zuschreiben.

Nie hab' ich gewissenhafter mit den Minuten gegeizt wie jetzt; jede trägt auf ihrem enteilenden Fittich einen der Ewigkeit würdigen Gedanken mit sich. Wie die alten stolzen Könige, von denen die Sage berichtet, hülle ich mich, bevor

ich den Holzſtoß beſteige, in meinen ganzen königlichen Schmuck; meine Seele legt ihr reichſtes Feſtkleid an, und alle niedrige in Staub und Ueberdruß gehüllte Bilder bleiben mir jetzt, da ich ſchon die Stufen des Tempels betrete, fern. Verſprächeſt Du mir ein Paradies, Walter, ich kehrte nicht um, ja ich wendete meinen Blick nicht einmal rückwärts.

Die heftigſten körperlichen Schmerzen haben mich während des ganzen Herbſtes geplagt, jetzt ſind ſie von mir gewichen, ich fühle mich leicht wie nie. Was auch die Urſache davon ſein mag, ich ſehe es für eine glückliche Vorbedeutung an.

Von Georgetten habe ich Abſchied genommen. Ach, welch' ein Herz voll Liebe. Selbſt in die Nacht des Todes wollte ſie mir folgen. Welch' eine geheimnißvolle Kraft iſt die Liebe, Walter! Wer ſtellt ihr tiefſtes Weſen erſchöpfend dar.

Dieſes Band, das ich von Eigennutz und Leichtſinn gewoben dachte, bewährt ſich mir jetzt in den Stunden der Anfechtung als ein von Engelshänden gewirktes. Ich habe ſie hart behandelt, ſie verachtet, ſie von mir geſtoßen, ja ſogar einmal einen halben Vergiftungsverſuch mit ihr angeſtellt, und ſie iſt es, die jetzt mit aller Gewalt, deren ein Herz fähig iſt, mich im Leben zurückhalten will. Ich ſehe, wie ſie leidet, und ich kann doch nichts für ſie thun. Nimm Dich ihrer an, Walter, aber verſuche nicht ihre Thränen zu trocknen; ſie ſind zu aufrichtig gemeint, und zu tief entquollen, als daß ein Troſtſpruch nach gewöhnlicher Weiſe hier irgend etwas nützen könnte. Man muß ſie ihren Weg gehen laſſen, und von der Zeit alles erwarten. Wäre ſie ein britiſches Kind, ſo würde ich für ihr Leben fürchten, aber die deutſchen Mädchen,

hat man mich verſichert, haben mehr Energie, und ertragen größeres Leid.

Nun zu Dir, mein Walter. Deine Briefe, auf denen ich die Antwort öfters leider habe ſchuldig bleiben müſſen, haben mich herzlich erfreut. Die edle aufopfernde Freundſchaft, die Du meinem Bruder erweiſeſt, iſt nur die Fortſetzung derjenigen Gefühle, die Du gegen mich geäußert, und die das Glück meines Lebens ausmachten. Gibt es eine uneigennützige Liebe, ſo hat ſie in Deiner Bruſt für mich geglüht. Davon habe ich tauſend Proben. Auch die Schonung erkenne ich an, mit der Du in Deinen letzten Briefen vermieden haſt, von meinem jammervollen Zuſtande auch nur das kleinſte Wort zu ſagen. Du haſt wohl gethan, denn jede Erörterung, oder Erklärung, oder Entſchuldigung hätte meine ohnedies wunde Bruſt wie

mit Meſſern zerſchnitten. Wir können mit aller Anſtrengung der Kräfte höchſtens nur dahin gelangen, uns ſelber gerecht zu werden, wie vermöchten wir es gegen Andere? Wo wir zweideutig und unklar erſcheinen, muß der ſchöne Glaube unſerer Freunde an unſere innere Wahrheit uns zu Hülfe kommen, ſonſt verſinkt die ganze Welt in trübe Zweifel, und nirgends blickt das Vertrauen durch, das die beſſere Menſchheit ſich ſelbſt ſchuldig iſt. Es gibt Dinge, die ſtillſchweigend zugeſtanden werden müſſen, und wo jedes erklärende oder entſchuldigende Wort ein Verrath iſt.

Als wir noch in den Tagen unſerer Jugend und unſeres Glückes zuſammen waren, Walter, hielten wir es ſo mit einander; warum ſoll es jetzt anders ſein? Du haſt mir Dein ganzes Herz gegeben, zerſtückele nun die beſte Hälfte

nicht in thörichten Zweifeln. Erhalte mir Deine gläubige Liebe; die ungläubige nenne ich keine Liebe.

Nur noch ein Wort von Religion. Ich glaube, daß es keine zwei Menschen gibt, die einerlei Religion haben. Religion ist einzig Sache des Herzens, und welche Herzen schlagen ganz gleichen Takt, und harrten auch so bis an's Ende aus? Ich halte es mit der speciellesten Vorsehung, eine andere erscheint mir dem Wesen der Gottheit ungeziemend; und sonach wird Keiner von uns verloren gehen.

Wie ein Ermüdeter in ein erfrischendes Bad steigt, so ich in die Kühlung des Todes. Kein Wunsch, kein Verlangen mehr hier im Busen. Die Welt hat sich bei mir bis auf's letzte und kleinste Gefühl ausgespielt. Ach wie glücklich, diesem Zustand der Ermattung entfliehen zu

können! Ich werde zum letzten Male die Sonne steigen, das unruhige menſchliche Treiben beſcheinen, und dann ſinken ſehen, um für mich nicht mehr zu erſtehen. Sei es darum! Für Dich, mein Walter, für Euch, Ihr Glücklichen, gehe ſie noch oft und ſegensreich auf. Ihr bedürft des goldenen Lichtes.

Erinnerſt Du Dich noch des Tages, wo wir beide in den Trümmern Roms umherſchwärmten? Wie dieſe ehrwürdigen Ueberreſte Dich ſtaunen machten, und Du den glühenden Wunſch empfandeſt, mit jenen Helden der alten Zeit eine Stunde, auch nur wenige Augenblicke zu durchleben. Ich nannte dieſen Wunſch thöricht, jetzt beſchäftigen mich oft ähnliche Bilder und Träume. Ich ſehe ſie, die das Entzücken und der Stolz der Welt waren, ich ſehe ſie in lang geſchaarten Zügen an meinem geiſtigen Blicke

vorüber wandeln; scheu und bebend wage ich es, mich an ihren Reihen zu schließen, und sie, die Himmlischen, die Vollendeten stoßen meine zudringliche Verehrung nicht von sich. Von ihren unsterblichen Lippen klingen in ewigen Harmonieen die goldenen Lehren, die hier mich mit Wonne durchschauerten, nur reiner, geläuterter, als ich sie hier hörte und faßte. So soll es denn auch sein. Meine Träume sollen Wahrheit werden.

Lebe wohl. —

Georgette an Victorine.

Den 10. Dezember.

Ich fliehe wie ein gejagter Vogel durch's Haus — nirgends Ruhe, nirgends ein

Winkelchen, wo ich raste. Dabei eine grausenvolle Stille. Nichts regt sich im Hause; aber gerade dadurch wird mir Todesangst. — — Sieh, kaum habe ich diese Zeilen flüchtig hingeworfen, so treibt's mich wieder in den Vorsaal, von da in den Garten, ich durchlaufe eine Menge Zimmer und lausche ängstlich in jedem derselben ein paar Sekunden. Es stürmt draußen und ein kalter Regen prasselt an die Fenster! Der Himmel grau, die Erde grau, schwarz und entlaubt die Bäume, nirgends Licht, nirgends Hoffnung! Und bei allem dem der zehnte Dezember! — Victorine, ich kann's nicht mehr ertragen! Ich kann's nicht mehr.

Wärst Du da — wäret Ihr hier! nur Einer von Euch, der gleichgültigste, der unbedeutendste, daß nur ein fremdes Gesicht mir gegenüber stände! Aber immer allein mit meiner Unruhe;

immer allein mit den Bildern des Schreckens, die mir das Blut erſtarren machen.

Ich habe ihn ſeit faſt acht Tagen nicht mehr geſehen. Geſtern treibt's mich in den Garten. Es war Schnee gefallen, und ich glaubte zu bemerken, daß leichte Spuren bis zum Pavillon hinlenkten. Alles, was ſich auf dieſes entſetzenvolle Gebäude bezieht, macht meine Phantaſie rege. Ich fliehe mit ſtockendem Athem, aber plötzlich hemme ich meine Schritte, wie ich dicht vor dem Hauſe ſtehe. Es iſt mir, als riefe eine Stimme, daß ich nicht wagen ſolle nur einen Schritt weiter zu thun. Ich zittere und drücke meine glühende Stirn an einen naßkalten Baumſtamm. Die Zweige ſchlagen im Winde zuſammen, der ſchwarze Spiegel des See's ſieht von ſeinen weißen Ufern grell eingefaßt, wie ein geſpenſtiſches Auge aus der Tiefe hervor.

Endlich wanke ich vorwärts, halte mich an der Einfaſſung des Fenſters, und blicke ſtarr hinein. Ich erſchrecke ſchon, da ich den Vorhang jenſeit aufgezogen finde — ſchon wieder die alte gräßliche Erſcheinung mit dem liegenden Menſchen, dem verdrehten Antlitz. Aber im Kamin iſt Feuer, das Licht iſt vom Boden entfernt und ſteht auf einem Stuhle ſeitwärts. Es muß Jemand in dem verſchloſſenen Hauſe geweſen ſein. Indem ich noch ſo ſtehe und ſinne, bewegt ſich das Antlitz. Es öffnet die Augen und ſieht mit einem erloſchenen Blicke zu mir herüber. Ach, Victorine, dieſen Blick beſchreibt keine Sprache! Mein Blut erſtarrte zu Eis. Ich erkannte Ihn! Aber welch' ein Antlitz! Entſtellt, ergraut, verzerrt, jeder Lebensempfindung beraubt, verfallen den Todesmächten — eine Larve des Grabes. Ich that einen lauten Schrei

und ſank zu Boden. Die Kälte, der Schnee brachten mich wieder zur Beſinnung; von neuem raffte ich mich auf, und ſtarrte in's Fenſter. Immer daſſelbe Bild. Noch immer der ſterbende Blick! Ich wollte rufen, aber mir fehlte die Stimme, ich brachte nur einen wimmernden Laut hervor. So am Fenſter angekommen blieb ich, ich weiß nicht wie lange; ein Ruf tönte mir in's Ohr, es war die Stimme der alten Mißtreß Pikford, die mich überall geſucht hatte. Wie ſie mich am Arme fortzerrte, hatte ich nur die Kraft zu fragen: Iſt er todt?

Wer? rief ſie leiſe.

Ich zeigte auf den Pavillon und das Fenſter. —

Behüte Gott, entgegnete ſie. Wir haben die Hoffnung, ihn bald völlig geheilt wiederzuſehen. Wenn nur der gewiſſe Unglückstag vorüber iſt.

Aber ich ſah ihn doch drinnen?

Gewiß. Er lebt ſchon ſeit ſechs Tagen in dem Häuschen.

Kann ich nicht zu ihm?

Wo denken ſie hin, meine kleine Tochter. Er ſchließt regelmäßig ab, und ich wüßte Niemanden, den er während der ſechs Tage eingelaſſen hätte.

Auch die Lady nicht?

Nun freilich die wohl. Ja ich habe manchesmal gedacht, wenn ich ſie ſo in der Abenddämmerung den Weg hierher einſchlagen ſah — ach thäteſt du doch einen Fehltritt, edle Dame, und lägeſt im See, und zöge dich Niemand aus ſeiner dunkeln Tiefe wieder hervor. Das wäre ſo eine Speiſe für den See.

Ich ſchauderte zuſammen, preßte mich an die Alte, und dieſe fragte mich raſch und leiſe:

Was iſt dir? Meine zitternde Hand bezeichnete einen Bogengang vor uns. Ach! rief die Alte, ſie kommt! Laß uns zur Seite gehen.

Nein, entgegnete ich, Fliehen iſt meine Sache nicht. Ich trete ihr in den Weg, und da wird ſich zeigen, wer von uns beiden die Schwelle des Pavillons betreten ſoll.

Die Alte erſchrack heftig. Biſt du toll? rief ſie. Hier in dieſem ſtillen Garten ein ſolcher ſeltſamer Kampf.

Warum nicht? entgegnete ich. Die Lady kam unterdeſſen näher. Sie hielt den Blick ſtarr vor ſich hin gerichtet, und ſchien nichts um ſich her zu ſehen. Ein weißer Pelzmantel hüllte ſie ein; ihre Arme waren auf der Bruſt zuſammengeſchlagen, ſie ſchien zu wachſen, indem ſie näher kam. Die ſchwarzen Stämme und Zweige bildeten eine Einfaſſung zu dieſem

Bilde; es war die lebendig gewordene Bildſäule des Todesengels. Sie trat aus dem Bogengang heraus, und der Weg führte ſie an uns vorbei. Ihr Blick veränderte nicht ſeine Richtung, er war auf den Pavillon gerichtet. Sie ſchritt vorwärts, nur war einige Eile in ihrem Gange zu bemerken. Wie ſie am See vorbei mußte, trat ich hervor. Sie blieb einen Augenblick ſtehen, und fragte mich, was ich wolle.

Ich muß ſie inſtändigſt bitten, rief ich, nicht in jenes Haus zu kommen, denn der da drinnen ruht, iſt gefährlich krank.

Das weiß ich, erwiederte ſie und drang vorwärts.

Ihr Anblick wird ihn tödten, rief ich.

Wiſſen ſie das ſo beſtimmt? entgegnete ſie höhniſch.

Wer gehört hinein, ſchrie ich ängſtlich, ſie

oder ich? Sie, die ihm den Tod bringen, ich, die ihm Leben geben möchte.

Sie schwärmen, Miß, rief sie kalt. Lassen sie mich gehen.

Tödten sie mich früher, ehe sie ihn tödten!

Die Lady sah sich um: Mißtreß Pikford, nehmen sie diese junge Dame mit sich. Sie ist krank; haben sie Achtung auf sie.

Die gute Alte kam herangeeilt. Es ist seltsam, alles gehorcht hier dieser Grabeskönigin. Nein, nein, schrie ich, ich lasse mich nicht fortbringen. Hier, hier ist mein Platz, diese Schwelle vertheidige ich als mein Heiligthum.

Albernes, thörichtes Geschöpf, rief sie, faßte mich am Arm, und mit einer Kraft, der ich nicht gewärtig war, warf sie mich aus dem Wege. Einen Augenblick darauf war sie im Pavillon verschwunden. Ich lag, durchzittert

von Fieberfroſt, auf dem Wege. Mehr todt als lebendig brachte mich die gute Alte in mein Zimmer.

Jetzt iſt alles, alles hin, Victorine. Ich habe keine Hoffnung mehr, keine! Bete für mich, mit mir ſteht es übel, ſehr übel. Arme Victorine, wenn Du mich liebſt, wie ſehr mußt Du jetzt leiden.

Ich kann und werde ſeinen Tod nicht überleben.

Der Arzt Lord Palmſton's an Sir Walter Ralph.

Palmſtonhouſe.

Wenn Sie dieſe Zeilen empfangen, edler Sir, ſo iſt ein ausgezeichneter Menſch weniger auf dieſer Erde.

Der Lord ſtarb am zwölften Dezember. Er hatte Gift genommen. Meine Rettungsverſuche kamen zu ſpät.

Es gereiche Ihnen zum Troſt, edler Sir, daß Ihr Freund auch ohne dieſes gewaltſame Mittel nur kurze Friſt länger gelebt. Das Uebel ſeines Vaters hatte ſich bei ihm zu einer ſo gefährlichen Höhe ausgebildet, daß alle Kunſt des Hippokrates ihn nur hätte hinhalten, nicht völlig herſtellen können.

Die Lady Fitz-Gerald verließ das Landhaus denſelben Morgen, als er ausgeathmet hatte.

Mit großer Anſtrengung haben wir von der Leiche ein junges Mädchen entfernen können, die ſeit mehreren Jahren ſeine Geſellſchaft ausmacht, und die aus Deutſchland ſtammt. Sie machte geſtern Abend einen Verſuch ſich ſelbſt zu entleiben, der aber fehl ſchlug. Jetzt iſt ſie unter

ſtrenger Aufſicht, und wie man mir ſagt, hat ſie Papiere, die dahin lauten, daß dieſe Verwaiſete bei Ihnen, Sir, eine Zuflucht findet. Zur gehörigen Zeit, wo die Arme wird reiſen können, bringt ein dazu Beauftragter ſie zu Ihnen. Ihr Zuſtand erfordert die zarteſte Aufmerkſamkeit, ſonſt ſtellt ſich unfehlbar Wahnſinn ein.

Ich bin untröſtlich, edler Herr, Ihnen dieſe betrübenden Nachrichten geben zu müſſen; aber mein Pflichtgefühl gebietet, Sie keiner beunruhigenden Ungewißheit über mein Betragen bei dieſem Falle auszuſetzen.

Uebermorgen erfolgt die Beſtattung des Todten in der Familiengruft der Lord Palmſtone in — ſhire. Die Papiere des Verſtorbenen folgen unter Ihrer ſpeciellen Adreſſe.

Friede ſeiner Aſche! —

Ein Fasching in Wien.

Ein

Faſching in Wien.

Von

A. von Sternberg.

Wien, 1851.
Jasper, Hügel & Manz.

LANDES-
BIBLIOTHEK
SCHWERIN

Inhalt.

Seite

Breslau. Die Reiterstatue Friedrich des Großen von Kis. — Der Blücher Rauch's — Ein Buchhändler und eine Schriftstellerin 1

Wien. Die Stadt. — Die Vorstädte — Erste Eindrücke — Die Bevölkerung — Die Gasthäuser 22

Die Kaffeehäuser — Der Zeitungen. — Politik. — Preußen. Oestreich. — Rußland 50

Die Theater. — Die Literatur 80

Der Hof und die Gesellschaft 103

Noch etwas über's Theater. — Gemäldesammlungen . . . 153

Schluß 188

Breslau.

Die Reiterſtatue Friedrich des Großen von Kiß. — Der Blücher Rauch's. — Ein Buchhändler und eine Schriftſtellerin.

„Ein Augenblick Ruhe! Eile ſie zu genießen!“ ruft der Engel dem auf der Flucht begriffenen Mohamet zu. „Ein Augenblick Ruhe; eile ſie zu genießen!“ ruft ſich jetzt Jeder zu, den es gelüſtet den heimathlichen Herd auf einige Zeit zu verlaſſen um die Fremde aufzuſuchen. Wer ſagt uns wie bald ſchon wieder die Dämonen von ihren Ketten ſich losreißen und wieder eilen die Welt in Brand zu ſtecken! Vollkommene Ruhe, jene elegiſche Ruhe, wie ſie mit Yorick in den Reiſewagen ſtieg, jene Patriarchen-Welt voll Sicherheit und feſtlicher Stille wie ſie der wandernde

Goethe ſchildert, iſt für unſer Geſchlecht nun und nimmer zu erwarten; alſo es bleibt bei dem „Augenblick Ruhe! — Eile ſie zu genießen.“

Man hat ſo viel über die proſaiſche Beförderungsart der Eiſenbahnen geſprochen; es iſt wahr, der Reiſende wird einballirt, mit einer Nummer verſehen, und am Ort ſeiner Beſtimmung wird er ausgepackt, die Nummer wird ihm wieder abgeriſſen, und er hört auf Waarenballen zu ſein, und wird wieder Menſch; aber man hat nicht bedacht, daß dieſer Waarenballen mit dem Aeußerſten an Schnelligkeit weiter gelangt, und daß der Reiſende an Zeit gewinnt, was er an Poeſie und Reiſeabenteuer verliert; daß er in wenig Tagen ein halbes Dutzend großer Städte und mit ihnen die Märkte der eben in Geltung getretenen Zeitideen und Zeitſchöpfungen zu ſehen bekommt, daß, wenn er den letzten Tag ſeiner Reiſewoche beſchließt, er im Stande iſt, eine prächtige Karte vor ſich auszubreiten, auf welcher faſt alle Merkwürdigkeiten der Kunſt und des Verkehrs des alten Europa verzeichnet ſtehen. Was hätten unſre Vorfahren für eine ſolche Reiſewoche

gegeben, deren Reſultate ſie auf dem mühſeligſten Wege oft nicht einmal im Laufe eines ganzen Menſchenlebens erzielten. Die Poeſie dabei iſt zum Glück eine Gottheit, die nie Bankerut macht; was ihr auf der einen Weiſe entzogen wird, bringt ſie auf andrer wieder ein. Dieſe Gedanken tröſteten mich, als ich im Coupé eingeſperrt, durch die hellen Spiegelſcheiben meines ambulanten Kabinetchens nichts weiter von der Welt erblickte, als die in Pelzſtiefel gehüllten Beine eines der Conduktöre, der oben auf der Warte des nächſt angrenzenden Waggons ſeinen angewieſenen Platz hatte. Mit großer Regelmäßigkeit, wann die Glocke der Station ertönte, wickelten ſich dieſe Beine von ihrer Umhüllung los, und kletterten die ängſtlich ſteilen Tritte hinab; wenn der Pfiff der Weiterfahrt ſich gellend hören ließ, waren auch gewiß die Beine da, die in die verlaſſenen Pelzſtiefel wieder hineinfuhren. Ich habe den Mann nicht geſehen, allein unbedingt würde ich ihm das Zeugniß ausgeſtellt haben, daß er ein pflichtgetreuer Beamter ſei; dies hatte ich ihm an den Beinen abgeſehen.

Breslau iſt eine alte Stadt, allein ſie iſt keine intereſſante alte Stadt, wie zum Beiſpiel Nürnberg oder Prag. Das bloße Altſein gibt bekanntlich weder bei Menſchen noch bei Städten die Berechtigung, daß man ſich mit ihnen beſchäftige; und dann iſt Breslau eine ſaleppe Stadt; ſie befindet ſich in dem Zuſtande ewiger Unreinlichkeit. Die Straßen ſind eng, ſchlecht gepflaſtert, die Häuſer dunkel und ſchmutzig und durch dieſe engen Räume bewegt ſich eine Bevölkerung, die wo möglich noch dunkler und ſchmutziger iſt. Es iſt ein unerfreulicher, peinvoller Anblick. Iſt's nun die Armuth, oder iſt's das ſich Gehenlaſſen einer verwilderten Bevölkerung, das die Population Breslau's ſo unerfreulich erſcheinen läßt? Ich glaube Beides zuſammen. Die Bevölkerung einer Stadt kann ſich nach und nach gewöhnen, ewig im Schlafrock und Pantoffeln herum zu laufen, nie eine anſtändige Kleidung anzulegen; ſo erſcheint mir auch Breslau; nur daß zum Schlafrock noch zerriſſene niederhängende Strümpfe, ein ſchmutziges Hemde, und durchlöcherte Pantoffeln kommen. Die Ta-

vernen und Bierſchenken ſind von früher Abendſtunde bis zum Morgen immer gefüllt, und nirgends hab' ich ſo viele Betrunkene geſehen, als in den Straßen Breslau's. Selbſt das ſonſt ſo elegante preußiſche Militär verliert hier in Etwas ſein Lüſtre. Keine ſchöne Equipage gibt Zeugniß, daß der reiche ſchleſiſche Adel hier in der Nähe iſt, wenn er ſich auch nicht in der Stadt ſelbſt aufhält, was ihm nicht zu verdenken iſt. Den Fürſtbiſchof ſuchte ich vergeblich anſichtig zu werden; er hatte gerade eine kleine Amtsreiſe angetreten. Man ſagte mir, daß er in ſehr triumphirender Laune ſei, weil es ihm, wie bekanntlich gelungen, es durchzuſetzen, Feldaltäre für die katholiſchen Soldaten errichten zu laſſen. Man muß es der alleinſeligmachenden Kirche laſſen, daß ſie keinen Augenblick die Hände müßig in den Schooß legt, ſondern unabläſſig thätig iſt, für die Ihrigen zu ſorgen.

Auf dem Markte ſteht die Reiterſtatue des großen Friedrich, ein Werk des Berliner Bildhauers Kiß. Friedrich iſt mit dem Purpurmantel bekleidet, und ſtreckt die Rechte befehlend

aus. Das Pferd iſt in ruhiger Stellung. Das Ganze iſt etwas froſtig. Wenn Kiß bei ſeiner „Amazone“ zu viel modern-franzöſiſche Lebendigkeit verſchwendet hat, ſo daß es faſt Grimmace geworden, ſo hat hier eine unkünſtleriſche Starrheit Platz gegriffen, die vielleicht impoſante Einfachheit vorſtellen ſoll. Es fehlt alle Begeiſterung des Künſtlers für ſeinen Gegenſtand; ſo iſt Friedrich gewiß nicht ſiegend in die Hauptſtadt eines Landes eingezogen, das ſeinem Heere Ströme Bluts gekoſtet, auf das der ſiegende preußiſche Adler mit ermüdeten, faſt geknickten Fittichen ſich niederſenkte. Es müßte beim König etwas von allem Dieſem zu finden ſein; wie viel nun gerade, das iſt dem feintaſtenden Sinne des wahren Künſtlers überlaſſen. Ein König in Erz kann ſchon ungeſtraft Hohn und Siegerfreude ausdrücken, der lebende muß raſch zu Milde und Huld übergehen. Wozu ſetzt man Denkmale, wenn ſie nichts ſagen? höchſtens in der Bilderfiebel der Weltgeſchichte bedeutungsloſe Illuſtrationen ſind. Man ſehe wie Falkonet's Peter der Große — ein Werk, als Kunſtgeſtaltung vielleicht manchem

Tadel unterworfen — mit göttlicher Siegesfreude auf ſeine Schöpfung, auf dieſe, dem Nebel, dem Sumpf und der Oede entſteigende Rieſenſtadt hinblickt! Man ſehe die prächtige Geſtalt des großen Kurfürſten auf der Berliner Brücke, voll prägnanten Herrſcherbewußtſeins in Miene und Stellung. Dergleichen Standbilder verdienen ihr unverwüſtliches Material, während wenn eine kleine magre Idee von Erz oder Marmor umpanzert wird, das Standbild zu ſeinem eignen Leichenſteine wird. Dann gibts heutzutage auch eine Statuenmacherei, wie es eine Büchermacherei gibt. Wie Vielſchreiber in der literariſchen Produktion beſtehen, ſo haben wir ebenſo eine abgenützte oder abnutzende Vielſchöpfung von Bildwerken. Man ſehe nur, was aus den Werkſtätten von München für ein ſteinerner Pöbel alljährlich hervorgeht! Dieſe geharniſchten Ritter und Königsbilder, dieſe Dichter und Philoſophen, die Rollen Papier tragen, oder mit Lyra und Blumenkranz ihr Weſen treiben, die dutzendweis auf Beſtellung bald hier, bald dort auf den Marktplätzen der Städte hervortauchen. Man hört nicht,

daß ſie irgendwie nachhaltige Wirkung äußern. Sie ſind weder ſchön noch häßlich, ſie ſind weder todt noch lebendig, ſie erfreuen Niemand, aber ſie beleidigen auch Niemand, mit einem Worte: ſie ſind nicht nothwendig; ſie ſind einmal da, man läßt ſie ſtehen; aber wenn ſie nicht da wären, Niemand würde ſie vermiſſen. Das iſt der Fluch jeder modiſchen eitlen Produktion, die keine Miſſion hat. Wer ſpricht noch von der Walhalla? Und mit welchen Poſaunenſtößen trat ſie in's Leben. Es war eben auch nur eine Statuenmacherei. —

Das zweite Bildwerk, das Breslau's Mauern einſchließen, iſt die Blücherſtatue von Rauch. In Berlin hat derſelbe Künſtler denſelben Gegenſtand aufgeſtellt, doch möchte ich der Breslauer Statue den Vorzug geben; obgleich der Körper hier eine ängſtliche Länge hat, wahrſcheinlich um das Verſchreiten und den Geſtus des begeiſterten ſich Erhebens anſchaulicher zu machen. Die Geſtalt iſt nun auch allerdings voll Leben, und der vorgeſtreckte Arm iſt voll Wirkung. Die vortheilhafteſte Anſicht gewinnt man unſtreitig, wenn

man ſich an die Seite des Sockels ſtellt, auf welchem die Jahreszahl befindlich. Am übelſten nimmt ſich die Figur von der Rückſeite aus, da häuft ſich der Faltenwulſt des Mantels auf eine widrige Weiſe zuſammen, und gibt der Geſtalt ein unförmliches Anſehn. Derſelbe Uebelſtand iſt faſt bei allen Rauch'ſchen Kriegerſtandbildern zu tadeln. Die Geſtalten Scharnhorſt's u. Gneiſenau's an der Hauptwache zu Berlin zeigen vom Rücken aus geſehen dieſelbe Unform; der Berliner Blücher nicht minder. Man begreift, daß die moderne Bekleidung den Mantel ſehr wünſchenswerth für den plaſtiſchen Künſtler erſcheinen läßt, allein Rauch macht einen zu opulenten Gebrauch von ihm; er drückt damit ſeine Figuren nieder. Schadow's Statue Ziethen's auf dem Wilhelmsplatz hat keinen Mantel, nur das übergeworfene Huſarenjäckchen, und wie vollendet, wie lebendig, wie künſtleriſch ſchön und charakteriſtiſch durchdacht ſteht ſie da. Rauch iſt übrigens noch anderswo mit ſeinem Mantel, den er nun einmal nie ablegt, aufgetreten, nämlich bei dem liegenden Marmorbild des verſtorbenen Königs Friedrich

Wilhelm III. in der Grabkapelle zu Charlottenburg. Dieſe mit dem Militärmantel völlig überdeckte, ganz moderne Geſtalt, paßt wenig zu der mit der möglichſt geringen Draperie, in griechiſchem Style bekleideten Königin dicht daneben. Allein man geſteht dem großen Künſtler gern zu, daß hier faſt unüberwindliche Schwierigkeiten zu beſiegen waren. Der Geſchmack in allen Künſten, vorzüglich in der Skulptur, hatte in dem Zeitraum, der zwiſchen dem Tode der Königin bis auf den des Königs lag, einen ſolchen Umſchwung genommen, oder hatte eine ſolche Wandlung erlebt, daß kaum eine Vermittelung möglich war. Die Canova'ſche Schule war zu Grabe getragen worden, und das im Charakteriſtiſchen bis zum Bizarren und geradezu Unſchönen ſich gefallende moderne Prinzip hatte ſich Geltung verſchafft. Um keinen Preis der Welt hätten die Berliner ihren König in Gaze oder Schleier gehüllt, mit dem Diadem des Seſoſtris, oder mit dem antiken Stirnband des Agamemnon geziert daliegen ſehen wollen, und ſo hätte er doch bekleidet ſein müſſen, wenn er mit dem Bilde der Königin hätte übereinſtimmen ſollen.

Von den Steinbildern will ich zu den lebenden Menſchen Breslau's übergehen. Ich ſuchte den Buchhändler Joſeph Max auf, er war mehrere Jahre hindurch ein treuer, bewährter Freund Henriette Paalzow's, und wie er mir jetzt mittheilte, beabſichtigt er auch den reichhaltigen Briefnachlaß der Verſtorbenen herauszugeben. Es war mir wohlthuend, von der würdigen Frau würdig ſprechen zu hören. Herr Max gehört zu den Buchhändlern, die nicht bloß ihre Druckereien in Bewegung ſetzen, um ſo und ſoviel Bücher in die Welt zu fördern, ſondern die ſich bemühen, geiſtig Theil zu nehmen an dem Wirken und Schaffen der Autoren, die ſich ihm anvertrauen. Er geht mit ihnen gleichſam einen Weg; die Ehre, die den Autoren zu Theil wird, iſt auch die ſeinige, der Ruhm, den ſie erndten, macht ihn ſtolz, die Mißkennung, die ein tüchtiges Talent erfahren muß, betrübt ihn. Auf dieſe Weiſe hat er ſich auch der Frau, die ich eben genannt, auf ihrem literariſchen Wege eng angeſchloſſen, und mit ihr über die Perſönlichkeiten, über die Vorfälle und Ereigniſſe des Tages correſpondirt.

Henriette Paalzow war eine durchweg edle Natur; ſie iſt, was Wenige wiſſen, die jetzt ſchonungslos über ihre Schriften abſprechen, nachdem ſie ſie wenige Jahre vorher faſt abgöttiſch verehrt haben — durch eine ſo harte Schule des Leidens gegangen, daß unſer inniges Mitleid und unſere Bewunderung gleichmäßig ihr als Zoll der Erinnerung gebühren. Ein nicht endendes körperliches Leiden gönnte ihr keinen ſchmerzloſen Tag; dennoch war ſie die Geduld und Ergebung ſelbſt, und hatte für ihre Freunde immer Troſt und Zuſprache in Bereitſchaft. Aus Ueberzeugung religiös, hatte ſie nichts von dem Weſen einer Frömmlerin an ſich; man fühlte, daß ſie im Beſitze eines himmliſchen Balſam's war, der jede, noch ſo brennende Wunde zu kühlen vermag, aber ſie ſprach nie prahlend von dieſem Balſam, ſie pries ihn nie mit gottſeliger Marktſchreierkunſt der Welt an. Man konnte wohl von ihr gehen, unberührt vom Sprühregen des Geiſtes; denn was die Menge eine „geiſtreiche Frau“ nennt, war ſie nicht; aber man ging nie von ihr, ohne ſich durchwärmt zu fühlen vom „Seelenſonnenſcheine.“ Was ihre

Schriften betrifft, ſo hat man ihren Werth anfangs überſchätzt, ſpäter wieder über Gebühr herabgeſetzt. Sie war eine feine, bildende Natur, die die poetiſche Schönheit vorzüglich in der Ordnung und in der Eleganz ſuchte. Sie faßte einen Plan und baute ihn bis in die kleinſten Theile hin ſimmetriſch aus, dann ging ſie mit Behaglichkeit daran, das Gebäude hinzuſtellen. Ohne Begeiſterung, aber auch ohne Erſchöpfung, konnte ſie Wochen, Monate lang fort arbeiten. Die Vorfälle des Tages, die Beſuche ſtörten ſie nicht. Nie gab es Sprünge — aber auch nie Lücken in ihrer Arbeit; bis auf das letzte Wort der letzten Zeile nahm alles ſeinen wohl ausgeſonnenen, gleichmäßigen Gang. So erſcheinen dieſe Romane, glücklich in der Erfindung, fein in der Malerei, vorwurfsfrei, was die Forderung der conventionellen Moral und der herrſchenden Inſtitutionen der Geſellſchaft betrifft, als werthvolle Kunſtſchöpfungen und werden immer einen ehrenvollen Rang in der Literatur behaupten.

Eine buchhändleriſche Bemerkung des Herrn Max zeigte mir übrigens wie wenig oft die

Journalanpreiſung und das reichlichſt geſpendete öffentliche Lob eines Autors mit den geheimen Regiſtern der santa Casa des Buchhändler-Comtoirs übereinſtimmt. So hätte man glauben ſollen von dem Romane Fanny Lewald's „Prinz Louis Ferdinand" der ſo beredt die Grundſätze und das Syſtem der „Männer der Bewegung" zu verbreiten ſucht, nicht allein die zweite, ſondern baldigſt auch die dritte und vierte Auflage erſcheinen zu ſehen; ſtatt deſſen weiſen die unerbittlichen Regiſter von dem Tauſend der Auflage noch ein paar Hundert Zurückgebliebene nach. Hoffentlich wird Fräulein Lewald dies für keinen Beweis des geringer anzuſchlagenden Werths ihrer Schriften halten, wie es denn auch wirklich kein Beweis iſt. Die Schriftſteller wiſſen ſich in ſolchen Fällen immer zu tröſten.

Zu den vormärzlichen Talenten, die über den ſchlimmen März ſo gut es geht hinwegzukommen ſuchen, gehört auch Ida Düringsfeld. Früher rangirte ſie vollſtändig zur Salon's-Literatur, und ihre Produktionen näherten ſich denen der Gräfin Hahn-Hahn. Es galt nun beim eiligen Hinüber-

ſchlüpfen über die enge ſchmale Brücke des März das Schmuckkäſtchen der Poeſie ſo zu retten, daß man allenfalls die unmodiſch gewordenen Diamanten jenſeits in eine neue Faſſung bringen konnte. Wenn nur überhaupt Diamanten da waren. Ida Düringsfeld hat ſich ganz gut geflüchtet; ihre neueſten Gebilde haben den Salon verlaſſen, und geben frei aufgenommen Zuſtände und Menſchen, wie ſie ſie gerade gefunden. Somit iſt ihr eine Zukunft geſichert. Die Gräfin Hahn hat bekanntlich die Brücke nicht ſo gefahrlos überſchritten, ſie iſt ſtecken geblieben, und winkt und ruft um Hülfe, und vom Ufer aus ſtreckt ſich ihr ein Arm in eine Kutte gehüllt entgegen. —

Die Poeten des Salons, oder die ariſtokratiſche Literatur, wie man ſie genannt hat, müſſen jetzt den Muth beweiſen, ihre Fahne zu behaupten, ſie müſſen unter allen Umſtänden ſich nicht imponiren und wegweiſen laſſen. Der zeitweilige Uebermuth der Sieger iſt groß, und geſiegt hat, und mit Recht die große freie Idee der Völker- oder Welt-Literatur. Die Poeten des Salons

müſſen zeigen, daß ſie wohl den Salon, aber nicht die Poeſie verlaſſen können. Mit allen Kräften müſſen ſie ſich an die Fahne klammern, müſſen ſie nur ſterbend hingeben. Sie müſſen ihren Widerſachern beharrlich entgegenrufen: Ihr nehmt uns den Salon — gut, wir gehen nicht in die Bauernhütte, denn dort verſtehen wir nicht zu leben, aber wir gehen unterdeſſen in freier Luft ſpazieren, bis ihr ſelbſt wieder einen Salon baut, denn wie wollt ihr leben ohne elegante Formen, ohne Schönheit, ohne Kerzen, ohne Harmonie, ohne Anmuth? — und das alles bildet zuſammen den Salon. Ihr wollt nichts von Ariſtokratie wiſſen — gut, wir ſchweigen ſtill, wir gehen nicht zu den Demokraten über, denn dieſe behagen uns nun einmal nicht, aber wir warten, bis ihr euch ſelbſt zu Ariſtokraten macht, nämlich zu Bevorzugten, die um ſich die Künſte und die Talente verſammeln. Das kann nicht fehlen, und dann iſt die ariſtokratiſche Literatur wieder da. Ihr ſeht, ihr könnt demnach, wie ihr euch auch anſtellt, den Salon und die ariſtokratiſche Literatur nicht los werden, alſo ſchließt bei

Zeiten Frieden mit ihr. Sie iſt nicht ſo bös, wie ihr glaubt. Sie ſchmeichelt ein wenig, ſie lügt ein wenig, ſie prunkt und ziert ſich ein wenig, das iſt wahr! aber thut das eure Dorf-Literatur nicht auch, die ihr in Mode gebracht? Jedes excluſive Genre bekommt die Unarten eines Schooßhündchens, es ſtinkt, und beißt ſeinen eignen Herrn. Nur die große Welt- und Völker-Literatur — als mächtiges Panorama der Natur ſelbſt, hat die Eigenſchaft ewig friſch zu ſein; aus dieſem Born der Poeſie ſchöpft jede einzelne Gattung ihr erneuertes Leben. So wird denn auch die ſo ſehr geſchmähte Salon-Poeſie in erneuerten Formen — zu eurer Verwunderung — bald wieder mitten unter euch ſtehn.

Das eigentlich Verwerfliche in der Salons-Poeſie hat wohl Niemand mehr gezeigt, als die Gräfin Hahn; in ihren Schriften iſt unaufhörlich jene geckenhafte Ueberhebung der eitlen Bevorzugten geſchildert, jene faſt wahnſinnige Eitelkeit der Weiber; der Salons-Jargon, der in einem Gemiſch von Prüderie und Frechheit beſteht, und vor allem die Vergötterung alles deſſen, was

zur „Kaste“ gehört, werden nirgends weitläufiger ausgesponnen und rücksichtsloser gegen die übrige Welt, die nicht zum Salon gehört, aufgestellt. Hier zeigte sich die Vornirtheit empörend. Der Schooßhund stank und biß so arg, daß man ihn endlich vom Schooße wegschleudern mußte.

Das erste Werk, womit sich Ida Düringsfeld von der vornirten Salon-Literatur der Gräfin Hahn lossagte, war ein historischer Roman: Margaretha von Valois. Dort sind mit kecker Pinselführung und brennenden Farben drastische Situationen gemalt, und namentlich ist eine frische dreiste Sinnlichkeit entfaltet, die gegen eine prüde und scheinheilige Auffassung solcher Gegenstände kühn Opposition macht. Denn nicht das, was man conventionell sittlich nennt, sondern das, was ewig sittlich bleibt, gibt den Maßstab für eine Kunstschöpfung. Dieser „Margaretha“, die wenig bekannt geworden, folgten „Skizzen“, auf Reisen gesammelt, die mit einer großen innigen Liebe für Natur und Wahrheit, zugleich den anmuthigsten Zauber der Darstellung verbinden. Ganz in neuester Zeit ist ein Roman in vier

Bänden von ihr erſchienen, der ſich zu ſeinem Schauplatz das mittelalterliche Italien wählt, und in noch bedeutenderem Grade das Talent unſerer Dichterin für die höhern Aufgaben der Darſtellung bekundet, als es die Margaretha gethan. Uebrigens weiß Frau von Rheinsberg, dies iſt ihr jetziger Name, eine liebenswürdige Wirthin in ihrem Hauſe zu machen, und die Heiterkeit ihres Geiſtes im Geſpräch kommt der Anmuth und Lebendigkeit ihrer Darſtellungsgabe in ihren Schriften gleich. Es wäre zu wünſchen, ſie wählte ſich Berlin oder eine andere groſſe Stadt zu ihrem Aufenthalte, denn das Talent, es ſtelle ſich wie es wolle, kann bei unſerer jetzigen ſocialen Entwicklung die Marktplätze der groſſen Städte nicht entbehren. —

Die Eiſenbahnſtrecke bis nach Wien iſt mit Hinderniſſen gleichſam überſtreut. Bis zur Grenze ſind die Waggons gut, die öſterreichiſchen ſind geradezu ſchlecht. Man ſitzt in einem Waggon erſter Klaſſe in enge harte Lehnſtühle eingepreßt, die noch dazu, als ſollten ſie mit Abſicht zu Marterbänken geſtempelt werden, hohe, hartge-

polſterte Seitenwände haben. Dabei gibts alle Augenblick Aufenthalt. In Oderberg werden alle Reiſenden durcheinander in eine räucherige Kammer eingeſperrt, der man den hochtrabenden Namen einer Paſſagierſtube beigelegt, wo ſich jedmögliches Geſindel unter Lärm und Zetergeſchrei umtreibt. Kein angenehmer Eintritt in den Kaiſerſtaat. Dazu wird der Reiſende zum erſtenmal mit jener Flut kleiner, ſchmutziger Papierſchnitzel überſchüttet, die ihn von nun an nicht mehr verlaſſen und ſeine Brieftaſche füllen, aus der, je länger er in Oeſterreich verweilt, jedes Metallgeld ſpurlos verſchwindet. Ich bewahre ein Banknoten-Fragment als Seltenheit, das den ſechſten Theil eines zerriſſenen Guldens darſtellt, dem zwei andere ebenfalls getheilte Noten angeklebt ſind. Ein ſolche Harlekinsnote erlebt aber nun weiter keine neue Metamorphoſe, ſondern beſchließt ihre wechſelvollen Schickſale gewöhnlich in der Taſche eines armen Fremden, der ſie genommen hat, ohne zu wiſſen was er nahm, und der ſie nun nicht wieder los wird. In den Theatern, in den Kaffeehäuſern, auf der Poſt

— nirgends bekommt man Metall zu Geſicht. Es erfordert demnach eine gänzlich veränderte Art der Aufbewahrung, ein gewöhnlicher Geldbeutel iſt ganz nutzlos, man muß ſich eine Art kleiner Albums anlegen, zwiſchen deren Blätter man die morſchen, oft ſchon zerfallenden Noten vorſichtig einlegt, etwa wie getrocknete Blumen in ein Herbarium. An Plätzen, wo ein ſtarkes Gedränge herrſcht und eilig bezahlt und gewechſelt werden ſoll, mag man ſich nur hüten, daß Einem nicht ein paar der ſchmutzigen Blättchen an den Fingern haften bleiben und entſchlüpfen. Dennoch geht der Verkehr anſcheinend ungeſtört ſeinen Weg, und alle Welt gibt ſich zufrieden, ausgenommen der Fremde, der ſein erfolgloſes Murren noch eine Weile fortſetzt.

Wien.

Die Stadt. — Die Vorſtädte. — Erſte Eindrücke. — Die Bevölkerung. — Die Gaſthäuſer.

Wer mit der Eiſenbahn und namentlich von Breslau her kommt, ſchlürft die Stadt gleichſam tropfenweiſe ein, nähmlich es kommen eine Menge unanſehnlicher Häuſer, dann unbedeutende Straßen, dann endlich die Vorſtadt mit ihren anſehnlichen breiten Plätzen und ſchöngebauten Häuſern, immer aber glaubt er noch nicht in dem uralten Wien zu ſein, bis dann der Wagen durch das enge Thor rollt und nun geſchichtlicher Boden unter uns ſich findet. Erſt fallen ſogleich die Palläſte in die Augen, die an ihrer Stirn die Furchen der Jahrhunderte tragen, die Wappenſchilde und Embleme all der fürſtlichen und

gräflichen Geſchlechter, die hier den Thron der Cäſaren umgaben und noch umgeben. Wir meſſen jeden Zoll Geſchichte ab. Wir befinden uns inmitten einer Stadt, die nicht auf das Machtgebot eines einzelnen Herrſchers entſtand, ſondern an der der Wille, der Geſchmack, die Macht von Jahrhunderten gebaut, an deren Schöpfung die Andacht und der Stolz ſie betheiligten, in deren Mauern die Tapferkeit und die Weisheit ſich niedergelaſſen. Was irgend menſchlich hoch iſt, und geſchichtlich erhaben, hat hier ſeine Repräſentanten gehabt. Von den Katakomben der erſten chriſtlichen Anachoreten bis zu den jüngſten Kaiſerhofhaltungen hat immer hiſtoriſche Größe mit ſocialer Entwicklung hier gleichen Schritt gehalten. Deutſchlands Juwel iſt dieſe Stadt; ſie iſt die Wiege jenes mächtigen Kaiſergedankens, des erſten und edelſten, den die vereinten germaniſchen Völker gehabt. Und dieſer Gedanke, wie er ſich ſchon einmal verkörperte, möchte er zum Heil der zerriſſenen Einigkeit der Völker nochmals ins Leben treten! Ein Kaiſer, ein Reich! Und Wien, nur Wien dieſes Reiches

Hauptſtadt! Mit ſolcher Begeiſterung umhüllt der erſte Anblick, der erſte Gang durch die Straßen dieſer uralt wunderſamen Stadt. Es iſt nicht damit geſagt, daß alles was man ſieht grandios oder geſchmackvoll ſei, die neueren Städte bieten unendlich viel ſchönere Gebäude dem Auge, die Rieſenſäulen, die Prachtthore und die Palläſte Petersburgs ſind Dekorationen aus Tauſend und einer Nacht, ſind Schöpfungen einer koloſſalen Macht, die triumphirend aus dem Kampf mit ungünſtigem Boden und Klima hervorging; allein ihr Anblick hüllt den Beſchauer nicht in die myſtiſchen Nebel uralt hiſtoriſcher Viſionen; an dieſen noch glatten Marmorwänden zeigen ſich keine jener merkwürdigen Male, die eine Reihenfolge von dahingegangenen Generationen im Anſtreifen hinterlaſſen. Der Stammbaum dieſer Städte, die erſt ein Jahrhundert geſehn, hängt noch nicht ſo voll goldener Ahnentafeln, wie man ſie hier von jedem Zweige ſchüttelt. Es iſt dieſe Ueberzeugung die uns zwingt, unſern Schritt vor manchem unſcheinbaren Bau einzuhalten, indem unſere Phantaſie uns vorhält, was im Innern

dieſer Wände vorgegangen. Dann kommt die Ungunſt des Terrains hinzu: die Straßen ſind eng, die Plätze klein an Umfang, man findet nirgends, wenn ſich auch wirklich ein ſchöner Prachtbau zeigt, einen günſtigen Standpunkt ihn zu überſchauen. — Doch wie geſagt: man läßt den modernen Städten gern ihre feenhaften Dekorationen, hier hat man mehr! Der Geiſt ſtaunt, die Phantaſie iſt belebt, das Herz ſtrebt in mächtigen Pulsſchlägen den großen Ereigniſſen nach, und ein geheimnißvolles Grauen feſſelt die Seele, die ſich in Betrachtungen alles Irdiſchen verliert.

Es war eine ſchöne Mondſchein-Nacht als ich ohne Führer die Straßen und Plätze Wiens durchwandelte. Die Läden waren geſchloſſen, der Verkehr hatte bereits nachgelaſſen — es war einſam. Da erreichte ich das Ende eines dunkeln Gäßchens und — im bläulichen Mondgeflimmer ſtand der Rieſenobelisk des St. Stephan vor mir. Ich blieb ſtehen, und mit einem Gefühl der Freude und des Schreckens zugleich, ſah ich mich dem Wunder gegenüber. Wie ſtill, wie groß,

wie einſam lag der Prachtbau da! Es regte ſich kein Laut um den dunkeln koloſſalen Sarg des Schiffs der Kirche, nur ein blaſſer Schein, wahrſcheinlich von irgend einer ewig brennenden Lampe, glitt an einem der weſtlichen Fenſter hin. Der Thurm gipfelt ſich immer höher und höher; immer glaubt man ihn geſchloſſen und immer noch ſchießt der ſteinerne Strahl höher in die Lüfte, bis endlich ein dem Auge kaum erkennbares goldenes Kreuz, ganz hoch oben im Strahl des Mondes bläulich funkelt. Iſt der Blick oben angelangt, ſo gleitet er, gleichſam ermüdet, wieder hinab, langſam, an jedem Knäufchen oder Säulchen einen kurzen Ruhepunkt nehmend, vergeblich deſſen miſtiſche Figur zu enträthſeln ſtrebend, bis denn je tiefer unten, deſto breiter vorſpringend und verſtändlicher die Maſſen werden und die einzelnen in ihre Grotten ſtehenden Heiligengeſtalten ſich erkennen laſſen. Der St. Stephan beim hellen Sonnenlichte beſehen erweckt Bewunderung und Staunen, bei Nacht und Mondlicht wirkt er wie eine Viſion und füllt die Seele mit miſtiſchen Schrecken. In der That iſt er

auch ein Bote aus der Geisterwelt. Wo sind die Tage hin, von denen er erzählt? wo die Geschlechter die ihn abgesendet? Keine ägyptische Piramide mit ihren Mumiensärgen gefüllt, kann uns ferner stehen als dieser uralte Dom mit seiner Begeisterung, seiner Gläubigkeit, seiner demüthigen Größe — unserm „kattunenen" Zeitalter.

Die Straßen Wiens sind, wie bemerkt, eng, aber sie werden reinlich gehalten, und keine Spur jener mephitischen Dünste ist zu spüren, mit welchen die ekelhaften Rinnsteine die Straßen Berlin's verpesten. Dazu ist das Pflaster sehr gut, so daß das Gehen nicht beschwerlich fällt. Die Straßenpolizei muß gut sein, denn man erblickt nirgends Krüppel oder Bettler, höchst selten Trunkenbolde; auch jeder andere Exceß, wie Aufläufe bei Arretirungen und dergleichen, wird vermieden, oder schnell beseitigt. Die Wagen fahren sehr rasch, was nicht statt finden könnte, wenn nicht das Publikum auf der Straße in guter Ordnung sich hielte. Die Fiaker sind kleine, gewöhnlich zweisitzige, sehr bequeme, reinliche und

faſt elegante Wagen, ſehr verſchieden von den Berliner Droſchken; allein ihr Gebrauch wird dem Fremden dadurch verleidet, indem keine Taxe exiſtirt oder wenigſtens nicht in Anwendung gebracht wird, und demnach übertriebene Forderungen an der Tagesordnung ſind. Die Einheimiſchen wiſſen ſich natürlich einzurichten, allein für den Fremden ſollte geſorgt ſein. Da die Banlieue ſehr weit hinausgerückt iſt, ſo paſſirt man zu jeder Tages oder Nachtszeit die eigentlichen Stadtthore mit ihren Glacis gänzlich ohne Hemmniß, was natürlich den Verkehr ſehr erleichtert, und ſelbſt jetzt, da bekanntlich Wien noch immer unter der Zuchtruthe des Belagerungszuſtandes ſchmachtet, beſucht das Publikum ungehindert die Baſteien, die einen hochgelegenen herrlichen Spaziergang um die Stadt herum bilden, und obgleich man überall Wachtpoſten ausgeſtellt, oder Kanonen aufgepflanzt ſieht, ſo wird doch Niemand angehalten und der Strom der bunten Menge bewegt ſich unausgeſetzt bis tief in die Nacht hinein, über die Feſtungsbrücken, den kleinen Piramiden von aufgehäuften Kanonenkugeln vorbei. Das nennt

man einen „gemüthlichen" Belagerungszuſtand; dennoch möchte ich Niemand rathen mit dieſem ſo unſchuldig ſcheinenden Knecht Ruprecht irgend wie zu ſpaßen; er würde ſchnell mit der Ruthe in der Hand ſein, die er nur eben gutmüthig unter ſeinem Rocke verborgen hat. Dies wiſſen die Wiener auch ſehr wohl. Sie fühlen es, daß ſie mit ihrem Hausherrn noch lange nicht auf dem alten guten Fuß ſtehen, und das „Küß die Hand Euer Gnaden" klingt nicht ſo ſicher treuherzig, wie es damals klang als „Allerlei" noch nicht geſchehen war.

Die Vorſtädte dehnen ſich bekanntlich in weiter Fächerform um die Stadt her. Wien gleicht einem ausgeſpannten Regenſchirm, wo nur der kleine Punkt von dem die Fiſchbeinrippen ausgehn, die eigentliche Stadt andeutet, in dieſem Verhältniſſe ſtehen Stadt und Vorſtädte zu einander. Die Stadt iſt ſo gering an Umfang, daß man ſie bequem in einem Spaziergange umwandern kann. Dies Mißverhältniß der Enge hier und der Ausdehnung dort, wirkt denn auch eigenthümlich auf den Verkehr und beſtimmt die

Preiſe. Was man irgend in der Vorſtadt haben kann, thut man gut dort einzukaufen, denn in der Stadt koſtet's das Doppelte. So beſonders mit den Lebensmitteln und den Wohnungen. Durch die Enge der Straßen und die alte Bauart, die jedes Haus in einen Thurm verwandelt, ſind in der Stadt die Wohnungen klein, beſchränkt und dunkel. Es gibt Straßen, in denen man nur eine Handbreit Himmel über ſich erblickt, und zu dieſem muß man wie aus einem Brunnen oder einem Schacht hinaufblicken; dennoch machen ſelbſt dieſe Straßen, deren verhältnißmäßig doch nur wenige ſind, keinen ſo widrigen Eindruck als die engen Gaſſen Dresden's, die noch obendrein in permanentem Schmutz verharren. Die öffentlichen Vergnügungslokale nehmen natürlich ebenfalls den Charakter der Enge an, und das bekannte „Eliſium" in welchem die beliebten Volks-Maskenbälle gefeiert werden, iſt nichts mehr und nichts weniger als ein etwas geräumiger Bierkeller, deſſen Gewölbe man durch allerlei Flitterkram und bunte Dekorationen ausgeputzt hat. Dem Fremden, der an weite behag-

liche Räume gewöhnt iſt, wird es hier ſchlimm in dem Dampf und in der Enge. Ein ähnliches Schauſpiel bieten die Kaffeehäuſer dar; nur ſehr wenige dieſer Etabliſſements ſind ſo glücklich auch nur zwei anſtändig geräumige Zimmer aufzuweiſen, die meiſten geben den Eindruck der engen Fächer eines Reiſenecceſſairs, wo jedes Geräthe eben nur knapp in den ihm beſtimmten kleinen Raum paßt. An freie Bewegung, an Umhergehen der Gäſte iſt nicht zu denken; man erhält ſeinen Stuhl und ſitzt wie ein Stift bei einer Moſaik in die Maſſe hineingekeilt. Im Sommer muß dieſer Uebelſtand höchſt läſtig ſein. Die Häuſer Wiens ſind aufzuzählen, die Säle haben; gewöhnlich erreichen die Beſitzer dieſe Vortheile durch Umbauen oder Zuſammenziehen mehrerer Zimmer. Am widrigſten tritt der Mangel an Raum bei den Theatern auf, von denen ich ſpäter ſprechen werde. In den Vorſtädten gibt es Gaſthäuſer und Kaffeehäuſer von ſplendider Eleganz und paſſender Räumlichkeit: man athmet auf wenn man dieſe Lokale betritt, allein dennoch zieht ſich Alles in die Stadt. Der Wie-

ner aus uraltem Herkommen wahrſcheinlich, denkt wenn er nicht gedrückt und gezwängt wird, er amüſire ſich ſchlecht; und in der That, wie wir ſchon bei den Straßen bemerkt haben, er hat von der Natur eine ſeltene Gefügigkeit erhalten, ſich auch am kleinſten Raume nicht allein gefahrlos ſondern ſogar behaglich zu bewegen. Und welche Maſſe an Vergnügen weiß er in einem kleinen Raume zu paaren! Im ebengenannten Eliſium erhält man nicht allein fünf Welttheile, man hat noch eine Eiſenbahn, man hat Rollwägen, man hat ein Theater, ein Serail, einen Ballſaal, zwei bis drei Grotten, eine Bildergallerie, und der Himmel weiß was alles noch, und dieſe Welt von Genüſſen in drei bis vier Kellergewölben. Deßhalb aber auch ein Gedränge, eine Hitze, die es unmöglich machen, auch nur ein Drittel dieſer Herrlichkeiten zu erſchauen. Würde der Unternehmer, der ſein Publikum kennt, ſein Etabliſſement in die Vorſtadt verlegt und einen geräumigen Saal gebaut haben, ſo würde wahrſcheinlich Niemand hingekommen ſein. Doch fängt die Vorſtadt auch nach und nach an ihre

Vergnügungsorte zu haben, ſo das Sophienbad, der Sperl, Dommayr und andere. So viel mir jetzt bekannt geworden, werden faſt täglich Bälle daſelbſt gegeben, während das Eliſium viermal die Woche im Faſching ſeine Räume öffnet.

Was die Gaſthäuſer Wien's betrifft, ſo muß man ſeine Erwartungen nicht zu hoch ſpannen: ſie halten durch die Bank den Vergleich nicht aus mit denen am Rhein, Hamburg, Berlin. Die Gaſthöfe innerhalb der Stadtmauer leiden an dem ſchon gerügten allgemein verbreiteten Uebel der Platzenge, die Zimmer ſind dunkel, oder wenn ſie angehend Licht haben, liegen ſie in faſt unerſteigbarer Höhe. Die Preiſe ſind hoch.

Um noch etwas Allgemeines über die Bevölkerung Wiens zu ſagen, wie ſie ſich dem aus dem Norden kommenden Fremden auf den erſten Blick darſtellt, ſo vermißt man die ſo ſehr gerühmte Munterkeit der Wiener. Der Norddeutſche iſt gewohnt immer nur von dem luſtigen Wien ſprechen zu hören, von dem Wien, das ewig lacht, ſchmauſ't, trinkt, küßt. Von alle dem wenig oder keine Spur. Berlin iſt in ſeinen

untern Klaſſen weit aufgeregter, weit bewegter, weit lebendiger. Man ſehe nur ein Vorſtadttheater Berlins, und man ſehe eins in Wien! Welche Beifallsbezeugungen und Tadelsäußerungen dort, und welche faſt indifferente Stille hier. Es mag der Grund hiervon zum Theil in den Zeitverhältniſſen liegen und in dem was kurz vorher ſich ereignet hat; allein derſelbe Grund läge ja auch in Berlin vor, und dann kann auch nur zum Theil dieß die Urſache ſein. Ich meine der Wiener iſt nicht ſo harmlos, ſo unverwüſtlich heiter und vorwiegend Lebemann, ſicherlich iſt vielmehr davon Redens geweſen, als wirklich exiſtirt. Oder es müßte eine ſo allgemeine und ſo gründliche Verſtimmung in allen Klaſſen der Bevölkerung herrſchen, daß der urſprüngliche Charakter völlig umgewandelt iſt, was ſchon um deßhalb nicht anzunehmen iſt, weil die Population einer Hauptſtadt nie in dieſem Grade der Höhenmeſſer der politiſchen Stimmung iſt. Eine Hauptſtadt iſt immer geſinnungslos, das heißt ſie läßt ſich bald von dieſer bald von jener zufluthenden Partei beſtimmen: dieß

haben die neueſten Ereigniſſe bewieſen. Sollte dieß für Wien anders ſein? Wie mir ſcheint läßt ſich der dumpfe, gedrückte Charakter der Bevölkerung anders erklären. Durch die Zeiteinflüſſe iſt der materielle Boden des Erwerbes für unzählige Klaſſen wankend geworden, und mit ihm auch die Sorgloſigkeit und Fröhlichkeit. Der Wiener verſteht ohne phyſiſchen Genuß nicht fröhlich zu ſein, während der Berliner, wenn er auch darben muß, doch nie ſeinen kauſtiſchen Witz, ſeine Beweglichkeit verliert. Freilich iſt dieſer Witz faſt immer boshaft, aber er iſt doch da; bei dem heutigen Wiener iſt kaum die Empfänglichkeit geblieben einen Spaß zu verſtehen und zu belachen. Welche Mühe geben ſich ihre ausgezeichneten Komiker, wie ſtrengen ſich Neſtroy, Scholz, Beckmann, Rott, Treumann, Tomaſelli allabendlich an, die Wiener lachen zu machen, ſie verziehen kaum die Miene, und die ſonſt ſo überfüllten Vorſtadttheater ſind faſt leer. Nur die Hälfte dieſer Späſſe wäre hinlänglich halb Berlin zu elektriſiren. Man hat mir geſagt man müſſe den luſtigen Wiener in

den kleinen Tanzſälen, im Sperl und im Eliſium ſuchen, allein ich habe überall eine viel ſchweigſamere Maſſe gefunden, als ſie mir eine Nacht im Kroll'ſchen Saale oder in dem Friedrich Wilhelmſtädter Caſino gezeigt hat. Man muß eine Poſſe von Kaiſer im Königſtädter Theater ſehen, und damit einen Theaterabend hier vergleichen um noch ſchärfer die Kontraſte zu ſpüren. Welch ein Klatſchen und Ziſchen dort, welch' eine Stille hier! und doch hat Berlin keine komiſchen Talente wie Wien ſie hat; allein dieſe Talente ſcheinen ihre Zaubergaben eingebüßt zu haben. Der Geiſt Lumpacivagabundus ſteigt umſonſt aus der Tiefe, und der Bauer als Millionär ſchüttet umſonſt ſeine Schätze aus. Freilich will der Berliner Politik und immer Politik haben; er iſt intelligent und wachſam; vom Prinzen bis zum Schuſterjungen herab liebt alle Welt den Witz, und zwar keineswegs den harmloſen, gutmüthigen, ſondern wo möglich den recht perfiden und ſtacheligen. Dieſe Luſt am Witz erhält den Berliner immer friſch. Er erhält einen Backenſchlag; man ſetzt ihm eine Wache vor die

Thür, man läßt ihn ſeinen letzten Groſchen zahlen — er iſt anfangs wüthend, dann fällt ihm ein Witz bei, er lacht, er erträgt Backenſchlag, Wache und verlornen Groſchen. Dafür nimmt er ſich aber heraus über Gott und Welt ein erzböſes Maul, und zwar ſo laut als man es ihm irgend erlaubt, zu führen. Er beſitzt darin einen unglaublichen Muth, und fordert das Schickſal, das nicht verfehlt ihn am Kragen zu faſſen, auf alle nur erſinnliche Weiſe heraus.

Wenn die untern Klaſſen der Bevölkerung Wiens nicht viel in Bewegung ſind, ſo ſind's die höhern deſto mehr. Ich werde ſpäter hiervon ſprechen.

Zu den Aeußerlichkeiten einer Stadt, die dem Fremden ſogleich auffällig werden, gehören auch in Wien die große Menge eleganter Kaufläden und Magazine, in denen die koſtbaren Stoffe auf eine ingeniöſe Weiſe in den gefälligſten Formen ausgeſtellt, hinter ſpiegelhellen Glasſcheiben ſich darſtellen. Bei der Enge des Raumes iſt dieſe Ausſtellung doppelt anzuerkennen.

Der Graben ꝛc. bietet hier für den müßig in den Straßen Wandernden eine Art kleine Kunſt- und Induſtrie-Ausſtellung für ſich, und man ſieht ſelbſt das einheimiſche Publikum ſich an die Glasfenſter drängen. Die in der Stadt überall eingeführte Gasbeleuchtung und die zahlreichen Laternen machen die reinlich gehaltenen Plätze und Straßen faſt taghell. Auch iſt das gänzliche Fehlen der Ausrufer auf den Straßen eine dem Ohr des Fremden neue aber ſehr willkommende und wohlthuende Eigenthümlichkeit Wien's. Die Luxusartikel, beſonders die der Toilette ſind hier in großer Vollendung zu haben, doch ſteht hierin Berlin Wien nicht nach; die Händler in dieſem Artikel machen nur hier beſſere Geſchäfte, weil die höhere Ariſtokratie einen um hundert Procent beſſern Käufer hier abgibt als es in Berlin der Fall iſt; man braucht nur die Liſte der Bälle und Geſellſchaften anzuſehen, die in einer Woche hier ſtattfinden, und vergleiche ſie mit der, die in Berlin im ganzen Jahre gegeben werden.

Die Kaffeehäuſer. — Die Zeitungen. — Politik. — Preußen. — Oeſterreich. — Rußland.

Die Café's, deren es eine Unzahl in Wien gibt, ſind nicht wie in Berlin Lokale, mit denen auch Reſtaurationen verbunden ſind, und wo man zu Mittag und zu Abend ſpeiſen kann, ſondern man erhält nur Getränke und Eis. Letzteres iſt vorzüglich und erinnert an die Nähe Italiens, wo bekanntlich ein unübertroffener Luxus in dieſem Artikel herrſcht. In Berlin würde man, wenn man Zeitungen ſuchte, in die Conditoreien gehen, allein die hieſigen haben dieſen Zweck nicht, und ſomit bleiben nur die Café's übrig, und in dieſen verſammelt ſich von der früheſten Morgenſtunde bis tief in die Nacht, ja in einigen Café's

ſogar die Nacht durch eine zahlreiche Bevölkerung faſt aller Klaſſen der ledigen und der verheiratheten Männer Wiens. Man entfernt ſich nur auf wenige Augenblicke, um zu Hauſe oder bei einem Reſtaurant ein Mittagsmal einzunehmen, und dann erſcheint man wieder in dem Café. Die Lokale ſind elegant, viele ſogar glänzend, aber leider immer überfüllt, ſo daß man nur mühſam zu einem Platz gelangen kann. Ein Billard, ſehr oft mehrere, und Zeitungen ſind unerläßliche Beſtandtheile eines Café. Von den Zeitungen ſind alle Farben repräſentirt, bis auf die blutrothe, deren Blätter heimlich geleſen werden, aber nicht öffentlich ausgelegt werden dürfen, ſchon aus ſchuldiger Rückſicht für den Belagerungszuſtand. Doch fand ich faſt überall Blätter von vorherrſchend oppoſitioneller Tendenz. Wien ſelbſt erzeugt ein paar dieſer Art. Es herrſcht Preßfreiheit. Von den preußiſchen Zeitungen ſieht man die Nationalzeitung, die Conſtitutionelle und deren beider erbitterte Feindin, die neue Preußiſche. Die Letztere findet in Privathäuſern einen noch umfangreichern Eingang. Unter den einheimiſchen

Zeitungen ſteht unſtreitig der Lloyd obenan; er iſt entſchieden conſervativ und wird ſehr umſichtig geleitet; er preiſt die engliſche Conſtitution an. Die Redaktion führte ein noch junger Mann von gründlichem Urtheil und umfaſſender Bildung, Dr. Warrens, den ich das Vergnügen hatte, perſönlich kennen zu lernen, und der mit der freundlichſten Zuvorkommenheit — eine ſeltene Tugend bei einem Gelehrten — eilte, mir über Dinge, die ich zu wiſſen wünſchte, Auskunft zu ertheilen. Obgleich mit Leib und Seele Oeſterreicher, und über Preußen und namentlich über deſſen Wehrverfaſſung in manchem Irrthum befangen, zeigte er bei den kleinen Scharmützeln, in die wir geriethen, weder die vielſprechende Docirſucht der Berliner Publiciſten noch den verſchleſſenen Dünkel der deutſchen Gelehrten im Allgemeinen.

Da es nicht meine Aufgabe iſt, ein Stück politiſcher Broſchüre dieſen Blättern einzuverleiben, ſo ſei es mir geſtattet, über das, was die jetzigen Zuſtände auf der Bühne des Friedens oder Krieges betrifft, nur Andeutungen zu geben.

Das Panorama wechſelt bekanntlich ſehr oft, oder wir ändern ſo unerwartet unſern Standpunkt, daß ein Gegenſtand, der noch heute dicht vor unſern Augen ſteht, vielleicht ſchon morgen in eine kaum erkennbare Ferne gerückt ſein kann. So ſah man ja noch vor wenig mehr als Monatsfriſt nichts als Kriegslager, als Truppenkolonnen, und hörte die Fanfaren der Kriegstrompete! Beide Hauptmächte Deutſchlands rüſteten, und ſchon ſah man dort ſich vor den Thoren Wiens, hier vor den Thoren Berlins ſiegreich einmarſchiren. Von dieſer Stimmung jetzt keine Spur — doch ja, eine Spur wohl! Ich will nicht ſagen den Haß gegen — aber wohl die mangelnde Freundſchaft für Preußen kann man überall hören, wenn man ſie hören will. Man hat ſich die Hände gereicht, man ſieht ein, die Freundſchaft iſt gut und nothwendig — aber wie gern hätte man losgeſchlagen. Der Stolz beider Armeen iſt ein grenzenloſer; jede hält ſich für unüberwindlich; und jede iſt's in gewiſſer Hinſicht auch. Man darf überzeugt ſein, wäre es zum Kriege gekommen, man wäre nach zehn Schlachten eben da-

hin gekommen, wo man jetzt iſt, das heißt, man hätte ſich verſtändigt. Preußen, wenn es Oeſterreich zu Boden geworfen, hätte damit das Meſſer an ſeine eigene Exiſtenz geſetzt, Oeſterreich über Preußen triumphirend, würde ewig an dieſem Siege kranken, und vor dem Schatten des Gemordeten zittern. Ein Brudermord vergißt ſich nie und Oeſterreich und Preußen ſind Brüder. Die Widerſacher des Friedensapoſtels Elihu Burrit ſind jetzt der Meinung, daß ein Krieg Noth thue, daß die erſchlaffende Induſtrie, die Herrſchaft der Börſe nur durch ein Schwerdterſpiel der ausgedehnteſten Gattung in ihre Schranken zurückzuweiſen ſei, daß die Jugend der Völker ihr Recht haben müſſe, und daß dieſes Recht der Jugend ſei ſich zu ſchlagen. Im Kriege findet eine Nation ſich ſelbſt wieder, ſie erkennt, was an Muth, an Eifer, an Beharrlichkeit in ihr ſei: dieſe Erkenntniß iſt ſchon den Untergang ſo und ſo vieler Spinnmaſchinen werth. So urtheilt die Jugend, und die Jugend will ihr Recht haben. Fort mit dem Frieden! ruft ſie: her mit dem Krieg um jeden Preis. So rief man in Berlin,

ſo rief man hier in Wien. Preußens Ruhm will es! Oeſterreich's Ruhm gebietet es. Bis ſo weit die Widerſacher des Friedensapoſtels Elihu Burrit. Man ließ ſie nicht weiter ſprechen. Halt! riefen die Männer von 1812—15; ſeht ihr jene Schlachtfelder, bedeckt mit Leichen! ſeht ihr jene Tauſende von Krüppel, die noch unter euch herumwandeln, und die euch Waterloo und Leipzig geſendet hat? Bedenkt das unendliche Elend des Krieges! Jene Stimme der Veteranen wäre aber nicht durchgedrungen! ſeit wann ſcheute ein tapferes Volk Tod und Wunden? Preußen war bereit, die Hoffnungen ſeiner Zukunft, den Stolz ſeiner Jugend einem neuen Leipzig hinzugeben, Oeſterreich ſicherlich ebenſo — aber da klang ein anderer warnender Laut dazwiſchen, ein ſchrillender Laut, der durch jedes Getöſe durchdrang. Es war die Frage: Wenn wir ſiegen, mit wem theilen wir Ruhm und Beute? So fragte man in Preußen, ſo fragte man in Oeſterreich, und die Antwort lautete ganz heimlich: Mit der Revolution! Mit derſelben Revolution, die wir durch Anſtrengung aller unſerer Kräfte niedergehalten haben. Nun

war es entſchieden, man wollte den Frieden. Jetzt brauſte die Lokomotive, die den kleinen, magern, ſchwarzen Mann, mit dem jetzt allmächtigen Porteſeuille, nach Olmütz trug, jetzt verließ ebenſo Oeſterreichs Miniſter die Hauptſtadt, um mit Preußens Repräſentanten zuſammen den ſchon geöffneten Tempel Bellona's wieder zu ſchließen. Was jetzt noch kommen konnte, waren Eiferſüchteleien, Formſtreitigkeiten, Ein- und Abſetzungen dieſer oder jener kleinen Macht — in der Hauptſache war man einig: man wollte den Frieden. Dies iſt der Hergang der deutſchen Politik innerhalb eines halben Jahres. Jetzt ſteht im Vorgrunde des Panorama der große Conferenztiſch in Dresden. — Was das nächſte Halbjahr bringen wird? — wahrſcheinlich den in alle ſeine Gerechtſame wiedereingeſetzten Bundestag — oder eine Kaiſerkrone Deutſchlands. Wer dieſe Entwicklungen, wie wir ſie im Umriß eben gegeben, tiefer gehend verfolgt, wird in ihnen den mächtigen Einfluß Rußlands nicht verkennen. Der Beherrſcher dieſes unermeßlichen Reiches ſteht im Wirrniß unſerer Tage als ein wahrer Fürſt da,

das heißt, als ein Träger ſeiner Zeit, nicht als ein Getragener. Groß, edel, von Ehrgeiz nicht getrieben, aber auch von Feigheit und Wankelmuth, die ſich die Larve der Weisheit vorbinden, nicht zurückgehalten, geht er den feſten Schritt des Helden, und Europa jauchzt ihm Beifall zu. Wenn irgend Jemand von den geſalbten Häuptern die Krone mit Würde trägt, ſo iſt er es. Verfolgen wir etwas den Gang ſeiner Politik. Wäre er eroberungsſüchtig, was hätte ihn abhalten mögen, als Preußen ſchmählich in Poſen mit Demarkationslinien manövrirte, und die benachbarte fremde Provinz mit in den Strudel der Aufregung riß, indem es die eigene durch falſche Maaßnahmen zu bändigen ſuchte, das Schwert zu ergreifen und ſich ein tüchtiges Stück von Preußen auszuſchneiden? Was hätte ihn verhindern ſollen, bei Preußens unüberlegt angefangenem Kampfe gegen Dänemark, deſſen Rechte auf jene aufſtändiſchen Landestheile Rußland verbürgt hatte, wiederum auf Koſten Preußens ſich zu bereichern? Er wäre in ſeinem guten Rechte geweſen; doch der mächtigſte Fürſt Europas vermied jede Ein-

miſchung. Preußen, das Rußland, ſeinem Freunde, ſeinem Bundesgenoſſen, ſeit dem Frieden von Tilſit ſo viel ſchuldet, achtete wenig auf dieſes edle, rückſichtsvolle Zurücktreten, und verfolgte ſeine, dem Intereſſe ſeines mächtigen Nachbarn feindliche Politik unbekümmert immer weiter. Rußland ſchwieg — erſt dann ſprach es, als mit ſeiner Hülfe Oeſterreich ſich gekräftigt und in ſeiner Stellung wieder eingeſetzt ſah, erſt dann ſprach es, als trotz dieſes wieder mächtigen Oeſterreichs, mit dem das übrige Deutſchland in den Bund trat, Preußen immer noch ſeine Sonderſtellung, ſeine Sonderpolitik fortzuſetzen die Abſicht zeigte. Die Conferenz in Warſchau beabſichtigte nichts, als Deutſchland unter ein Princip zu ſtellen. Dies war aber unmöglich, ſo lange Preußen mit der Revolution kokettirte. Es koſtete Mühe, die letzten Barrieren jener unglückſeligen deutſchen Politik zu ſtürzen, damit endlich vor dem Scheinbilde der Freiheit der wirklichen Freiheit ihr Recht geſchehe. Die letzte Miniſtercriſis in Berlin und die Vorfälle in Heſſen waren dieſe letzten geſtürzten Barrieren. Nun

war das Werk vollendet. Man kann es bedauern, daß fremder Einfluß überhaupt nöthig war, daß Deutſchlands Fürſten mit ihren Völkern nicht unter ſich eine Verſtändigung finden konnten, allein die Gerechtigkeit erheiſcht, daß die edle, große Natur dieſes Vermittlers anerkannt werde.

Dennoch iſt die Rolle, die die preußiſche Politik bis jetzt ſpielt, ſicherlich nicht ohne Nutzen für die nächſte Zukunft der Völker geweſen. Es iſt ganz ohne Zweifel, daß die Ideen — ſocial und ſtaatlich — die Europa jetzt beſchäftigen, für den Norden in Preußen werden durchgefochten und zur Geltung gebracht werden. Preußiſche Intelligenz iſt für den Norden maaßgebend. Die erſten Anläufe dieſer Politik, haben ſich wie wir geſehen, als verderblich erwieſen, geläutert jedoch und durch die Zeit geordnet und gemodelt werden ſich die Früchte der Kämpfe die uns jetzt durchſchüttert, und an den Rand des Abgrunds geführt, als nährend und gedeihlich erweiſen. Um ſo mehr iſt ein Zuſammenhalten Oeſterreichs und Preußens wünſchenswerth, weil Oeſterreich die Intelligenz Preußens nicht entbehren kann, wäh-

rend jenes wieder nicht die materielle Macht Oeſterreichs. Preußen aus ſeinem Dilemma von ſeinen ewigen Proviſorien und Interims, von ſeinen kleinen Reichstagen und Diniatur-Congreſſen, von ſeinen Kammerſpielereien ſich losſagend, wird dennoch den geſunden Keim der Fortentwicklung der trotz all dieſer verfehlten Experimental-Politik in ihm ſchlummert, bei ſeinem erlangten Bündniß mit Oeſterreich, und dadurch begründeten feſten Stellung als Großmacht gegenüber den kleinen Staaten, wahren und gedeihlich zur Geltung bringen. Es unterliegt dies keinem Zweifel. Die conſtitutionelle Monarchie — wenn ſie ſich überhaupt halten kann — wird nur in Preußen ihre endliche Ausbildung und mögliche Verwirklichung erhalten, nämlich als repräſentatives Syſtem wie es ohne der Macht der Krone zu ſchaden und ohne die alten Inſtitutionen, die Deutſchlands Größe haben begründen helfen, und die in deutſcher uralter Sitte, deutſchem ehrlichen Rechte ihre Begründung fanden, zu untergraben, ſeine Geltung finden kann. Bis jetzt hat Frankreich von Preußen geborgt, es wird, um Freiheit gepaart mit

Recht zu finden, künftig nur in seinen eigenen Busen zu greifen nöthig haben.

Trotzdem daß, wie bemerkt, die Kaffeehäuser mit Zeitungslesern überfüllt sind, hört man doch hier niemals die heftigen Diskurse wie sie in Berlin statt finden. Auch in den Gesellschaften taucht selten eine politische Debatte auf. Die Aristokratie ist hier mächtig, und sie ist's, die nicht von Politik sprechen will. Man ist allgemein der Ansicht, daß das Volk nichts wünsche als regiert zu werden, das heißt: es ist der schwankenden Zustände, wie sie auch heißen mögen, überdrüssig, auch hat es einsehen gelernt, daß es sehr viel Mühe macht sich mit den Staatsangelegenheiten zu beschäftigen, und daß ungeschickte Hände viel verderben können, also will es regiert sein, damit es ruhig dem täglichen Erwerb und dem Genuß nachgehen könne. Diese Ansicht hat die siegende Partei von dem Volke, und darnach handelt sie.

Bei Gelegenheit der nahen Kriegsaussichten hat man hier viel über die preußische Wehrverfassung sprechen hören, und zwar tadelnd. Was will diese

Armee von Referendarien? rief man, wo die Offiziere hinter dem grünen Tiſche hervorgeholt werden müſſen und oft noch mit der Feder hinterm Ohr vor die Reihen der Soldaten treten? Bei uns ſind's im Dienſt ergraute Soldaten, die ihr Handwerk verſtehen, die fechten aber nicht räſonniren. Dieſer Tadel bezieht ſich auf die eigenthümliche Wehrverfaſſung in Preußen, namentlich auf das Inſtitut der Landwehr. Es iſt wahr, bei der jetzigen Mobilmachung hat man die Comptoirſtuben der Kaufleute, die Gerichtsſäle ſich leeren ſehn, und Alles trat unter Waffen; aber wie erhebend war gerade dieſer Anblick! Es iſt hier nicht der Ort über die Vortheile oder Fehler dieſes Wehrſyſtems zu ſprechen; es mag wahr ſein daß, wenn es zum Kriege gekommen wäre, es Preußen hie und da an geübten Offizieren gefehlt haben würde; allein deshalb die Stärke und Kraft ſeines Heeres in Zweifel zu ziehen, und das Syſtem der Bewaffnung zu bekritteln, dazu iſt wahrlich kein Grund. Man ſagt, dadurch, daß der junge waffenfähige Mann die kleinſte Zeit bei den Waffen wirklich

bleibe, die größere Zeit jedoch dem bürgerlichen Verkehr, der Wiſſenſchaft, dem Erwerb und mit dieſen zuſammen Tendenzen anheim gegeben ſei, die nichts mit ſeinem Beruf als Krieger gemein haben, ja oft dieſem heimlich oder offen entgegenarbeiten, erhalte man in der Armee unzuverläßige oder ungeſchickte Offiziere; im ähnlichen Grade ſei dies auch mit den Soldaten der Fall. Die renitente Landwehr habe hievon Proben geliefert. In Oeſtreich bilde das Heer eine compacte Maſſe, die nie und nimmer mit den übrigen Claſſen der Geſellſchaft in Berührung komme, am wenigſten mit den ſogenannten Aufgeklärten, die ſich befleißigen ſie über ihre Pflichten zu belehren und ſie dabei in ihr Lager locken. Die öſtreichiſche Armee von den Einflüſſen der Demokratie frei zu halten ſei möglich, in Preußen ſei dies kaum möglich! — Aber es iſt möglich geweſen! Die Erfahrung hat's gezeigt; die preußiſche Armee hat, trotz aller nur erſinnlichen Mittel, die angewendet wurden um ſie zu verführen, ihre Fahnen nicht verlaſſen, und die angeblichen „Referendare" haben ſich ſo gut zu ſchlagen ver-

ſtanden, als hätten ſie nie etwas anderes als den Degen geführt. Man muß die militäriſchen Zuſtände in Preußen in der Nähe angeſehn haben, um zu wiſſen welch ein wahrhaft ritterlicher Geiſt der Ehre die Armee beſeelt. Mag der Meinungsſtreit die Parteien noch ſo ſehr geſpalten haben, ſo wie die Fahne mit dem ſchwarzen Adler weht, ſo wie der „Rock des Königs" die Bruſt des Manns umſchließt, ſo weiß er nur ein Geſetz, ſo kennt er nur eine Meinung, das iſt: die Ehre der preußiſchen Waffen zu wahren. Dies Geſchenk des militäriſchen Bewußtſeins hat der große Friedrich ſeinem Volke gegeben, und die Befreiungskriege haben dieſem Geſchenk neuen Glanz verliehen. Man denke alſo nicht zu gering von dieſen „Referendarien", ſonſt müßte man ſeine Meinung zurücknehmen, wie man ſie vor hundert Jahren in Betreff der „Potsdamer Wachtparade" zurücknahm.

Was das Aeußere der Truppen betrifft, ſo habe ich hier mehre Paraden angeſehn, und häufig Gelegenheit gehabt Offizieren aller Waffengattungen in Geſellſchaften zu begegnen. Das preu-

ßiſche Militär zeigt ungleich mehr Eleganz; ſchon die Art der Bekleidung gibt dem Auge einen gefälligen Anblick. Der dunkle kurze Waffenrock beim Soldaten, den der ſchwarze oder weiße Ledergürtel eng um die Taille ſchließt, die breite nach oben geſchweifte Mütze mit dem Schirm, und im Feſtanzug der Helm mit dem ſchwarzen oder weißen Roßſchweif, iſt eine kleidſamere Tracht als hier die alte Form der kreuzweiſe über die Bruſt geſpannten Bandeliere, und die Geſtalt der Czakos. Die Helme, noch nach antiker Form, bei der Kavallerie ſind noch am kleidſamſten, obgleich ſie ohne Roßſchweife dürftig und zu niedrig dem Kopfe aufpaßen. Man könnte ſagen, die Zweckmäßigkeit, die der oberſte leitende Grundſatz bei jeder Bekleidung und vor allem der militäriſchen ſein muß, verlange, dieſe Kopfbekleidungen müßten ſo ſein weil ſie ſo zweckdienlicher ſeien; allein das iſt nicht der Fall; weder der Helm noch der Czako entſprechen ihrem Zweck — ſchön ſind ſie auch nicht — alſo wozu ſind ſie da? Man hat es als einen Vorzug der öſterreichiſchen Armee angegeben, daß ſie keine bevorzugten Garde-Regimenter

habe; allein es iſt ſchwer dieſen Vorzug einzuſehn. Man ſagt, die ganze Armee ſei des Kaiſers Garde — er brauche keine beſondere; dies gäbe nur Anlaß zu Rangſucht, Neid und Bevorzugungen aller Art. Es mag dies allerdings ſeine Richtigkeit haben. Aus dem erſtern Grunde würde auch Preußens König keiner Garden bedürfen; denn auch hier iſt die ganze Armee ſeine Garde. Allein was die andern Gründe betrifft, ſo möchten ſie wohl von den Vortheilen aufgewogen werden, die ein Elite-Corps der übrigen Armee gewährt. Es ſoll ihr in jeder militäriſchen Tugend als Muſter vorangehen, und — in der unmittelbaren Nähe des Kriegsherrn weilend hat es die Pflicht doppelt wachſam zu ſein über die Geſetze der militäriſchen Pflicht und Ehre. Und dann verlangt die Reſidenz einen gewiſſen repräſentativen Glanz, den ihr das Militär gibt. Freilich kann dieſes Bedürfniß ausarten und in eine koſtſpielige eitle Soldatenſpielerei übergehen, allein bei dem Geiſte, der gerade heutzutage die preußiſche Armee durchdringt, und der in dem Streben nach möglichſt enger militäriſcher Ver-

brüderung sich ausspricht, läßt sich dergleichen am wenigsten befürchten.

Die Uniformen in Oesterreich haben alle einen gewissen Charakter der Einfachheit, schon das Fehlen der Epaulets und der gestickten Kragen nähert hier die Uniform fast dem Civilanzuge. Schwierig für den Nichteinheimischen sind die verschiedenen Dienstgrade zu erkennen, die nur durch kleine Sterne am Kragen sichtbar gemacht werden. Die ungarischen und italienischen Garden — ebenfalls kein Regiment, sondern nur ein Offizierkorps — sind bekanntlich aufgelöst, und seit dieser Zeit versieht die deutsche Garde allein den Dienst in den kaiserlichen Gemächern. Ihre Uniform besteht in einem hochrothen Waffenrock, in enganschließenden weißen Beinkleidern und Stelpenstiefeln und in einem Helm mit Roßhaarbusch. Diese ist nebst der Hofgensd'armerie die einzige auffällige Waffenbekleidung, doch kommt sie lange nicht der prachtvollen Gala-Uniform der Garde du Corps in Berlin nahe, die in der That, so wie sie jetzt ist, das Schönste an militärischer Bekleidung zeigen mag, was man alle

militäriſchen Trachten Europas durchgehend — Rußland mit ſeinen Cerkeſſen vielleicht ausgenommen — finden mag. Dazu kommen die prächtigen jugendlichen Geſtalten, die die Mark, Weſtphalen und das Rheinland nach Berlin ſendet. Die Auswahl von der Jugend des Volks zeigt ſich in Berlin überall dem Auge, hier ſind es oft bejahrte, ja ſogar graubärtige Männer, die man in Soldatenröcken ſieht. So viel von dem „Aeußern" des hieſigen Militärs. Sachkundige verſichern, daß die Manöver und Paraden, die faſt täglich vorfallen, und bei denen der junge Kaiſer beinahe immer zugegen zu ſein pflegt, ein Bild befriedigender militäriſcher Disciplin und muſterhafter Exaktität ſeien: man hört aber auch von den grauſamſten körperlichen Beſtrafungen. Es wird verſichert, daß es nicht möglich ſei mit Ehrenſtrafen allein die Maſſen zuſammenzuhalten. Allein welche exorbitanten Märſche machen dieſe Soldaten! welche Strapatzen erdulden ſie — welche Wunder der rein materiellen Tapferkeit haben ſie in Italien vollführt! Wir kommen auf den Satz zurück, mit welchem wir

begonnen, Preußen hat nicht Urſache Oeſterreich zu fürchten; allein es gering zu achten, wahrlich noch viel weniger; eine eben ſolche Bewandtniß möchte es mit Oeſterreich, Preußen gegenüber, haben. Darum Dank dem Himmel, daß der Bruderkampf vermieden worden!

Wien beſitzt fünf Theater, zwei Stadttheater und drei Vorſtadttheater. Allabendlich wurden während des Faſchings in allen fünf Vorſtellungen gegeben. Das Burgtheater, die ehemalige excluſive Hofbühne, hat von dem Jahr 1848 an die Benennung Hof- und Nationaltheater angenommen. Mit ihr iſt eine weſentliche Veränderung vorgegangen. Früher bewegte ſich der Kreis ihrer Darſtellungen in einem durchweg ſeriöſen Genre, jetzt gibt man neben den großen Tragödien auch Converſationsſtücke, und gerade dieſe Gattung ſcheint bei dem Publikum dieſes Theaters ganz beſonders in Gunſt gekommen zu ſein. Sehr viel tragen hierzu die tüchtigen Kräfte bei,

welche in dem Fache des feinern Luſtſpiels gerade dieſe Bühne gewonnen hat, und ſicherlich unter der umſichtigen Leitung ihres neuen Directors, des Herrn Laube, noch mehr gewinnen wird. Um zuerſt von dem Aeußern der Theater zu ſprechen, ſo muß es jedem Fremden auffallen, wie mangelhaft die Lokale ſind. Keine Provinzſtadt Deutſchlands hat ein ſo miſerables Theaterlokal aufzuweiſen, als die erſte Bühne Wiens, das Burgtheater. Alles iſt hier ſchlecht, Bühne, Sitze, Beleuchtung, Ein- und Ausgänge. Man glaubt ſich verſetzt zu ſehen in die Zeiten, wo das ſtehende Theater ſeinen dürftigen Anfang nahm, und eine kaum geduldete Exiſtenz hatte. Man iſt in den Anfang des achtzehnten Jahrhunderts verſetzt. Das Theater bildet einen Theil der kaiſerlichen Burg, und iſt wie dieſe uralt; deshalb ſeine tauſend Mängel. Vor hundert fünfzig Jahren zurück mag allerdings dieſes finſtre höhlenartige Gebäude, mit ſeiner dürftigen Beleuchtung eines einzigen kleinen Lüſtres, ein ganz ſtattlicher „Komödienſaal“ geweſen ſein; heutzutage iſt die Zumuthung wahrhaft empörend, ein an Comfort

und Luxus gewöhntes Publikum hier ſelbſt die geringſten Anforderungen an Raum und Bequemlichkeit entbehren zu laſſen. Der Wiener liebt jedoch mit einer Affenliebe ſeine alten Gebäude; er hängt mit Aberglauben an den vermorſchten Mauern, und iſt alles Ernſtes der Anſicht, daß, wenn man Platz ſchaffte, um ein neues großes Theater zu erbauen, dies von der übelſten Vorbedeutung wäre. Dann iſt's aber auch ein Kunſtſtück überhaupt Platz zu ſchaffen; es würde aber ſchon gehen, wenn nicht dieſer Widerwille gegen jeden Neubau herrſchte, und es *muß* gehen, denn ſo darf die Sache nicht bleiben. Es liegt dies ſchon aus Sanitätsrückſichten auf der Hand. Wenn einmal, was der Himmel verhüten möge, bei vollem Hauſe hier Feuer ausbräche, ſo wären bei dieſer Enge und dieſer Verworrenheit der Ausgänge, die einem Labyrinth gleichen, die Zuſchauer unrettbar verloren. Dieſer beängſtigende Gedanke verläßt Einen nicht, während man auf den kleinen Folterbänken ſitzt, die hier Sperrſitze genannt werden, wenigſtens mich hat er, ſo oft ich dieſes Theater beſuchte, nicht verlaſſen. Hat

man denn an dem furchtbaren Brande des Karlsruher Theaters ſich nicht ein Exempel genommen? Und will man erſt das Unglück hereinbrechen laſſen und dann an die Umgeſtaltung und Verbeſſerung gehen? Doch nicht allein das Gefährliche des Lokals, auch ſein Schmutz und ſein morſches Alterthum iſt zu tadeln. Da iſt kein einziger breiter Gang, kein Vorzimmer, keine irgend anſtändige Treppe; an Foyers im neuen Styl iſt nun vollends nicht zu denken. Man ſtolpert durch enge, übelriechende, ſchmutzige Gänge, über gewundene enge Treppen, und gelangt endlich in einen kleinen, mit verſchwärztem rothen Papier ausgeſchlagenen Kaſten, der eine erſte Rangloge genannt wird. Hier findet man — wenn man ſie überhaupt im Dunkeln finden kann, obgleich das Lüſtre ſchon lange ſeine volle Glorie entfaltet — drei Stühle und ebenſoviel an die Wand geheftete Bänke. Die drei hartgepolſterten, oder vielmehr gar nicht gepolſterten Stühle füllen ſchon an ſich, ohne daß Jemand darauf ſitzt, die Loge vollſtändig; man kann ſich alſo denken, wie man ſitzt. Die Logen zweiten und dritten

Ranges fallen in dem Verhältniß zu der ersten noch weiter ab von allen Gesetzen, nicht des Luxus, sondern des nothwendigsten Anstandes. Alles starrt von Schmutz und ist seit undenklichen Zeiten nicht renovirt. Der Wiener findet das „gemüthlich“ und fühlt sich ganz wohl in seinem „Burgtheater“. Das Parterre hat Steh- und Sitzplätze; wer aber mit seinem Körper es gut meint, nehme lieber einen Stehplatz, ehe er auf dem Sitzplatz Höllenqualen sich aussetzt. Will es das böse Geschick und man erhält zwei nur einigermaßen corpulente Nachbarn, so befindet man sich auf einem solchen Sitzplatz in der Situation eines Citronenkerns, der alle Augenblick bereit ist, aus der gepreßten Citrone herauszuspringen. Dabei treiben die Kniee des hinter uns Sitzenden ein mörderisches Spiel mit dem untern Theile unseres Rückens, und zwingend uns unsere Kniee wider Willen in dieselben Theile des vor uns Sitzenden zu bohren. Man kann sich denken, welch ein Mienenspiel sich bei dieser Gelegenheit entfaltet und welche nur halb unterdrückte Seufzer und Flüche laut werden. Es ist viel gesagt,

wenn ich dennoch versichre — alle diese Leiden sind vergessen von dem Augenblick an, wo der Vorhang aufrollt und das wahrhaft vortreffliche Spiel beginnt. Wie bei jedem Unglück doch immer noch ein ganz kleines Stückchen Glück sich zeigt, so wirkt wunderbar gerade dieses miserable Theater die Bühne selbst zu heben. Die Bühne ist klein, aber sie ist gut beleuchtet — natürlich weil die Zuschauer halb im Finstern sitzen — und man sieht und hört gut. Auch für die Direktion ist dies Angenehme bei dem Theater, daß es nur wenig Menschen faßt, so ist's immer gefüllt, ja oft überfüllt. Darum sagen auch die Wiener, bauen wir ein größeres Theater, so wird es leer sein. Allein dies ist nicht zu fürchten: bei der erwachenden Theaterlust und einer Direktion, wie sie jetzt ist, wird selbst ein großes Theater nicht leer sein, und man könnte die Preise ermäßigen, die jetzt beim Burgtheater etwas hoch sind.

Ich gehe jetzt auf Schauspieler und Direktion über. Man muß annehmen, daß die dramatische Kunst gegenwärtig ganz im Verfall ist, daß keine Talente auftauchen, die sie heben, daß das Theater

nur eine veredelte Art Caſino, ein conventioneller Ort geworden, wo man herkömmlich gewiſſe dramatiſche Reminiszenzen wiederholen ſieht. Etwas anderes iſt das Theater nicht. Die Bühne der Welt nimmt zu ſehr unſere Theilnahme in Anſpruch, und dann will jedes Inſtitut, ſoll es von der wahren Kunſt befruchtet ſein, immer lange Ruhepauſen haben, wo das Feld brach liegt, und der Boden zu künftigen Früchten ſich kräftigt. Eine ſolche Zeit iſt jetzt, und ſie hat ſchon drei Jahrzehnte gedauert. Daher, weil eigene Talente fehlen, die krampfhaften Beſtrebungen, gänzlich fremde Richtungen und Geſchmacksphaſen auf's Theater zu bringen — das altengliſche, das altſpaniſche Theater! Taube Blüten, die welk vom Stamme fallen. Was einmal die Welt erfreute — iſt im Stande, ſie zu andern Zeiten herzlich zu langweilen. Unter ſolchen Umſtänden iſt's nicht leicht, Theaterdirektor zu ſein — es iſt leicht, wenn man ſich darein ergibt, leere Häuſer zu haben — aber wenn man dies nicht will, dann gehört zu einem guten Theaterdirektor die ſeltene Kunſt, etwas Ueberflüſſiges ſo lange zu

drehen und zu wenden, bis es als etwas Nothwendiges erſcheint. Das recitirende Schauſpiel iſt für uns etwas Ueberflüſſiges, wir können mit dem Geklimper der Oper, mit dem bunten Plunder des Ballets und hier und da ein paar Lokalpoſſen ganz gut durchkommen; Niemand, außer ein paar unverbeſſerliche Hypochondriſten würde nach „alten klaſſiſchen Stücken“ fragen. Man könnte abwarten, bis die „Kunſt der Bühne“ ſich wieder aus ihrem Staube erhebt, bis ſie wieder ein „Bild des Lebens“ wird, unſeres Lebens. Und wahrlich der große Dichter unſterblicher Tragödien ſteht vielleicht ſchon hinter den Couliſſen. Stoff genug haben die Kämpfe der Neuzeit für ihn geſammelt. Ehe er aber erſcheint, muß, wie geſagt, ein Direktor ein geſchickter Escamoteur ſein, der da aus einer leeren Flaſche volle Gläſer ſchenkt. Laube iſt ein ſolcher. Er betreibt die Sache ſo ernſthaft und mit einem ſolchen Eifer, daß das Publikum erſtaunt über die Fülle dramatiſcher Genüſſe, die es allabendlich hat. Hebt man freilich den Vorhang des Escamoteurtiſches auf, ſo ſieht man die Leere und die Armuth. Es ſind

eben — wie überall die „alten Stücke“ und die „Bearbeitungen aus dem Franzöſiſchen“, nichts Eigenes, weder Großes noch Kleines, nichts im Sturm und Sonnenſchein der Zeit Emporgewachſenes. Aber wo das auch hernehmen? Laube hat den einzig möglichen Weg eingeſchlagen, das Schauſpiel heutzutage zu Etwas zu machen; er ſorgt für Darſteller, die die kleinſte Rolle zu einer Ehrenſache ſtempeln. Ich habe ſchon lange dem Theater den Rücken gekehrt, und namentlich in Berlin kenne ich die Bühne nur nach Hörenſagen; hier in Wien iſt mir wieder die langvergeſſene „Muſe“ entgegengetreten, hier in Wien hab' ich's wieder erklärlich gefunden, daß man Theater aufſucht. Ein beliebtes Intriguenſtück aus der neufranzöſiſchen Schule, „die Erzählungen der Königin von Navarra“, von dem ich in Berlin nicht den erſten Akt zu Ende habe ſehen können, hat mich hier bis an die Schlußphraſe gefeſſelt, und ich erkläre mir dies nicht anders, als durch das „meiſterhafte Zuſammenſpiel.“ Dadurch allein kommt einige Wahrheit und einigermaßen Zuſammenhang in dieſes hiſtoriſche Kaleidoskop, wo die

Thatsachen wie farbige Glasscherben in jeder Scene anders zusammengerüttelt werden, um bald diese, bald jene amüsante Figur zu bilden. Es ist das lustigste Durcheinander historischer Reminiscenzen. Da verliebt sich Alles auf den Klingelzug, da wandeln die Helden ihre Gesinnungen mit den Coulissen, da laufen Kammerfrauen mit den grossen Thatsachen der Weltgeschichte herum, als wären es Wäschebündel, da wird mit der Liebe Fangball gespielt, und Entsagung und Tugend sind um Pfeffernüsse feil. Die Franzosen, aus lauter Furcht zu cunuyren, machen aus der Weltgeschichte eine Harlekinsjacke. Aber belustigend, geistreich anregend und beschäftigend sind diese Compositionen immer, und damit ist schon viel für die Bühne gewonnen. Wie die jetzige Politik Frankreichs, so ist auch das historische Intriguenspiel Scribe's nur auf geistreiche Impromptu's basirt. Es ist unnütz, den Inhalt des obigen Stückes näher auseinandersetzen zu wollen; es hat eigentlich gar keinen Inhalt. Es zeigt sich hier ein Karl der Fünfte, es zeigt sich hier ein Franz der Erste. — Beide so scharf ausgeprägte

hiſtoriſche Phyſiognomien, die ſich hier gegenübergeſtellt ſind, und Beide durch fünf Akte hindurch um den Preis ringend, welcher von Beiden öfter als der Andere aus ſeinem Charakter zu fallen vermag, welcher von Beiden eine lächerlichere Puppe darſtellt. Doch kein Wort weiter von dem Stücke, nur von den Darſtellern. In der Perſon des Herrn Dawiſon beſitzt die Bühne ein entſchieden großes Talent, er erinnert lebhaft an Seidelmann, dieſelbe ſcharfaccentuirte Mimik, die düſtre, geheimnißvolle Größe, die draſtiſche Kraft im Erfaſſen einer Situation, nur der kauſtiſche Hohn Seidelmanns geht ihm ab. Ebenſo wie Seidelmann iſt auch Dawiſon nicht gemacht, jugendliche ſentimentale Rollen zu geben, ſie mißlingen ihm. Er iſt ein Pole von Geburt und hat in Paris ſeine Studien gemacht. Es möchte, wenn nicht alle Anzeichen trügen, ſeiner eine große Zukunft und ein überall verbreiteter Name warten. Nächſt ihm entwickelt Herr Meixner in ſeiner nur untergeordneten Rolle ein entſchieden komiſches Talent; ſeine Maske war vortrefflich. Ueberhaupt waren die Coſtüme

durchgängig mit einer Exaktitüde historisch treu eingehalten, wie ich's auf keiner andern Bühne gesehen. Man glaubte Titian'sche und van Dyck'sche Portraits aus ihren Rahmen treten zu sehen. Besonders das Costüm der königlichen Braut und der Schwester Carls waren vortreffliche Illustrationen der damaligen Hoftrachten. Und wenn dieses Studium auf Stücke dieser Art verwendet wird, wie viel mehr wird man sich Mühe geben, die Meisterwerke der Bühne äußerlich so auszustatten, daß nichts zu wünschen übrig bleibt, und dies geschieht auch. Von den Damen zeichneten sich Fräulein Neumann, die Tochter der unvergeßlichen Haizinger, und in ihrer kleinen, aber wirkungsvollen Rolle Fräulein Grafenberg aus. — Eine andere „Uebertragung" war König Heinrich der Vierte von Shakespeare, welches Stück Laube aus den zwei bekannten Dramen in Eins zusammengezogen hat. Die Shakespeare-Narren werden nicht verfehlen, ihn hierfür zu steinigen, das Publikum wird ihm aber dankbar sein; denn — dies mag nun ketzerisch klingen oder nicht — Shakespeare ist nun einmal für

uns und unſere Bühne nicht anders genießbar, als wenn eine geſchickte Hand ihn kürzt und gelegentlich auch ummodelt, ſo wie Schiller und Goethe es gethan. Die Shakeſpeare-Manie, die nicht duldet, daß das Tüpfelchen auf dem i an ihrem göttlichen Meiſter bei ſeiner Darſtellung auf der Bühne ausgelaſſen werde, hat unſer Theater mit zu Grunde richten helfen. Das arme Publikum, das ſich anfangs mit allen Kräften gegen dieſe romantiſche Marteranſtalt ſträubte, zu der das Theater durch Shakeſpeare und Calderon umgewandelt wurde, litt zuletzt geduldig das Wüthen dieſer Kritiker, die von der eigentlichen Bühne nichts verſtanden, und machte zuletzt ſeinen Widerſpruch nur durch Wegbleiben vom Theater merkbar. Es iſt nicht zu ſagen, wie deutſche Kritiker und Dramaturgen, wie Tieck, dem Theater geſchadet haben. So lange Tieck ſich mit dem Theater beſchäftigte, ſo lange lag es in den letzten Zügen. Den Schauſpielern wurde Unmögliches zugemuthet, ſie ſollten harte, holprige Verſe ſprechen und tolle Grimmaſſen ſchneiden. Ganze Bibliotheken wurden geſchrieben über

die Darſtellung eines einzigen Shakeſpeare'ſchen Narren. Tieck, nach Berlin verſetzt, fing an dieſelben Marotten auch dort zu treiben, und er, der, wenn er den Weg hätte einſchlagen wollen, die junge aufſtrebende Kunſt zu heben, was ihm jedoch ſein Neid nicht geſtattete, einflußreich und belebend hätte wirken können, trieb die Narrheit auf die Spitze, indem er ſeine eignen ſinnloſen Poſſen, den geſtiefelten Kater, mit einem unermeßlichen Aufwand an Koſten zur Darſtellung brachte. So rief denn dieſer hochtrabende und barocke Unſinn die Plattitüde als Gegenſatz hervor, und einem geſtiefelten Kater folgte eine Birch-Pfeiffer. In Berlin wird es Jahrzehnte dauern, ehe irgend etwas wieder vorfällt, was die Bühne bemerkenswerth macht, ſo gründlich haben der alte Shakeſpeare-Phantaſt und die Vielſchreiberin ſie in den Boden geſtampft. Durch die Kürzungen, die Laube mit dem erhabenen Zeitgenoſſen der jungfräulichen Königin vorgenommen, bleibt immer noch ein Strudel von loſe zuſammenhängenden Scenen, allein es ballt ſich hier und da doch der Stoff zu einem Bühnenintereſſe zuſammen, und

lange, nichtsſagende Scenen und Reden ſind fortgelaſſen, auch Falſtaff's Charakter, auf deſſen Schauſtellung es ganz beſonders ankommt, gab ſich genügend und in ziemlich gerundeten Situationen kund. Ich will nun offen bekennen, daß ich keinen einzigen Spaß dieſes ſo berühmten Spaßmachers goutire; daß Beckmann oder Scholz in der Reiſe nach Spanien oder in der Reiſe auf gemeinſchaftliche Koſten meine Lachmuskeln unendlich viel mehr in Bewegung ſetzten, als dieſe „kaltgewordenen" hiſtoriſchen Späße Falſtaffs. Ich erkenne an, daß die Maske komiſch iſt, daß ein lächerlicher, prahleriſcher, unbeholfener Feigling eine gute Luſtſpielfigur iſt, aber ich ſtreite ab, daß dieſer Feigling mit ſeinen Späßen und Abenteuern für uns noch komiſch iſt. Die Periode iſt uns zu fern, wo dieſe Figur ſpielt. Zu den Zeiten der Königin Eliſabeth, in dieſer einestheils gelehrt pedantiſchen, anderntheils noch kriegeriſchen Zeitgeſittung, kann ein ſolcher liederlicher Prinz, und ein ſolcher Spaßmacher Unglaubliches an Wirkung gehabt haben, für uns — ſein wir nur ehrlich, und laſſen wir

uns durch kein kritiſches Gekrächze irre machen — für uns ſinds nichts als abgeblaßte Figuren an einer alten Tapete. — Wir lachen — aber wir lachen mit dem Verſtande. Da iſt's denn voll genügend, wenn wir das Buch zur Hand nehmen und leſen. — Herr Anſchütz, ein renommirter Künſtler, aber gewöhnlich in dem ernſten Fache auftretend (er gibt den König Lear, Nathan den Weiſen), ſtellte diesmal den Fallſtaff dar. Seine Maske war gut, nur war er nicht „feiſt" genug, und nicht genug luſtiger Saufbruder. Das Zuſammenſpiel ging hier nicht ſonderlich, allein welche Kunſt der Welt kann auch beim Shakeſpeare ein Zuſammenſpiel zu Wege bringen? Beim Leſen thut's die Phantaſie, die bekanntlich der beſte Theaterdirektor und der geſchickteſte Regiſſeur und Maſchiniſt in einer Perſon iſt. — Um noch die übrigen Shakeſperiana kurz zuſammenzufaſſen, ſo bemerke ich, daß man im Laufe des Faſchings den Hamlet gegeben hat, und die Darſtellung des Coriolan vorbereitet. Im erſtern Stücke — das ich nicht geſehen habe — ſoll die Rolle des Helden von Herrn Wagner trefflich

gegeben worden ſein; im zweiten Stück verſpricht man ſich von Herrn Dawiſon als Julius Cäſar Großes, was ich gerne glauben will, denn eine ſo überwiegende Begabung, ein ſo ſchöpferiſches Talent, wie es dieſem darſtellenden Künſtler inne wohnt, muß, wo ein großartiger Carton des Dichters vorliegt, wie es beim Shakeſpeare der Fall iſt, mit der Ausfüllung und in Farbeſetzung der Umriſſe ein herrliches Gemälde zu Stande bringen. Ich möchte Herrn Dawiſon in „Ludwig XI. in Peronne“ ſehen, in einer von Seidelmann's Glanzrollen; er wird ihn ſicherlich erreichen, wo nicht übertreffen. — An Luſtſpielen hab' ich im Burgtheater ein paar alte Stücke geſehen: Kotzebue's Pagenſtreiche und Raupach's Zeitgeiſt; in beiden hab' ich keine hervorſtechenden Talente bemerken können; es mag ſein, daß die Schuld hiervon an der Wahl der Stücke lag. Zwei renommirte Namen, Herr La Roche und Herr Wilhelmi wirkten mit, in dem letztern zwei ſehr beliebte und belobte Damen, Fräulein Neumann und Fräulein Wildauer. Meiner Anſicht nach hätte Herr Meixner, der Gewandtheit mit lebendigem Spiel

vereint, den Pagen beſſer gegeben. Leider habe ich nicht dazu gelangen können, das Spiel der Frau Rettich zu bewundern; ſie wird ſelten beſchäftigt, obgleich ſie noch in der Fülle ihrer Kraft ſein ſoll; in Geſellſchaft bin ich mit ihr zuſammengetroffen, wo ſie jedoch Saloudame war, wie alle übrigen. — Das Kärnthnerthor-Theater gibt nur Opern und Ballete. Da das Theater-Lokal wo möglich noch enger, ſchmutziger und verbauter iſt, als das der Burg, ſo kann man ſich denken, wie mesquin auf einer ſolchen Bühne die immenſen Operntableaux heutzutage ausfallen müſſen. Ich habe nur kleine Opern geſehen und dieſe mit vortrefflicher Beſetzung, ſo Roſſini's unſterblichen Barbier, in welchem Fräulein Zerr mit ihren Colloraturen das Publikum entzückte. Bekanntlich beſitzt dieſe Bühne muſikaliſche Kräfte in großer Bedeutung, ſo Staudigl, Ander, Erl u. A. Für die Faſching-Saiſon hatte man den Weber'ſchen Oberon mit großen Koſten und Fleiße neu in Scene geſetzt; durch den Mangel an Raum thaten Dekorationen und Ballets aber keine Wirkung. Die prächtige Opernbühne in Berlin

drängte ſich mir ſtets zum Vergleiche auf; etwas ſo im wahren Sinne Feenhaftes, wie dort zu Stande gebracht wird, namentlich in den Ballets: „Der Seeräuber“, „Der Feenſee“, „Die Whillis“ wird vielleicht nur von der großen Oper in Paris oder in Petersburg übertroffen. Nach Wien muß man nicht kommen, um einen Augengenuß dieſer Art zu haben — ſchon die miſerablen Theater-Lokale machen von vornherein jede Anſtrengung der Regie zu nichte.

Ich gehe jetzt, um in meinem Gegenſtande nicht zu weitläufig zu werden, zu den Vorſtadtbühnen über. Wie überall in der Vorſtadt ſo iſt auch für die Theater Platz in Fülle, und deßhalb auch für Eleganz und Bequemlichkeit. Ich fange mit dem eleganteſten und bequemſten Theater an, mit dem Carl Theater (Leopoldſtädter-Theater). Es iſt neu erbaut, roth mit Gold dekorirt, und zählt ein bequemes Logen-Parterre und drei Logenreihen. Die Sperrſitze ſind bequeme, gutgepolſterte Fauteuils. Ein moderner Gas-Lüſtre von entſprechender Größe erleuchtet das Haus vollſtändig. Die Bühne hat das

rechte Maaß für ein Vorſtadt-Theater, ſie iſt nicht zu groß; man ſieht und hört überall gut. In dieſes ſchöne Theater hatte ſich leider während der Saiſon der Eskamoteur Herrmann eingeniſtet, deßhalb kam ſelten eine dramatiſche Darſtellung zur Geltung, dies war für mich doppelt ein Verluſt, weil hier Neſtroy ſeinen Thron aufgeſchlagen hat, und das Reich der komiſchen Muſe zugleich mit ſeinem Mitregenten Scholz gemeinſchaftlich zu beherrſchen übernommen hat. Die wenigen Darſtellungen, die ich ſah, waren alle vortrefflich — in ihrem Genre, muß man hinzufügen. Neſtroy's Komik iſt ganz lokal; ſie iſt dem Wiener Leben einverleibt, und kann wie eine Pflanze nicht gut verſetzt werden. In Berlin hat man an Neſtroy's Spiel weder Gefallen gefunden, noch ihn in ſeiner Eigenthümlichkeit gewürdigt. Hier in Wien muß man ihn ſehn um jede ſeiner Späße, jedes ſeiner Geſten verſtändlich und komiſch zu finden. Ich ſah ihn in einer Poſſe, die er angeblich aus dem Franzöſiſchen übertragen, eigentlich aber wohl ſelbſt componirt hatte, oberflächlich einen franzöſiſchen Canevas benutzend.

Es iſt die Geſchichte eines untergeſchobenen Kindes, das man einem alten Hageſtolzen heimlich in deſſen Zimmer bringt. Das Entſetzen, das der arme Junggeſelle bei Auffindung der unerwünſchten Gabe zeigt, ſeine Verſuche den muthmaßlichen Vater zu erforſchen, die Verwicklungen, die auf dieſem Wege herbeigeführt werden, ſind eben ſo viele mit der friſcheſten Komik, dem luſtigſten Humor ausgeſtattete Triumphe für Neſtroy, der den alten Junggeſellen giebt. Die zwei erſten Akte ſind unübertrefflich an Wirkung, leider hat es dem Schöpfer dieſer Poſſe gefallen, im dritten Akt eine Art muſikaliſchen Quodlibet's einzuſchachteln, das gar nicht paßt und den Zuſammenhang des Ganzen zerreißt. Darin zeigt Neſtroy, daß er kein Geſchick für die dramatiſche Einheit ſeiner Entwürfe hat; er iſt nicht Poet wie es Raimund war, für deſſen Nachfolger er ſich ausgiebt. Neben Neſtroy glänzte Scholz, deſſen Maske ſchon an und für ſich eine ganze Poſſe aufwog. Er ſtellte einen Gimpel vor, der von ſeiner Frau betrogen wurde. Das Geſicht war durchaus eine Affenfratze; aber dennoch lag in ihr ſo viel ächt-

menſchlicher Dünkel und lächerlicher Hochmuth, daß der Affe beſcheiden zurücktrat, und dem Menſchen den obern Rang einräumte. Eine Schauſpielerin von ſeltenem Talent wurde mir in der Perſon der Frau Blumauer bemerkbar; leichtes, graziöſes Spiel, und Bekanntſchaft mit den Manieren und Grimmaçen der großen Welt, elegante Toilette — befähigen ſie in Converſationsſtücken die Salondame zu ſpielen. Ich habe außer Charlotte Hagn keine deutſche Darſtellerin gefunden, die ſo fein und anmuthig dieſes, oft ſo grob behandelte Genre, ein Genre in welchem bekanntlich die Franzöſinnen ſo meiſterhaft ſind, darzuſtellen weiß. Frau Blumauer müßte ein geeigneteres Feld ihrer Thätigkeit aufſuchen — ein Theater wie das hier bezeichnete, kann ſchon ſeiner Beſtimmung nach nicht für ſolche Talente die geeignete Bühne ſein. In einem ebenfalls ſehr gut beſetzten Luſtſpiele „Junge Greiſe, alte Burſche" ſah ich Herrn Birkbaum den Alten vortrefflich ſpielen. Seine Komik war keineswegs übertrieben, ſeine Maske von Wirkung, ſein Spiel auf genaue Beobachtung

der Natur baſirt. Auch in dieſem Luſtſpiel leiſtete Frau Blumauer Ausgezeichnetes. Ich denke mit Vergnügen an die Abende zurück, die dieſes Theater mir gegeben. Nächſt ihm iſt das geſchmackvollſte und bequemſte das Theater an der Wien. Die Dekoration des Hauſes iſt blau mit Silber; die Beleuchtung iſt nicht gerade gut, aber auch nicht ſchlecht, die Logen werden hier ſchon eng die Parterreſitze unbequem; die Bühne ſelbſt hat die meiſte Größe. Man giebt jetzt hier die durch die ganze Welt bekannten Wiener Zauberpoſſen. Hier iſt's geweſen, wo der unvergeßliche Raimund der von der Kritik nicht genug gewürdigt worden iſt, denn er war Poet in der eigenſten Bedeutung, und dabei ſchöpferiſcher Darſteller, genialer Künſtler, ſeine Muſe zuerſt der Welt vorführte. Aber dieſes Theater beſitzt noch einen großen Stolz, es brüſtet ſich mit der Thatſache, daß Mozarts unſterbliche Zauberflöte zum erſtenmal hier das Licht der Welt erblickt habe. Als Erinnerungszeichen dieſes Triumphes ſitzt noch jetzt über dem Eingang zum Theater Papageno, und bläſt ſeine Rohrflöte; neben ihm ſein Vogelbauer. Das

Theater war aber nicht immer der heiterern Muſe allein geöffnet, auch Grillparzer's Ahnfrau zog hier ein, und trieb hier ihren mitternächtlichen Geſpenſterſpuk; und Sapho deſſelben Dichters ſtürzte ſich hier vom Felſen. Zur Zeit des Wiener Congreſſes wurde dieſes Theater ſo ausſchließlich ſtark beſucht, daß man über den im Viereck gebauten innern Hof eine Zeltleinwand ausſpannte um die Zuſchauermaſſe vor den Einflüſſen der Witterung zu ſchützen. Jetzt iſt dieſes ſo berühmte Theater faſt leer, und man kann ſich den Platz wählen, wenn man kommt. Die hier wirkenden komiſchen Hauptkräfte ſind die Herren Rott und Treumann. Der letztere, ein noch ganz junger Mann von unleugbarem Talent, und wie alle Wiener einheimiſchen Talente ſcheint er gleichſam auf der Bühne geboren, ſo iſt er auf ihr zu Hauſe. Dieſe gar zu große und ſchon ſo früh erlangte Routine iſt jetzt manchesmal dem Talente in ſeiner Fortentwicklung mehr hinderlich als förderlich, ſie begünſtigt die bekannte „Couliſſen-Reißerei", der Verderb alles beſſern Strebens. Herr Rott

hat nicht die Volubilität der Zunge wie Neſtroy, er ſpricht dafür für den Fremden verſtändlicher; im Ganzen genommen gleichen ſich die Wiener Komiker — oft zum verwechſeln. Es iſt überall derſelbe Typus. Dies ſchadet jedoch nicht, es ſpiegelt ſich in dieſer Eigenthümlichkeit der Volkscharakter, und ſomit bleibt das Genre immer friſch und mannigfaltig, während anderswo es ſchon längſt knöcherne Manier geworden wäre. Dieſe Bühne und zugleich die der Joſefſtadt geben faſt ausſchließlich die bekannten Zaubermährchen und Spektakelſtücke. Das Schema zu dieſen Stücken iſt ein ſehr einfaches: irgend ein verwickelter Handel findet auf Erden ſtatt, um ihn zu löſen miſchen ſich die Geiſter, die Feen und Zauber ein. Die Moral iſt handgreiflich ein Liederlicher wird gebeſſert, ein Hageſtolz wird zur Ehe genöthigt, ein armes Liebespärchen wird mit Reichthümern überſchüttet. Das komiſche Element dabei iſt, daß im Feenreich platt wieneriſch konverſirt wird. Ein poetiſcher Gedanke, ein tiefer liegendes Motiv, wie bei den Raimund'ſchen Zauberſpielen, liegt bei den neuen Produktionen nicht

zum Grunde. Während dieſes Faſchings hatten die Directionen dieſer beiden Theater es ſich zur Pflicht gemacht, die alten Poſſen in dieſem Genre wieder neu zu beleben, und ſiehe da — ſo ſtabil iſt Wien in ſeinem Geſchmacke — ſie haben ihre Würze nicht verloren. Eine derſelben mag hier — als Repräſentantin der Gattung — etwas näher beleuchtet werden. Sie heißt „die Fee aus Frankreich, oder der roſenfarbene Geiſt.“ Schon der Titel iſt gemacht um die Neugier zu reizen Was hat es mit dem roſenfarbenen Geiſt für ein Bewandtniß? Wie geht es zu, daß gerade aus Frankreich eine Fee kommt? ſo fragt ſich die neugierige Menge großer Kinder, die ſich vor dem Vorhang, der noch die Zauberwelt verſchließt, verſammelt haben. Nur Geduld, der Vorhang rauſcht auf, und — gleich nach den erſten Scenen ſehen wir ſchon die Fee aus Frankreich auf ihrem Wolkenthrone erſcheinen. Warum ſie gerade aus Frankreich iſt, erfährt man nicht — warum aber auch ſo neugierig ſein? Wir haben uns einmal darauf gefaßt gemacht, lauter unerklärliche Dinge mit anzuſehen. Die Fee aus Frankreich

begibt ſich nun an ihr Geſchäft, ſie geht daran, einen unverbeſſerlichen alten Junggeſellen von ſeinem Weiberhaſſe zu kuriren. Dieſe Aufgabe könnte recht hübſch gelöst werden, aber ſie wird unbeſchreiblich platt gelöst. Die Fee will ihr Opfer zur Liebe bekehren, und ſie läßt es alle Schattenſeiten der Verhältniſſe mit Frauen durchmachen — heißt das einen Hageſtolzen eines Beſſern belehren? Es kann nothwendig nur dazu führen, ihn erſt recht in ſeinem Weiberhaſſe feſt zu machen. Aber wir müſſen uns gleich anfangs gewöhnen, Conſequenz und überhaupt Sinn und Verſtand bei unſerer Poſſe aus dem Spiel zu laſſen. Zuerſt tritt der arme Hageſtolz in einen jungen Gimpel verwandelt auf, der ſentimentale Phraſen à la Werther — was an die Zeit der Entſtehung der Poſſe mahnt — winſelt. Er liebt eine Wäſcherin und hat zum Nebenbuhler ſeinen eignen Vater. Alſo zuerſt Qual — Entſagung. Dann wird er in einen eiferſüchtigen Mann verwandelt, einen Haarkräusler — er wird von ſeiner Frau betrogen; zweite Qual. In der dritten Prüfung wirbt er als dicker alter Pächter um eine junge

Bäuerin und wird von dieſer abgewieſen. Jetzt meint man, der Arme werde den Kreis ſeiner trüben Erfahrungen durchlaufen haben — aber nein; auch noch als Geiſt ſoll er ſchlimme Dinge zu hören bekommen. Zuletzt zeigt ſich wieder die Dekoration des erſten Aktes und die Fee aus Frankreich erſcheint auf's Neue; der Hageſtolz bekennt ſich reumüthig zur Liebe bekehrt. So wenig Sinn dieſes Zauberbild hat, ſo kommen dennoch Situationen von ächt komiſcher Wirkung darin vor, und ſo trefflich wie man hier gerade dieſe Gattung ſpielt — wird man zum Mitlachen gezwungen. Die Scene, wo der eiferſüchtige Friſeur, ohne es zu wiſſen, ſeine eigene Frau zum Ball friſirt; wie er den einen fehlenden Portechaiſenträger erſetzt, und ſie ſo ſelbſt auf den Ball trägt, iſt eine Erfindung, eines beſſern Stückes würdig. Auch macht es ſich phantaſtiſch komiſch, wie er als roſenfarbener Geiſt ſeiner eignen Leiche als Leidtragender zur Beerdigung folgt. Dennoch bleibt aber der Unſinn überwiegend. — Ein anderes altes Stück war „Sylphide das Seefräulein," und zu einem wahren Ent-

zückungsſturme riß das Publikum dieſer Bühne die Wiedererweckung der alten „Teufelsmühle auf dem Wienerberge“ hin. Es war gerade Faſching-Montag, und alle Kadettenſchulen hatten ſich entleert, und ihren jubelnden Inhalt der alten Teufelsmühle zugeſchickt. Nie hab' ich noch ein ſo tauſendſtimmiges friſches Lachen gehört, noch nie ein ſo gänzlich kritikloſes Publikum. Dicht neben mir ſaß ein kleiner Weißrock, der die Höhe ſeines Czako's nur um Weniges überſchritt; und der einen mächtigen Säbel an ſeiner Seite hatte. Dieſes kleine Weſen kam bald um vor Lachen und kreiſchte ſo laut und ungenirt, daß ſein Stimmchen faſt das Brüllen des armen Kasperle übertönte, der eben oben auf der Bühne auf dem Zauberеſel durch die Luft ritt. Aber nicht allein dieſe Knaben, auch ganz ernſthafte alte Männer hab' ich lachen ſehen; ſie mochten ſich wohl an die Zeiten ihrer Jugend erinnern. Dabei klangen die alten Melodien ſo rührend kindlich — wie aus weiter, weiter Ferne herüber. Ich höre, man will auch die „Schweſtern von Prag“ und die „Donaunymphe“ geben. Ich werde nicht verfehlen,

ſie mit anzuſehen. Das iſt das alte, wiedererweckte harmloſe Wien. Hier erinnert keine Sylbe an die Märzdonner und Märzblitze, die über unſerm Haupte dahingegangen.

Das Aeußere des Joſephſtädter Theaters iſt das am wenigſten elegante unter den Vorſtadttheatern, doch würde man ſich immerhin glücklich ſchätzen, ein ſolches Theater innerhalb der Stadtmauern zu beſitzen. Ich ſah auf dieſer Bühne ein neues Feen- und Zauberſpiel, das ſich die Aufgabe geſtellt hatte, in die von Raimund angegebene Bahn wieder einzulenken. Aber der Verſuch war gänzlich verfehlt. Was bei Raimund, dieſem urſprünglichen Dichter, ſich als wahr empfundene Gefühlstiefe kundgab, ſchimmerte hier als bloß ſentimentale Rühr-Phraſe, der Organismus des Stückes brach bei der erſten Scene ſchon zuſammen, die abſichtlich angebrachten modiſchen Schmeicheleien für das Volk wirkten das Gegentheil, die Perſonen waren ſinn- und charakterlos. Das Publikum zeigte eine geſunde Kritik, denn ſchon bei der dritten Aufführung des „Roſenzaubers" war das Haus nur ſpärlich be-

ſetzt. Bei Glück machenden neuen Stücken gehören fünfzig, ja hundert Darſtellungen zu nichts Seltenem. Doch war bei dieſem Stücke das Auffallende, daß zum erſten Male politiſche Anſpielungen darin vorkamen, etwas, was ich bis jetzt noch in keinen der hieſigen Darſtellungen zu hören bekommen. Man ſagte mir, daß noch vor kurzer Zeit zurück es Stücke gegeben habe, die von ſolchen Anſpielungen wimmelten, und gleichſam zuſammengehäuften Artikeln irgend eines oppoſitionellen Blattes glichen. Es wäre mir intereſſant geweſen, ein ſolches Stück hier in Wien zu ſehen, und das Verhalten des Publikums dabei zu beobachten; in Berlin, wie ſchon bemerkt, hat dieſes Genre eigentlich nie aufgehört, und das ſo vortreffliche Witzblatt Kladderadatſch ſteht in unausgeſetztem Wettkampf mit den kleinern Bühnen in Berlin, welcher Theil dem andern es in pikanten, mehr oder minder verſteckten Anſpielungen auf die Tagesgeſchichte zuvor thun kann. Dies gibt allen Produktionen der dortigen Bühne den vibrirenden Nerv. Ein Theil des Publikums ärgert ſich, ein anderer freut ſich, aber

beide ſind unleugbar bewegt, und bewegen ihrerſeits wieder die Darſteller. Ich bin weit entfernt, dieſem Kitzel, wenn er weiter nichts iſt, als das, das Wort zu reden, iſt er aber, wie unleugbar in Berlin, das Zeugniß der Intelligenz, des Mitlebens aller Klaſſen der Bevölkerung mit dem Staatsleben, ſo kann man dieſe Regſamkeit nur mit Freude begrüßen, und ſie iſt jeder Art von Kunſt, der Bühnenkunſt nun insbeſondere, unendlich förderlich. Die beſten Stücke ſind die, an welchen die Zeit Mitarbeiterin iſt, und die ſchlechteſten ſicherlich die, welche in der abgeſchloſſenen Stille eines Gelehrtenzimmers entſtehn. Ich ſpreche hier von der Volksbühne. Heutzutage iſt aber mehr oder weniger alles Volksbühne; ſelbſt der edle und ſeriöſe Styl, wenn wir genau analiſiren wollen, borgt ſeine anziehendſten Reize von dort her. Dies iſt der Umſchwung der Dinge. Wir können und wollen uns ihn nicht verhehlen. Hier in Wien ſcheint man der Anſicht zu ſein, daß völliges Schweigen über die nächſte Vergangenheit das beſte Mittel ſei, eine geſunde und ruhige Zeit wieder

möglich zu machen. Dieſes Schweigen hat man dem öffentlichen Leben auferlegt, vielleicht wird man's auch der Preſſe bald auferlegen. —

Ich will dieſen Uebergang, der ſich ungeſucht eben darbietet, benützen, um raſch auf die Literatur überzugehn. Es verſteht ſich daß hier nur von denen die Rede ſein kann, die man nach einem alten, und noch in den Compendien der Literarhiſtorien vorkommenden Ausdruck, die „ſchöngeiſtige" Literatur nannte. Vorerſt ſei mir geſtattet etwas über die ebenfalls ſehr veränderte Stellung derjenigen Männer von Talent zu ſagen, die früher ausſchließlich durch ihre Perſon weniger als durch ihre Werke der beſſern und beſten Geſellſchaft angehörten. Ich will von dem ganzen achtzehnten Jahrhundert nicht ſprechen, beſonders nicht von der letzten Hälfte deſſelben wo eine wahre Abgötterei mit den Poeten in Poeſie und Proſa getrieben wurde; wo man an den Höfen ſelbſt dichtete und Romane ſchrieb, und Poeten und Romanendichter mit der zuvorkommendſten Aufmerkſamkeit aufſucht. Man erinnere ſich nur an das Elb-Athen, an das Ilm-

Athen, an das Isar-Athen und an die kleinen sonstigen Athene, und denke an den Triumphzug den Göthe durch die Prunksäle der Großen gethan, und daß er diesen Triumphzug erst mit dem Tode und in einer Fürstengruft beschloß. Ich will nur an die letztvergangenen Dezennien unsers Jahrhunderts mahnen und zu diesem in Vergleich sehen wir jetzt Literatur und Literaten zu einem Vergessen und Nichtbeachten, zu einem absichtlichen und oft rohen Zurückweisen verdammt. Ganz entschieden ist jetzt dieses „Hinausstoßen" der Literatur von den Märztagen wahrzunehmen. Die Lager haben sich gesondert, und die Poeten sind zum Lager des Feindes übergelaufen, diese undankbaren Poeten, denen man so viel in den Pallästen geschmeichelt, die man mit Zuckerbrot und Liebkosungen gefüttert, sind zum Feinde übergelaufen. Woher kommt das? bei den wenigsten dieser flüchtigen Tagestalente ist's das was man „Gesinnung" nennt, was sie zum Uebertritt bewogen, bei der größern Zahl ist's Mode und Hang nach Neuem. Nur zwei oder drei Fälle mag es geben, wo die Poeten unserer Tage

„die Stimme der Zukunft in ihrem Herzen tragend" ſich von dem eitlen Treiben einer demoraliſirten Welt abgewendet haben, um dem Ideale der Einfachheit und der Natur, dem Ideale einer geläuterten Staatsform anzuhängen. Ich ſage nur zwei bis drei Fälle, und in dieſe wenigen Träger unſerer poetiſchen Intelligenz theilen ſich Deutſchland, Frankreich und England. Die übrige faſt unzählbare Menge poetiſcher Halbtalente geht mit der Strömung mit, und wenn dieſe ſtockt, ſtockts auch bei ihnen. Sie haben nichts zu ihrem Eigenthume als die Modephraſe des Tages; mit dieſer machen ſie Taſchenſpielerkunſtſtückchen. Dennoch da ihrer ſo viele ſind, wirken ſie wieder durch die Maſſe, und dürfen deßhalb nicht unbeachtet bleiben. Es fragt ſich alſo ob die Höfe und die in ihre legitime excluſive Stellung zurückkehrende höhere Geſellſchaft wohl daran thut die Schriftſteller des Tages, die Talente der Menge vornehm zu belächeln, kalt zu ignoriren wie ſie es früher gethan, als lange ſchon vor den Märztagen die Literatur mißliebig wurde. Ob es nicht vielmehr klug

wäre ſie durch alle Mittel, ſelbſt durch Schmeichelkünſte zu ſich in das eigene Lager zu locken? Alle Welt ſieht ſich heutzutage nach Bundesgenoſſen um; wir haben bis jetzt die Kanonen und Bajonette gehabt, verſuchen wir es einmal mit Romanen und Gedichten. Daß ein Gedicht wirklich ein Kunſtwerk ſei, darauf kommt es nicht an, die echten Kunſtwerke haben das Ueble an ſich, daß ſie nicht Jedermann verſteht, daß ſie zu ihrem Verſtändniß Anſtrengung und Hingebung erfordern, etwas was wiederum nicht Jedermann bei der Hand hat; alſo man nehme die Talente, nicht in ſo fern ſie ſich wiegen ſondern inſofern man ſie zählen kann. Mit andern Worten man bringe die Poeten wieder in die Säle, aus denen ſie entwichen ſind, mann füttre ſie wieder mit Zuckerwerk, man ſchmeichle ihnen wieder, indem ſchöne elegante Frauen ihre Verſe citiren, Staatsmänner ihre Romane leſen. Man wird die Wirkung ſehen. Es gibt kein charakterloſeres Geſchöpf unter den Sonnen als ein Poet und nun vollends die Halb-Poeten unſerer Tage — die ſind käuflich — alle — alle! Wer es nicht

durch Gold iſt, iſt's durch Schmeichelei, die beſſere Sorte durch die gehörige Miſchung von dem Einen mit dem Andern. So iſt die Welt immer geweſen, ſollte ſie heute aufgehört haben ſo zu ſein?

Der Wiener Hof und die Wiener Geſellſchaften gehn am allerweiteſten in dem, was ich oben „Wegſtoßen" der Literatur genannt habe. Schon ohnedies hat hier nie die Literatur ſich Hütten bauen können; jetzt aber iſt entſchieden die eine von der andern gehaßt und gemieden. Da dieſer Zuſtand auf die Länge nicht haltbar iſt, ſo ſteht eine Ausſöhnung in Hoffnung.

Demzufolge habe ich wenig von Büchern, gar nichts von Schriftſtellern in der höhern Geſellſchaft bemerkt. „Was ſoll man leſen?" ſagte mir eine junge Dame, „Mama hat mir geſagt, Alles ſei ſchlecht, was heutzutage in den Büchern ſtehe." — „Aber langweilen Sie ſich denn gar nicht, wenn Sie gar nichts zu leſen haben?" — „Mama hat mir Humboldt's Kosmos gegeben, und dann hab' ich die Briefe von Sevigné." Alſo

die uralten Briefe der Sevigné, und ein modernes gelehrtes Werk vertreten die Stelle der schönen Stunden, wo vierzig Jahre zurück ein Lafontaine'scher Roman die junge Bruſt wallen, und das kleine Herzchen klopfen machte! Iſt das nicht ein trauriges Mißverhältniß zwiſchen Poeſie und Jugend, zwiſchen Poeten und hübſchen Mädchen — zwei Dinge und zwei Geſchöpfe, die in einer nur irgend „geordneten" Welt immer zuſammengehören. Aber unſere Welt iſt eben noch nicht geordnet. Darum dies widernatürliche Bündniß junger Mädchen mit dem Kosmos und der Sevigné.

Dieſes Beiſpiel lehrt, daß nicht allein die politiſche Klugheit, ſondern auch unſer wahrer Vortheil uns dahin bringen muß — ich ſpreche hier im Namen der höhern Geſellſchaft — uns mit den Poeten gut zu ſtehn, denn wie wollen wir uns amüſiren? Bücher ſind nöthig, und unter dieſen Romane und Gedichte am nöthigſten. Sind wir gut Freund mit unſern Poeten, ſo ſchreiben ſie lauter amüſante, rührende oder ſpaßhafte Sachen — ſind wir aber auf geſpanntem

Fuße mit ihnen, ſo fahren ſie fort, ſo bitterböſe, langweilige Dorfgeſchichten zu ſchreiben, wo immer nur ſchmutzige Buben oder Dorfflegel die Heldenrollen ſpielen, und nebenbei auf Alles gepoltert wird, das einen ganzen Rock trägt, oder gar noch einen ſeidenen Rock.

Alſo ihr ſchönen Damen des Salons — ſtrengt euch ein wenig an und „bezaubert" die Dichter, und ihr Poeten ſeid nicht ſo gar „bärenhaft", werft nicht immer Weingläſer um, wenn man euch zu Tiſche bittet, ſchleudert nicht Jedem eine Impertinenz und einen rothen Bart ins Geſicht, der ſich euch nähert! Kurz, beide Theile, gebt von beiden Seiten nach! Ihr könnt ohne Genuß, ohne Reichthum, ohne Glanz nicht leben, ſonſt wäret ihr keine Poeten, und ihr vornehmen Herren und Damen, ihr kommt um in euren ſchönen Sälen, wenn man euch nicht Poeſie, Phantaſie, hübſche Träume, erregende Bilder, muthwillige Gedanken, und wie die Schätze alle heißen, die aus dem Füllhorn der Muſe ſtürzen, zuträgt. Ihr ſeid ſonſt beſchränkt auf eure Trüffelpaſteten, auf den Reichthum, auf das Alter, auf die Karten. —

Drei Häuſer kann ich nennen, wo ich von Büchern und Literatur ſprechen hörte; es iſt dies der Salon der liebenswürdigen und durch den feinſten Geiſt gebildeten Gräfin Ficquelmont, bei der ſich die ganze vornehme Welt Wiens und die beſte excluſivſte Geſellſchaft allabendlich nach dem Theater verſammelte; dann das Haus der Baronin Pereira, die Freundin Zedlitz's, Grillparzer's u. A., und dann bei einer Ausländerin, der Frau von Goethe, die ſchon durch ihren Namen, wenn es nicht durch ihre Perſönlichkeit, die voll Genialität und Geiſt iſt, geſpähe, die Literaten anzieht. In dieſen drei Häuſern hab ich von den hieſigen Literaten ſprechen gehört, ſie aber nur in dem letztern geſehen. Bei Frau von Goethe ſcheint gleichſam neutraler Boden zu ſein, und deshalb kommen die Geſetze des Belagerungszuſtandes bei ihr nicht in Anwendung. Doch hab ich noch ein Haus vergeſſen, wo ich ebenfalls hieſige Notabilitäten der Feder ſah, es iſt dies das Haus des neuen Direktors des Hofburgtheaters, Herrn Laube, der ſelbſt ein Mann von Bedeutung in unſerer modernen

ſchöngeiſtigen Literatur iſt. Er, und in noch höherem Grade ſeine liebenswürdige Frau, beſitzen die Gabe, die norddeutſche geiſtig durchwürzte Geſelligkeit auf hieſigem Boden geſchickt überzutragen. Ich ſage geſchickt, denn jede Abſicht, welche man durchzuführen glauben müßte, wäre hinreichend, den Stolz der Wiener dergeſtalt anzuregen, daß die gute Wirkung nothwendig wäre paraliſirt worden. Laube hält jeden Montag eine kleine geſellige Vereinigung bei ſich, deren Mitglieder bei zwangloſem Geplauder oft tief in die Nacht hier zuſammenbleiben. Das Geſpräch, obgleich faſt lauter Bühnenkünſtler dabei gegenwärtig ſind, ſinkt nie hinab zu jener Sorte ſalopper Theatercommerage, jener Anhäufung trivialer Anekdötchen, die ſonſt wohl den Inhalt der Schauſpieler-Plaudereien ausmachen. Hier hab ich den geſprächigen, ungekünſtelten, jovialen Halm (Freiherrn von Münch-Bellinghauſen) kennen gelernt, der gerade als das Gegentheil des Bildes erſcheint, das man ſich von dem ſentimentalen Verfaſſer des überzarten „Sohns der Wildniß" macht. So viel Kränklichkeit ſeine

Dramen haben, ſo viel Geſundheit hat er ſelbſt. Ich wüßte keinen deutſchen Dichter, der einen belebtern und angenehmern Geſellſchafter abgäbe, als Halm, und es iſt Schade, daß ſein Amt bei der k. k. Bibliothek ihn an Wien ſtreng gefeſſelt hält; es wäre zu wünſchen, daß er in perſönlicher Bekanntſchaft durch ſeine freie, offne Natur, ſein geiſtig angeregtes Weſen den Kreis ſeiner Freunde, den ſeine Muſe ihm erworben, erweitern helfe. Eine von dieſer völlig verſchiedene Aeußerlichkeit zeigte der Luſtſpieldichter Bauernfeld. Verſchloſſen, ſtarr, alle Welt mit mißgünſtigen und faſt ſtieren Blicken anſchauend, macht er beinahe einen unheimlichen Eindruck. Man weiß nicht, ſoll man dieſes ſcheue und ſchroffe Weſen für eine Folge von gemachter oder wirklicher Krankheit annehmen. Eine böſe Metamorphoſe für einen Luſtſpieldichter. In dieſen kleinen belebten Abendkreiſen, die immer mit einem ächt wieneriſchen copiöſen Souper endeten, ſah ich auch das Künſtlerpaar Rettich und Herrn Meixner, den ich auf der Bühne den Zoll meiner Anerkennung abgeſtattet. Dieſe künſtleriſchen Begabt-

heiten ſind gebildet, umgänglich, von feinen Sitten und laſſen, wenn man eine Parallele mit andern Schauſpielern zieht, den Vortheil auf ihre Seite fallen. Ueberhaupt iſt das Inſtitut des Burgtheaters, je länger ich es zu beobachten Gelegenheit habe, gerade ein ſolches, wie man ſich's für eine große, einflußgebende Hauptſtadt wünſchen muß, es trägt die Elemente der Poeſie und der geiſtigen Erhebung mit jener feinen Klugheit und der umſichtigen Weiſe ins Publikum, ſo daß dieſes belehrt und erzogen wird, wo es nur glaubt ſich amüſirt zu haben. Wohl der Bühne, die auf eine ſolche Art wirkt, die ihre Würde nie vergißt, aber auch nie dieſe Würde anſtößig prahlend immer zur Schau trägt.

Zedlitz iſt von Wien abweſend, und weilt in ländlicher Stille, den greiſen Grillparzer hab ich nicht aufſuchen mögen, weil ich aus den Aeußerungen, die man mir von ihm gemacht, glaube ſchließen zu dürfen, daß ihm in ſeiner ſelbſtgewählten melancholiſchen Einſamkeit jede Art von Beſuchen unerwünſcht ſein würde.

Noch muß ich einer beſondern, ſpezifiſch

öſtreichiſchen kleinen Dichtergenoſſenſchaft Erwähnung thun, dies ſind die naiven Volksliederdichter. Als der Patriarch derſelben iſt der auch außerhalb Wien beliebte Caſtelli zu betrachten, ihm zur Seite ſtehen Seidl, Vogl, Stelzhammer und der Baron Klesheim. Die Werke dieſer gemüthlichen Dichter erleben mehre Auflagen, und ſie haben das Verdienſt, lange vorher ſchon die Dorfmuſe gefeiert zu haben, ehe noch unſere modernen Bukoliken auftauchten. Bei ihnen iſt Natur was bei den Neuern Grimmaçe iſt. Es iſt nur Schade, daß die im Dialekt — dies iſt beſonders bei Stelzhammer der Fall — gedichteten Liedlein kaum verſtändlich ſind ohne eine Ueberſetzung, und man muß geſtehen, daß ein deutſches Lied ins Deutſche überſetzt eine etwas ſonderbare Abnormität iſt.

Lenau, unzweifelhaft der größte öſtreichiſche Poet der Neuzeit, liegt in kühler Gruft.

Man kann ſich denken wie begierig ich war, den Träger einer der älteſten Kronen Europas, die auf ein ſo junges Haupt geſetzt worden, zu ſehen. Man ſagte mir gleich bei meiner Ankunft, daß es nicht ſchwierig ſei dem Kaiſer zu begegnen, er ſei oft auf den Straßen, bei den täglichen Revüen und bei ſeinem Gange in die Schloßkapelle zu ſehen; doch dies genügte mir nicht; mein ſchwachſehendes Auge hätte wenig von einer ſo flüchtigen Erſcheinung auffaſſen können, ich wartete daher, bis ich ihn in einem Ballſaale zu Geſichte bekommen würde. Dieſe Gelegenheit ließ nicht lange auf ſich warten. Die prachtvollen Gemächer des Fürſten Lichten-

ſtein öffneten ſich, um den Hof und die Elite der Geſellſchaft Wien's aufzunehmen, und hier war es nun, wo ich den Enkel einer ſo glorreichen Reihe kronentragender Helden zuerſt erblickte. Die Geſellſchaft hatte ſich bereits in den am Ballſaale anſtoßenden Gemächern verſammelt, und man wartete der Ankunft des Hofes. Es verbreitete ſich das Gerücht, daß die Erzherzogin Sophie nicht erſcheinen werde, daß ſie unwohl ſei; ſchon fürchtete man, der junge Kaiſer werde auch nicht kommen. In den Mienen der geputzten Schönen zeigte ſich ein Ausdruck des Schreckens; doch die Beſorgniß war grundlos. Man ſah die ſchöne ſchlanke Geſtalt der Fürſtin von einem Diener geleitet eilig der Treppe zueilen, von wo der erlauchte Gaſt kommen mußte, und nicht lange dauerte es, ſo ſah ich die Straße hinauf, die von lauter Ordensſternen und flimmernden Atlasroben gebildet wurde, die Fürſtin am Arme eines jungen Mannes herankommen, der — ſo ſehr ähnlich ſind ihm die überallverbreiteten Bilder — kein anderer als Franz Joſeph ſein konnte. Er ging ſehr ſchnell, verbeugte

ſich nur ſehr wenig, und in ſeinen Mienen lag keine Befangenheit, aber auch keine Sicherheit. Er trug die Uniform eines Kavallerieregimentes, weiß mit dunkler Bekleidung abwärts; auf ſeiner Bruſt zeigte ſich der Orden des goldenen Vließes und der ruſſiſche St. Georgen Orden, ein Ehrenzeichen, das ihm der Kaiſer Nikolaus, nach der Affaire von Raab, wo der junge Kaiſer Beweiſe perſönlicher Tapferkeit abgelegt, ſendete. Da es nicht meine Abſicht ſein kann zu ſchmeicheln, ſo wird man auch nicht erwarten, daß ich die Dinge und Perſonen in irgend einem andern Lichte auffaſſe, als ſie dem unbefangenen Auge des gänzlich freiſtehenden Beobachters erſcheinen. — Der junge Kaiſer ſetzt in Verwunderung durch das ſo ſehr Maßvolle ſeines Benehmens — man möchte manchesmal die Jugend hervorbrechen ſehen, dieſen Mund ſpottend verzogen, dieſe Augen blitzend, über dieſe Lippen ein raſches, feuriges Wort der Jugend hinbrauſen hören — von Allem dem nichts! Er hat keine jugendlichen Zuſammenkünfte, er ſchwärmt nicht mit dem jungen Adel ſeines Throns, man weiß von keinem

Egarement und immer iſt er gleich ernſt und nie hört man von ihm — auf den ſo viele Ohren lauſchen — irgend eine ſeine Stellung kompromittirende Aeußerung. Man erzählt, daß Franz Joſeph — als man ihm die Krone angetragen, die der Vater und Oheim von ſich gewieſen, drei Tage hindurch hat zur Annahme überredet werden müſſen, und als er ſich endlich entſchloſſen, hat er ausgerufen: „So leb' denn wohl, meine Jugend!“ Wenn dieſe Anekdote wahr iſt, ſo zeigte ſie das richtige Gefühl an, das den jungen Fürſten beim Antritt ſeiner imponirenden und wichtigen Miſſion geleitet; eine Krone in unſern Tagen, und gerade dieſe Krone war zu jener Zeit ein Geſchenk, an deſſen Annahme ſelbſt die leichtſinnigſte Jugend dunkle Ahnungen knüpfen mußte; es iſt demnach natürlich, daß Franz Joſeph ſo ſprach; es würde aber den Charakter der wahren Fürſtengröße verkennen heißen, wenn man glauben wollte, ein Fürſt müßte, weil er eine Krone trägt, aufhören jung zu ſein. Gerade die Energie der Jugend iſt's, die wir ſo nöthig haben, die rapide Spannkraft,

das Ungeſchwächte in den Eindrücken und Empfindungen. —

Während des ganzen Faſchings verſäumte er von den vielen Feſten, die ſein Adel ihm bietet, kein einziges, und immer iſt er der Erſte und Letzte auf dem Kampfplatze Terpſichorens. Er eilt, wenn die erſten Klänge eines beginnenden Tanzes erſchallen, unermüdlich herum, um ſich eine Dame aus dem blühenden Getümmel der Schönen, die um ihn herwogen, auszuſuchen. Dies iſt ihm nur erlaubt, wenn die Etikettetänze abgethan ſind, und die Damen, mit denen er tanzen muß, denen endlich weichen, mit denen er tanzen will. Ja, ſo weit läßt er ſeiner Jugend ihr Recht wiederfahren, daß er kund gibt, daß er mit einigen Damen tanzen will. Es iſt dabei intereſſant und für die öſtreichiſche Ariſtokratie, dieſe ſtolzeſte der Erde, bezeichnend, daß, wenn eine junge Dame von dem Kaiſer auf die ebenbeſchriebene Weiſe aufgeſucht und engagirt wird, ſie nichts von der zuvorkommenden Freundlichkeit merken läßt, die anderswo bei ſolcher Gelegenheit die ſo bevorzugten Damen

an den Tag legen. Die Aufforderung des jungen Kaiſers wird eben ſo graziös und natürlich freundlich aufgenommen, als die eines jeden andern Cavaliers. Dieſe Ruhe, bei aller bezaubernden Freundlichkeit, hat etwas Imponirendes; freilich iſt ſie auch das höchſte Merkmal des Stolzes, denn ſie ſagt offen: ich bin ſo geſtellt, daß ich in dem, worin tauſend Andere Ehre und Auszeichnung ſehn, nur das Alltägliche und Gewohnte erblicke. Und ſo ſind auch dieſe ſtolzen Fürſtengeſchlechter, dieſe Inhaberinnen von Wappen, die jahrtauſendalter Glanz umkleidet — es kann für ſie nichts mehr ſich ereignen, was ihnen ein Lächeln der Ueberraſchung abnöthigte — und dennoch zeigen ſie, wie die jungen Götterbilder — immer eine heitre, unumwölkte Stirn. Unter einer Fülle von Diamanten und Blumen glänzen oft die lieblichſten, kindlichſten Köpfchen hervor. Dieſe unantaſtbare Sicherheit und Heiterkeit iſt das ſicherſte Zeichen einer noch auf unerſchütterter Baſis ruhenden Ariſtokratie. Und dieſe Ariſtokraten findet man nur hier in Oeſtreich. Mit dieſem koloſſalen Vermögen, mit dieſem unermeß-

lichen Länderbeſitz verbindet ſich der alte Name, und beide zuſammen geben dem Worte „Ariſtokratie“ jene Bedeutung, die es im Kampfe mit den Kronen einerſeits, mit dem Volke anderſeits in weltgeſchichtlicher Wichtigkeit zu allen Zeiten gehabt hat.

Ich ſah den Kaiſer den Ball eröffnen mit der jungen Fürſtin Liechtenſtein, der Tochter des Hauſes, dann folgte die ſchöne Fürſtin Trautmannsdorf, die Fürſtin Clary, die in Toilette und Lieblichkeit der Erſcheinung hervorragendſte Blume des Tanzſaals, — es folgten dann ein ganzer Flor ſchöner Frauen, ich will darunter nur die Dame des Hauſes nennen, die mit einer edlen junoniſchen Geſtalt ein Profil von der reinſten griechiſchen Schönheit vereinigt; nicht weniger ausgezeichnet dem Auge, obgleich in völlig anderem Schönheitsſtyle zeigte ſich die Fürſtin Schwarzenberg, an Lieblichkeit bezaubernd die Gräfin Julie Hunyady — mit der der Kaiſer den Cotillon tanzte. Der Kaiſer unterläßt nie auch die Mazurka mitzutanzen, er tanzt jedoch dieſen Lieblingstanz der Polen und Ruſſen, ſo wie man

ihn in Deutſchland ausführen ſieht, nämlich wie jeden andern Geſellſchaftstanz, ohne jene capriciöſe Wildheit und geniale Mannigfaltigkeit, wie man ihn in den Ballſälen Petersburgs oder Warſchau's ſieht. Graf Bludoff von der ruſſiſchen Geſandtſchaft leitete den Tanz, er gab die Figuren deſſelben an. Gegen halb zwei Uhr arrangirte ſich der Cotillon; es wurden beſonders zu dieſem Zweck eingerichtete Polſterbänke in den Saal gebracht, und jetzt bildete ſich ein wahrhaft überraſchend lieblicher und prächtiger Anblick, nämlich das Auge überſah den Kranz der Tänzer in ihren glänzenden Uniformen und der in Diamanten und Blumen funkelnden jungen Damen, von denen in der That immer Eine ſchöner wie die Andere war. Der Cotillon iſt übrigens eine Art Campagne, und für eine nicht ſehr robuſte Tänzer-Natur wirklich nicht ganz gefahrlos; denn er dauert faſt drei Stunden. Die Muſik theilte ſich in zwei Abtheilungen, wenn die eine ermüdet ſchwieg, fiel die andere ein. Nach dieſem „langathmenden" Tanze begab ſich die Geſellſchaft in die untern Säle, wo das Souper in einzelnen

Tiſchen zu zwanzig Perſonen aufgeſtellt war. Der Anblick der bunten Menge wie ſie die prachtvolle, mit Bildſäulen und Vaſen geſchmückte Treppe niederſtieg, war eigenthümlich anziehend; es glich dieſer geſchmückte Menſchenſtrom einer Cascade von Blumen, die in Abſätzen ihre farbigen und diamantblitzenden Wellen langſam niederwälzte. Unten angelangt vertheilte ſich die Menge und nahm an den in Silber und Kriſtall funkelnden ..ſchen Platz. Zur Bedienung ſah man die abſonderlichen Figuren der Läufer mit ihren federgeſchmückten Kaskets und der ſeltſamen Kleidung, wie man ſie noch auf alten Bildern ſieht, erſcheinen, zugleich die Leibhuſaren des Fürſten in dem reichſten Koſtüme mit dem Dolman und einer Goldſtickerei, die die ganze Geſtalt faſt überdeckt.

Doch ich bin von der Beſchreibung der Hauptperſon dieſer luxuriöſen Fête abgekommen. — Trotz dieſes unausgeſetzten Tanzens ſah man dem jungen Kaiſer keine Ermüdung an, aber auch keine Steigerung der Fröhlichkeit. Von dem erſten Schritt an, den er in den Saal that, bis zu dem Augenblick wo er ihn verließ, blieb er ſich völlig gleich.

Bei Privatfeſten pflegt er eben nur zu tanzen, die Hoffeſte, wo er nicht tanzt, ſah ich ihn die Tournée machen, und mit den an Rang und Alter angeſehenen Gäſten ſprechen. Hier bewundert man eben an dem jungen Fürſten die Gabe Jedem etwas Paſſendes zu ſagen, nicht zu viel, nicht zu wenig, und niemals etwas berührend, was nicht berührt werden darf, und worauf doch das Lauſcherohr ſo begierig horcht. Wenn er auf dieſe Weiſe „ſeinen Weg" macht, kann man bemerken, wie das Mutterauge ihm mit ſtets wahrer Theilnahme folgt. Es liegt etwas Rührendes darin, und iſt ein Zeichen mehr, wie innig das Band der Liebe ſein muß, das die Herzen dieſer Kaiſerfamilie unter einander verbindet. Auch ein anderes, ſcheinbar geringfügiges, und von Vielen unbemerkt gebliebenes Zeichen dieſer Anhänglichkeit der Söhne an die Mutter, fiel mir auf, und ich kann es mir nicht verſagen, es hier in die Erzählung mit einzuſchalten. Die Erzherzogin trug ein rothſammtenes Baret — es war dies beim Feſte des Fürſten Schwarzenberg — an dieſem waren einzelne

kleine, freihängende Diamantenbüschel angebracht. Eines dieser troddelartigen Ausschmückungen hatte sich gelöst und war zum Fuß des Sopha's niedergefallen. Die Dame, die neben der Erzherzogin saß, hatte es nicht bemerkt, wohl aber sah es der Sohn, der eben tanzte. Sogleich eilte er auf die Mutter zu, hob das Entfallene auf, und machte auf eine sehr geschickte Weise Kammermädchendienste bei seiner Mutter, die auch ruhig still hielt, und die Hände des jungen Admirals — es war der zweite Bruder des Kaisers und man sagte mir, er werde der Flotte des Kaiserreichs als Chef vorgesetzt werden — in ihrem Kopfputz wühlen ließ. Als er seine Arbeit — schlecht und recht wie sich denken läßt — vollendet und die Quaste wieder an ihren Platz, von dem sie echappirt war, angeheftet, kam er zu seiner Tänzerin zurück, und stürzte sich mit dieser von neuem in den Strudel der Galoppade. —

Das Gesicht des jungen Kaisers bildet kein so schmales Oval, als man in den meisten Bildern es findet; es ist mehr rundlich. Die Augen sind nicht groß, und ich habe schon bemerkt, daß

ihr Blick noch nichts Scharfes, nichts Ausgeprägtes hat. Die Naſe iſt klein und proportionirt, der Mund durch die etwas vollen Lippen an die charakteriſtiſchen Eigenheiten der Familienphiſiognomie erinnernd, entbehrt nicht der Lieblichkeit bei dem Lächeln, wobei ſich zugleich ſchöne Zähne zeigen. Das Haar iſt mit groſſer Einfachheit glatt geordnet, von einem dunklen Braun. Die Bewegungen des Kopfes und der Schultern ſind natürlich und frei — man ſieht nirgends den Willen durch „Stellung“ oder „Miene“ zu wirken. Auch hat er weder den künſtlichen Abandon der anlehnenden, nachläſſigen Stellungen, noch das abſichtlich ſtarre und impoſante der militäriſchen Attitüde. Man ſagte mir, daß wenn er Audienzen ertheilt, ſich etwas von dieſer, dem Fürſten ſo ſehr nöthigen — „Geltendmachung der Perſon und des Ranges“ kund gebe. Bekanntlich hatte der gute Kaiſer Ferdinand nicht den leiſeſten Anflug von der Kunſt des Repräſentirens an ſich, und weder der Oheim noch der Vater des jungen Kaiſers haben ein Talent dieſer Art beſeſſen. Joſeph II. ſoll es im hohen

Grade beſeſſen haben, und in ſeinem berühmten Zuſammentreffen mit dem Papſt, der nach Wien kam um ihm einen eben ſo ſeltenen als unerwarteten Beſuch abzuſtatten, hat er Probe davon abgelegt, wie ein Fürſt durch tauſend geiſtreiche Impromptus des Ceremoniels die pikanteſten Wirkungen durch ſeine Perſon, durch ſein bloßes äußerliches Auftreten hervorbringen kann. Maria Thereſia, trotz ihrer einfachen familienmütterlichen Natur, verſtand dennoch, wenn es darauf ankam, alle „Künſte“ des Purpurs geltend zu machen. Unſere Zeit braucht Fürſten die vor Allem blenden und imponiren; die Politik des „Regenſchirms und der Händedrücke“ wie ſie der Bürgerkönig in Mode gebracht, hat mit einer „Flucht im Fiaker“ geendet. Dieſes „Kokettiren“ mit dem Volke — ſo ſehr verſchieden von der wahren Liebe zum Volke — hat der Krone unendlich geſchadet. Der Fürſt wetteifert mit ſeinem geringſten Unterthan in den „Tugenden der Kinderſtube“ und der Glanz der „Krone der Cäſaren“ geht in den beſcheidenen Schimmer des Lichtſtümpfchens über, bei deſſen Scheine ein

paar ſchadhafte Strümpfe geſtopft werden. Man lobt ſo ſehr und immer wieder die „Einfachheit“ unſerer Fürſten — iſt dieſes wirklich ſo ſehr zu loben? Sollte nicht eine gewiſſe Zurückhaltung, ein Seltenmachen der Perſon — von unberechenbarem Nutzen ſein? Die Menge hat die böſe Angewohnheit: was ſie kennt, was ſie täglich ſieht — achtet ſie nicht. Anfangs findet man die Familiarität des Fürſten mit dem Volke intereſſant, dann fordert man ſie als ein Recht zuletzt geringſchätzt man ſie als eine Pflicht des Fürſten und ſeine täglich wiederkehrenden Demüthigungen werden mit Hohn aufgenommen.

Unter den unzähligen Statuetten, die die Kunſtläden von dem Kaiſer darbieten, iſt keine, die die Wahrheit wiedergibt. Ein paar dieſer Gebilde zeigen einen äußerſt ſchlanken jungen Mann, deſſen Wuchs zu einer widernatürlichen Dünne emporgezogen iſt; Andere machen wieder aus ihrem Modell einen ſtarkbruſtigen und ſtarkſchultrigen, faſt corpulenten jungen Mann — Beide gehen irre. Der Kaiſer iſt nicht hoch gewachſen, er hat mittlere Größe, er iſt nicht dünn-

leibig mager, er hat nur die noch nicht ausgebildeten Formen der Jugend, ſeine Körperkonſtitution iſt allerdings nicht robuſt, aber ſie iſt auch nicht ſchwächlich, vor allen Dingen iſt ſie nicht ſchwindſüchtig dürr, wie jene Zerrbilder ſie darſtellen. Die Statuetten, die den Kaiſer als breitſchulterig und voll gewachſen darſtellen, irren freilich ebenſo. Eine kleine Reiterſtatue, die man hier faſt in allen Häuſern findet, zeigt ihn im Sattel ſich umwendend, mit der Rechten ſich auf die Croupe des Pferdes ſtützend. Es iſt nicht zu leugnen, daß dieſe Stellung etwas Leichtes, Graziöſes hat, doch iſt auch hier die Figur zu lang, zu dünn, zu ſchmächtig. Am geeignetſten und der Natur am nächſten kommend iſt mir die Darſtellung erſchienen, die den Kaiſer in einem übergeworfenen Mantel, der loſe von den Schultern fällt, und der mithin den Schultern mehr Breite gibt, darſtellt. Der Kaiſer nimmt ſich ſehr gut zu Pferde aus; er reitet elegant, ungezwungen, ohne im mindeſten den häßlichen durch die Engländer in Mode gekommenen Abandon anzunehmen, wo der Reiter wie ein Mehlſack auf

ſeinem Pferde hängt. Ich muß geſtehen, daß ſeine Erſcheinung auf dem Pferde mir noch als die imponirendſte erſchienen iſt; wenigſtens iſt's dann unmöglich, ihn aus dem Auge zu verlieren. Dazu kommt der wehende Federbuſch, das breite Ordensband, die kriegeriſchen und blendenden Allüren, das zahlreiche und glänzende Gefolge.

Von der Thätigkeit und dem Fleiße des jungen Herrſchers erzählt man ſich wahre Wunderdinge. Wenn er um ſieben Uhr in der Früh den Ballſaal verläßt, ſo iſt er ſchon um zehn Uhr mit Ertheilung von Audienzen beſchäftigt; dann arbeitet er und hält Conferenzen. Bis ſpät in die Nacht nimmt er Vorträge entgegen und ſpricht Perſonen, die er kommen läßt, und von denen er Mittheilungen annimmt. Großes Intereſſe und anſtrengende Sorgfalt, wie man mir geſagt, wendet er dem Militär zu. Kunſt, Wiſſenſchaft, Poeſie ſtehen bis jetzt noch als feiernde Muſen an ſeinem Throne. Es gibt freilich noch tauſend andere Dinge zu thun; dieſe Damen mögen warten. Dafür hat die Erzherzogin Abende frei für vorleſende Poeten, und zugängliche Ge-

lehrte. Auch einer der jungen Erzherzöge, Bruder des Kaiſers, wendet den Muſen Theilnahme zu, ſoll ſogar ſelbſt auf ihren Altären opfern. Man erzählte mir, daß der junge Prinz ſehr artige und zuvorkommende Verſe an den greiſen Dichter Grillparzer gerichtet habe. Es iſt ſchon viel gewonnen, wenn einmal ein öſtreichiſcher Prinz dichtet; welch ein Schutz, welch eine Aufmunterung für die einheimiſche Lyra. Leider hab ich dieſem jungen Prinzen, der auch etwas ſehr Intereſſantes in ſeiner Phyſiognomie hat, nicht näher treten können; ich habe jedoch mit Intereſſe die Notizen geſammelt, die man mir über ihn hat mittheilen können.

Um noch etwas Allgemeines über den Hof hinzuzufügen, ſo kann ich nicht anders, als ihn für den „anziehendſten" der jetzigen europäiſchen Höfe erkennen. Der Hof zu St. Petersburg iſt glänzend und impoſant, eine unumſchränkte Fürſtengewalt, deren Purpur von einer ſtaunen- und ehrfurchtgebietenden Perſönlichkeit getragen wird, nimmt dort den goldenen Stuhl ein; der Hof zu St. James iſt mit dem Schmuck umklei-

det, den jahrtauſendalte Inſtitutionen dem Lande und Throne verliehen — aber keiner von beiden erweckt, der Natur der Verhältniſſe nach, das anziehende Intereſſe, das der jetzige öſtreichiſche Hof einflößt. Schon die Jugend des Herrſchers iſt ein intereſſantes Faktum, das ſich ſehr ſelten im Laufe der Weltgeſchichte gezeigt hat. Nur bei dem vierzehnten Ludwig trat der Fall ein, daß eine mächtige und alte Krone auf ein jugendliches Haupt geſetzt wurde; nach dem gewöhnlichen Lauf der menſchlichen Dinge kommt die Gewalt erſt dann in die Hände des Herrſchers, wenn dieſer die Tage ſeiner Jugend ſchon längſt hinter ſich hat. Es liegt ein die Phantaſie ſo mächtig anregender Gedanke darin, ſich eine von der ganzen Friſche der Jugend noch durchdrungene Bruſt zu denken, über die die ſtolze Flut der Purpurfalten geworfen wird, ſich ein Herz zu denken, das allmächtig aufgeſchwellt wird, durch das Bewußtſein, daß Alles, was die Erde nur Großes und Schönes bietet, in einem Momente dem Wunſche hingeſchüttet wird. Wird ein Fürſt auf den Stufen des Thrones alt, ſo gewöhnt er ſich an deſ-

ſen Zauber, und wenn er endlich ihn erſteigt, ſo ſitzt er müde und von den irdiſchen Gütern faſt abgewendet auf demſelben. Anders der geflügelte Schritt der Jugend, der die Purpurſtufen hinaneilt, um ein Scepter zu ergreifen, deſſen Schwere und Glanz ihm noch ein freudiges Staunen erweckt. Es muß etwas Herrliches, übernatürlich Himmliſches ſein, um eine Thronbeſteigung im achtzehnten Jahre. Hier hat ſie ſtattgefunden, freilich anfangs in düſtern Zeiten, jetzt aber tritt bei waltender Ruhe der alte Glanz doppelt blendend hervor. Mit welchem Gefühl muß dieſer Jüngling die Ahnenſäle ſeiner Väter durchwandern, ſich ſelbſt mit der Krone geſchmückt ſehen, die auf dieſen gefurchten Jupiterſtirnen glänzt, welche einſt die Welt erſchüttern machten. Eine ſolche Thronbeſteigung iſt immer der Stoff der Poeſie geweſen, und tauſend Balladen der Vorzeit nehmen ſich immer ein ähnliches Ereigniß zum Gegenſtand. — Durch dieſe Jugend des Kaiſers nimmt nun auch der ganze Hof einen eignen Charakter an; ich habe dieſen Charakter einen „anziehenden“ genannt, ich könnte ihn einen

„poetiſchen" nennen. Die Schönheit der Frauen ſpielt eine Hauptrolle; die Intrigue, dieſe belebende Gottheit der Höfe, beginnt ihr Spiel. Wie kann es auch anders ſein: der Herrſcher dieſer Welt iſt jung, er iſt unvermählt, wie wird man ihm nicht gefallen wollen? Und nun dieſer Reichthum ſchöner Frauen um ihn her! Dieſer Schmelz und Zauber der Toilette — Alles erhält unwillkürlich einen ſibaritiſchen Anſtrich, der alte Reiz der Hoheit und des Glanzes erwacht wieder, und wir ſehen in unſerer ſteifen, prüden, verkümmerten Zeit wieder etwas von dem erwachen, was früher die Höfe zum Tummelplatz der Freude machte. Man amüſirt ſich wieder bei Hofe — etwas, was wie ein Mährchen klingt, und was man ſchon längſt nicht mehr für möglich hielt. —

Es wird nöthig ſein, ehe wir weiter gehen, einen Blick auf die Paläſte Liechtenſtein und Schwarzenberg zu richten, in denen die unſtreitig glänzendſten Feſte in dieſem Faſching gegeben wurden. Ich habe den Details dieſer magnifiken Räume diejenige Aufmerkſamkeit gewidmet, die

hier in Wien Gebäuden dieſer Art zukommen, die zugleich hiſtoriſche Monumente ſind. Durch dieſe iſt eine glänzende Generation nach der andern gewandert, überall trägt die Bauart und das Ameublement deren Spuren. Ein altes ariſtokratiſches Haus in Wien iſt ein Gegenſtand, der ſtudirt werden muß, auf dem Parquet dieſer Tanzſäle lernt man Weltgeſchichte. Um mit dem Liechtenſtein'ſchen Pallaſt zu beginnen, ſo iſt er zugleich das grandioſeſte und geſchmackvollſte Etabliſſement, das man ſehen kann, und das vielleicht in Europa nicht ſeines Gleichen ſucht. Der gegenwärtige Fürſt, deſſen jährliche Einnahmen man über zwei Millionen Gulden ſchätzt, beſitzt Palläſte, Landhäuſer, Villen in ſolcher Anzahl, daß, wenn man ſie alle auf einen Platz bringen könnte, ſie für ſich ſchon eine anſehnliche Stadt bilden würden. Dieſer Pallaſt in Wien ſcheint, wie er eine der älteſten Familienbeſitzungen iſt, dem Fürſten auch die liebſte zu ſein. Er hat unermeßliche Summen daran gewendet die Geſellſchaftsgemächer in dem luxuriöſen Styl einzurichten, wie man ſie jetzt ſieht. Kurz vor

Ausbruch der Umwälzungen gab er den letzten Ball und jetzt wieder den ersten. Die Empfang- und Besuchzimmer sind im Rococostyl mit einer massenhaften Verschwendung von Stoffen in Seide und Sammt; die Tische enthalten zum Theil kostbare Mosaikarbeiten. Jedoch verschwindet die Pracht dieser Gemächer, sobald sich die Thüren zum Ballsaale öffnen. Hier glaubt man sich in das fabelhafte Reich der Feen versetzt. Ein Saal von einer immensen Höhe, bis oben hin mit Girondolen von Wachskerzen an den Ecken und Seiten erleuchtet, wird vollends in ein Meer von Licht versetzt durch einen wahren Flammen-Riesenballon, der in der Mitte schwebt, ein Lüstre in Goldbronze von einer Größe und Pracht, wie ich ihn in keinem der königlichen Schlösser gesehen. Diese Kunst der Beleuchtung ist's, die die Wiener Feste so bezaubernd macht. An den Saal stoßen zwei Seitengemächer, die durch kolossale Glaswände von dem Saal geschieden sind, und zwar imitiren diese Wände Spiegel, so daß das Auge die Täuschung gewinnt, es schaue in einen Zauberspiegel und erblicke darin das prachtvollste

Tableau eines Tanzſaals mit der glänzenden Geſellſchaft darin. An den andern Seitenwänden, die nicht den Saal begrenzen, ſind wirkliche Spiegel angebracht, von derſelben Höhe wie jene koloſſalen Glastafeln, und man muß ſich in der That hüten, daß man, von dieſem Spiel der Wahrheit und Täuſchung überall umgeben, nicht unwillkürlich ſeinen Fuß hebt, um in die Spiegelwand hineinzutreten. Die Spiegelwände reflektiren den blendenden Glanz des Saals, und vervielfältigen die überraſchende Wirkung. Man erblickt die reizenden, ſchwebenden Geſtalten des Saales hier nochmals vorüberſchweben, die Roſenwolken der Gaze, die flimmernden Blitze der Diamanten, der Schmelz der Blumenkronen verwirrt ſich in dieſem Abbilde in ein einziges magiſches Zaubernetz von Glanz und Pracht. Der Saal mit dieſen beiden Zauberkabinetten iſt ein Meiſterwerk des modernen dekorativen Zimmerbauſtyls, und dieſe Schöpfung, ſo einzig in ihrer Art, macht dem Geſchmack des Fürſten, der, wie ich höre, einen ſeiner Unterthanen zum Baumeiſter und Dekorateur hat ausbilden laſſen, um mit ihm

vereint die Pläne von allen Bauten der Art zu prüfen, und das Beſte erwählend, auszuführen, alle Ehre. Von allen fürſtlichen Schlöſſern, die ich geſehen habe — ein oder zwei der neuern Säle in Petersburg ausgenommen — kommt kein Saal dieſem gleich an Uebereinſtimmung und Pracht in ſeinen Dimenſionen und Umgebungen. Aber freilich gehört auch dazu dieſe, nur hier verſtandene Kunſt, ſolche Räume, nicht zu beleuchten nach gewohntem Sinne, nein, in Licht zu baden. In einem ſolchen Saale und bei einer ſolchen Beleuchtung zeigen ſich nun auch die in gleicher Vollkommenheit erblühenden Toiletten in dem ihnen zukommenden Glanze. Jede aus der Hand der Künſtlerin eben hervorgegangene Blume prangt hier deutlich in ihrer ganzen Friſche, ihrem Farbenſchmelz, jeder zephirleichte Stoff weiſt hier ſeine ſchaumigen, duftigen Wellenfalten vor dem kritiſchen Auge; die Faſſung eines Schmuckes, die Wahl und der Glanz der Steine kann in den genaueſten Details hier bewundert werden, und vor Allem die Jugend und Friſche der Trägerinnen dieſes ausgeſuchten Putzes brauchen nicht

zu fürchten, daß irgend eine jener zauberhaften Bewegungen verloren gehe, daß ein Lächeln, ein Blick ſich in Zweifel und Dunkel verliere. Welche Seligkeit für eine Mutter, die ihre ſchöne Tochter auf einen ſolchen Kampfplatz ſchickt! Eine fernere ingeniöſe und geſchmackvolle Einrichtung war die, daß die Muſikabtheilung, oder vielmehr die zwei Abtheilungen, welche mit ihren Produktionen abwechſelten, dem Auge verſteckt, oben in vergitterten Logen angebracht waren. Dadurch gelangte der Strom der Muſik, von oben herabkommend in ſeiner ganzen Fülle unten an, und der ſtörende Anblick der Geigen und Trompeten war dem Auge entzogen. Jedem Fürſten, der in ſeiner Reſidenz einen Tanzſaal zu bauen beabſichtigt, würde ich rathen, dieſes wahre Muſter eines Prachtſaals ſich anzuſehen. Man muß dabei bedenken, welche Schwierigkeiten zu beſiegen waren; die Häuſer in Wien, wie ſchon bemerkt, ſind, die Palläſte nicht ausgenommen, äußerſt beſchränkt an Platz; es mußte alſo Platz geſchafft werden, und daß dieſes geſchehen konnte, ohne die urſprünglichen Verhältniſſe des alterthümlichen

Hauſes weſentlich zu verändern, zeigt wiederum von dem weiſen Verſtändniß des Bauherrn.

Auf der andern Seite des Saales waren ebenfalls eine Reihe Prunkgemächer, ähnlich denen, in die man gleich beim Eintritt geführt worden, und hier zeigten ſich dem näher prüfenden Blick die alten koſtbaren Familien-Möbel, Schränke in vieux laque mit Silber- und Perlmuttereinlagen, Tiſche mit kunſtvollen Moſaiken und Miniaturmalereien. Zwei große Behälter, in Form von Wandſchränkchen waren garnirt mit Guirlanden von Goldmünzen, die der Familie von den verſchiedenen Kaiſern, und in den älteſten Zeiten verliehen worden; einige die die Fürſten des Hauſes ſelbſt hatten prägen laſſen, irgend ein denkwürdiges Ereigniß des erlauchten Geſchlechts der Nachwelt überliefernd. Von den Gemälden die der Fürſt beſitzt, und die die bekannte Liechtenſtein'ſche Sammlung ausmachen, war kein einziges in dieſes Lokal herübergebracht, nur neue Kunſtwerke entdeckte ich an den Wänden. Der Grund hievon mochte ſein, daß man die Sammlung völlig intact beiſammen halten wollte;

auch mochte man fürchten die werthvollen Gemälde könnten leiden, wenn man ſie ihres ruhigen Aſyls entfremdete. —

Das Palais des Fürſten Schwarzenberg zeigte nicht einen ſo grandioſen Tanzſaal, auch nicht eine ſolche Anzahl Prachtgemächer, dafür, wie man mich verſicherte, enthält es in noch größerer Menge koſtbare alte Ornamente in Boiſerien und kunſtvollen eingelegten Arbeiten, und einen Schatz an prachtvoll modellirten alten Gold- und Silbergefäßen. Der Reichthum dieſer alten Familie blendet weniger beim erſten Anblick, aber erweckt bei jeder genaueren Prüfung Staunen. Was iſt dagegen der Flitterkram unſerer jüdiſchen Banquiers-Palläſte, die mit ihrem Gründer entſtehen, und mit ihm wieder vergehen, wie bunte Bilder einer Laterne. Von allen Ländern des Kontinents hat nur Oeſtreich dieſe ehrfurchtgebietende Pairie, und nur hier darf man eigentlich von Ariſtokratie ſprechen.

Gegen dieſe Säle von Privaten verſchwindet beinahe der Glanz des Hofes. Der Marmorſaal in der Burg iſt zwar ſchön und auch ſogar

impoſant, allein er bietet nichts Beſonderes, nichts das Auge Feſſelndes dar. Dergleichen hat man überall geſehen. Der Saal beſteht in einem länglichen Viereck, an den beiden längern Seiten eine Säulenreihe. Die Farbe iſt gelblicher Marmor. Die Muſik — ſämmtliche Muſiker tragen hochrothe Fracks, was ihnen das Anſehen von Fuchsjägern gibt — iſt auf einer in Stufen ſich erhebenden Terraſſe angebracht, was einen üblen Anblick gibt. Die Beleuchtung iſt noch die althergebrachte; zwei Reihen nicht ſehr große Lüſtres in alter Form mit Glas behangen. Faſt jede kleine Reſidenz, ſo ſchon der Saal in Weimar, iſt größer und impoſanter. Aber es iſt „die Burg", und kein Wiener wagt es zu tadeln. So wie das wahrhaft barbariſche, dumpfige, enge Theaterlokal keine Krittler findet, noch weniger demnach die Gemächer der Burg. Ich hüte mich auch wohl irgend wie den Wunſch auszuſprechen, daß dieſe Säle und Gemächer, in denen Unſterbliches geſchah und Unſterbliche gewandelt haben, anders ſein möchten. Nur einen Vergleich mit dem was die neueſte Pracht

und der neueſte Geſchmack liefert, halten ſie nicht aus.

Ich komme jetzt auf die Wiener Geſellſchaft zu ſprechen. Es iſt dies ein ſchwieriges Thema. Es kann hier natürlich nur davon die Rede ſein, wie ſich dieſe Geſellſchaft dem Fremden zeigt, deſſen paſſagerer Aufenthalt ihm nicht geſtattet einen tiefen und erſchöpfenden Blick zu thun. Die Wiener höhere und höchſte Geſellſchaft iſt bekannt für ſehr excluſiv; ſie macht wenig Reiſen, und da ſie nicht Luſt hat das Ausland zu ſehen, ſo nimmt ſie das Recht in Anſpruch, das jeder Wirth in ſeinem eigenen Hauſe hat, nur ſo viel von der Fremde ſich nahe kommen zu laſſen, als zureicht um amüſirt zu werden, ohne beläſtigt zu ſein. Der vornehme Wiener will keine Frais irgend einer Art machen; er will aber auch Niemand beleidigen, dazu iſt er zu gutmüthig, alſo wählt er die Mittelſtraße, er zieht nur ſehr wenige Leute in ſeine Intimität, und mit dieſen Wenigen geht er vertraut und ungenirt um; dieſe Wenigen nimmt er mit auf ſeine Landſchlöſſer, auf ſeine Jagden, überall hin. So wie

aber ein Fremder Forderungen macht, und genirt — ſo kann er ſicher ſein, und wenn er der Vornehmſte wäre, ſo ſteht er bald verlaſſen da. Aus dieſem Hange — nicht genirt zu ſein — geht denn auch das übertrieben excluſive Weſen in der Geſellſchaft hervor, das man fälſchlich dem Hochmuthe zugeſchrieben hat. Es iſt aber lediglich nur das Verlangen — nicht genirt zu ſein, das Einige treibt, noch enger ſich abzuſchließen, und nur die „alten längſtbekannten Geſichter" immer um ſich zu ſehen. Mit dieſen verträgt man ſich dann wie mit Familienmitgliedern. Dieſe ſich im engſten Zirkel Einſchließenden nennen ſich am Vornamen, und haben allerlei kleine, miſtiſche Bezeichnungen und Vertraulichkeiten, die kein Fremder erräth. Der vornehme Wiener iſt nicht neugierig; er will alſo auch nicht durch fremde Notabilitäten, durch Namen, denen irgend eine Berühmtheit anhaftet, genirt ſein. Deshalb gehen die Coryphäen der Zeit nicht nach Wien; denn ſie werden dort nicht mit jener Zuvorkommenheit, mit jenem ſchmeichelhaften Eifer aufgenommen, wie in London, Paris, Petersburg, Berlin.

Dieſe „Trägheit" der Wiener haute aristocratie iſt Schuld, daß ſie trotz ihres bon ton's, trotz ihrer tauſend geſelligen Genüſſe — doch immer ſchroff einſeitig bleibt. Dem Ausland gegenüber ſtellt ſich der Wiener als hätte er Alles geſehen; aber er hat nicht Alles geſehen! Um Alles zu ſehen muß man auf Reiſen ſein, muß man zu ſehen und zu hören verſtehen, muß man vor allen Dingen auf eine kurze Zeit wenigſtens ſein eigenes Ich bei Seite ſetzen — und zu dem Allen wäre ein gemächlicher, öſtreichiſcher Magnat nie zu bewegen. Es iſt ihm alſo in Wirklichkeit alles was draußen geſchieht — eigentlich neu, und was das Schlimmſte iſt, es iſt ihm zuwider. Er verwirft es, ehe er es noch geſehen. Die untern Schichten der Geſellſchaft äffen hier den höhern nach; eine Ausnahme machen die gewerbetreibenden Klaſſen, die müſſen ſchon, um nicht die Bedeutung ihrer Exiſtenz zu verlieren, die Naſe etwas in's „Ausland" ſtecken.

Demnach kann man die Wiener eigentlich „gaſtfrei" nicht nennen: denn gaſtfrei iſt nur der, der dem Gaſte zu Liebe einiges von ſeiner Be-

quemlichkeit opfert. Der Wiener wird nie das Kleinste davon opfern; der vornehme Wiener nun gar nicht. Die Häuser, die dem Fremden offen stehen, sind zu zählen, und meistentheils sind es nicht einheimische. Der Ur-Urgroßvater dieses Hauses ist mit dem Ur-Urgroßvater jenes Hauses umgegangen, also folglich wählt sich der Enkel auch keinen andern Umgang. Um sich als Fremder in Wien irgend zu akklimatisiren dazu gehören nicht Monate, sondern Jahre; ist man aber einmal in die Intimität aufgenommen, hat man sich an die Nase, an den Gang, an die Haare des Fremden gewöhnt, dann bekommt er irgend einen gemüthlichen Spitznamen, und nun ist er auch für seine ganze Lebensdauer, und noch weiter hinaus, ein fest eingefügtes Glied dieses geselligen Kreises, den er sich gewählt.

Diese „gemüthliche Umschränkung" der vornehmen Klasse macht es einem Fremden, der an eine frische bewegte Luft der Unterhaltung, an einen raschen Wechsel geistigen Austausches der Ideen, an tausend andere Dinge, die im Laufe eines Abends die Gehirnnerven vibriren machen,

gewohnt ist, schwer sich au niveau einer Wiener Conversation zu unterhalten. Er läuft Gefahr bald an diese Klippe anzufahren, bald an jener seichten Stelle stecken zu bleiben. Er entdeckt bald, daß man ihn sprechen lassen will, nicht daß er selbst sprechen darf. Ueber Bühne, über Literatur ist es mauvais ton zu sprechen; über Politik flüstert man in den Fensternischen; das was man im Kreise laut sagt, ist etwas, was selbst die insipideste Zeitung als völlig Farblos nicht würde drucken lassen. Worüber spricht man nun? Ueber Reisen? Aber wer ist denn gereist? und wenn man gereist ist, wie altklug klänge es von Dingen zu sprechen, die ohnedies ja jeder gesehen haben muß, obgleich zwei Drittel sie nicht gesehen hat. Worüber spricht man also? Vom Theater? Das ist ein vormärzlicher Conversationsstoff und deshalb abgethan. Es ist lächerlich, aber es ist buchstäblich wahr, man spricht vom — Wetter. Dann mischt man aber auch Anekdoten ein, wenn's Glück gut ist, so kommt ein interessanter Mann zu Wort, und nun blitzt flüchtig wie in einer trüben Nacht, irgend ein

helles Licht über dieſes oder jenes kurz vorhergegangenes politiſches Ereigniß hin. Aber das Licht verſchwindet ſchnell wieder und der Mann ſchweigt. Und dennoch muß man nicht glauben, dieſe Leute hätten nichts zu erzählen; es iſt zum Erſtaunen wie ſelbſt die Frauen genau unterrichtet ſind über die miſteriöſen und ſchreckbaren Vorfälle der letzten Jahre. Es gelang mir in einem dieſer Kreiſe eine alte Comteſſe über die Vorfälle in der Burg und in den Straßen ſprechen zu machen, und ſie erzählte in genauen Umſtänden mit der Ausführlichkeit, der Kenntniß und ſelbſt in den techniſchen Ausdrücken eines Militärs vom Fach. Nie hab' ich noch eine ſo lebhafte Schilderung des Wiener Straßenkampfes gehört, als aus dem Munde dieſer vornehmen, in parfümirten Spitzen und Shawl's gehüllten Matrone. Sie ſprach mit dem Feuer eines jungen Lieutenants, und war, wie es ſich von ſelbſt verſteht, Legitimiſtin. In einem andern Kreiſe hörte ich eine demokratelnde Dame ebenſo lebhaft und wohl unterrichtet über jene Ereigniſſe, ſo wie ſie ſie auffaßte, ſprechen. Ebenſo kann.

wenn man einmal ſo glücklich iſt irgend einen der verſchloſſenen Brunnen zu öffnen, erfahren, wie viel Beleſenheit, und welcher Reichthum an Kenntniß moderner Sprachen vorhanden iſt, oft da wo man es gar nicht vermuthet hat, welch' ein Auge und welch' ein tiefes Verſtändniß für die Natur, welch' ein Intereſſe für die Kunſt, welch' ein feiner, ausgebildeter Geſchmack für Muſik — alles das kann ein glücklicher Zufall Einem finden laſſen; aber man ſoll nicht glauben, daß dieſe Koſtbarkeiten allabendlich auf der Oberfläche der Converſation ſchwimmen. Das „Geiſt Machen" iſt dem guten Wiener zu „unbequem", das läßt er dem Harlequinstalent der Franzoſen, oder der gelehrten „Pedanterie" der Berliner, die „halt Alles wiſſen".

Ich will hier ein Geſpräch einſchalten, das in einer der Soireen einer Dame, die als Lady Patroneſſe vieler Wohlthätigkeitanſtalten fungirt, in meiner Nähe geführt wurde, und das über manche Anſichten, die gerade jetzt auch in dieſen Kreiſen herrſchen, Licht verbreitet. Die Dame des Hauſes führte das Wort zu einem nicht mehr

ganz jungen Herrn. Es fing das Geſpräch damit an, daß ein Billet zu einem noch bevorſtehenden Maskenball angeboten wurde. Der Herr wies die Eintrittskarte ab, und bemerkte, daß er keine Bälle der Art mehr mitmache.

Die Dame. Sie haben auch nicht nöthig hinzugehen. Wir werden es gerne ſehen, wenn der Saal nicht ſo überfüllt iſt, wie das letzte Mal. Aber ein Billet nehmen müſſen Sie, des guten Zweckes wegen.

Der Herr (ein leiſes Gähnen unterdrückend). Welcher Zweck iſt denn gerade jetzt wieder an der Tagesordnung?

Die Dame. Mein Himmel, Sie wiſſen's nicht? — Die Arbeitsſchulen!

Der Herr. Ach! die Arbeitsſchulen! Und was ſollen dieſe befördern?

Die Dame. Eine gründliche Reorganiſation der untern Klaſſen, eine Radikalkur der heutigen Geſellſchaft; ein Palliativ gegen Umſturz und allgemeine Demoraliſation.

Der Herr. Schauen's Gnädige; wenn Sie ſolche Schulen haben, warum haben Sie ſie nicht

längſt ſchon aufgeſperrt? Das ſein ja grad die Dinge, die wir nöthig haben.

Die Dame. Hören Sie! Ein paar Damen aus der Geſellſchaft und ich, wir haben uns zuſammengethan und ſind auf die benachbarten Dörfer gefahren. Was haben wir entdeckt? Wir haben Kinder auf der Gaſſe ſpielen ſehen, deren Eltern auf dem Felde bei der Arbeit waren. Dieſe Kinder verwahrloſeten, und beſonders zeigten die kleinen Mädchen ſchon einen gefährlichen Grad von Entſittlichung. Wir kamen auf den Einfall, dieſe Mädchen zu nehmen, ſie in Schulen zu thun, und ſie in Allem unterrichten zu laſſen, was ſie zu ihrem künftigen Stande als Hausfrauen würden nöthig haben.

Der Herr. Aber dergleichen wird ein ſolches Mädchen ſchon von ſeiner Mama lernen.

Die Dame. Von der Mama? Ich ſagte Ihnen ja eben, daß die Mütter auf dem Felde arbeiten, und nicht Zeit haben, ſich um ihre Kinder zu kümmern.

Der Herr. Nun denn! Alſo Sie wollen die Mädchen nehmen —

Die Dame. Und ſie in Schulen thun. Eine gute Hausmutter iſt die Erzieherin ihrer ganzen Familie, des Mannes nicht ausgenommen. Sie iſt die Säule und der Stützpunkt des Haushalts. Wie will man aber gute Hausfrauen bekommen, wenn man die kleinen Geſchöpfe, die einſt zu dieſem Berufe beſtimmt ſind, wild aufwachſen läßt, und ſie der Demoraliſation preis gibt?

Der Herr. Das läßt ſich hören. Ich entdecke endlich einmal einen Zweck, um deſſen Willen es ſich lohnt, auf Bälle zu gehen und Maskeraden aufzuſuchen. Wie oft bin ich an dieſe, mir ſchon längſt verhaßten Orte hingetrieben worden, lediglich nur um in Conſtantinopel eine chriſtliche Kirche aufbauen zu helfen, die nachher nicht zu Stande kam, oder die bekehrten Hottentotten-Kinder mit Strümpfen zu verſehen, die ſie nachher nie bekamen, und wahrſcheinlich auch nie vermißten.

Die Dame. O Sie ſprechen von den Comité's, die ſich vor dem März bildeten; das waren Vereine, deren Wohlthätigkeitsſinn ins Blaue hinausſtreifte. Wir aber ſehen uns in nächſter Nähe

um und ſuchen unſern Feind da auf, wo er ſich in letzter Zeit bemerkbar gemacht hat.

Der Herr. Unſern Feind?

Die Dame. Nun ja! Die Armuth, das Elend der untern Klaſſen iſt unſer einziger gefährlicher, und noch lange nicht beſiegter Feind.

Der Herr. Schon recht; aber dieſer Feind iſt unbeſiegbar. Je mehr man ihm gibt, deſto mehr fordert er. Und wenn wir's recht unterſuchen, ſo finden wir, daß dieſer Feind nicht mehr und nicht weniger fordert als unſern Untergang.

Die Dame. Wenn er's thäte, ſo hätte er nicht Unrecht. Wir haben lange genug an dem ſeinigen gearbeitet.

Der Herr. (nach einer Pauſe, die Dame fixirend). Ich verſtehe Sie nicht, meine Gnädige.

Die Dame. Das bei Seite! Ich will nur ſo viel geſagt haben, daß wir — wir Bevorrechteten, wir Beſitzenden — ein Unrecht gut zu machen haben, und daß wir nur unſere Pflicht thun, wenn wir uns anſtrengen, dem Volke zum Beſitz und wo möglich zum Genuß und Wohlleben zu verhelfen.

Der Herr. Ei, dazu wird ſich's ſchon ſelbſt verhelfen. Geben Sie ihm nur eine Axt und eine Brandfackel in die Hand.

Die Dame, (mit Empfindlichkeit). Sie mißverſtehen mich. Ich werde kein Wort weiter ſprechen.

Der Herr. Ich mißverſtehe Sie nicht. Sie wollen dem Volk, oder dem, was Sie ſo nennen, durch Bildung und Arbeit, durch Ordnung und Sinn zur Wirthſchaftlichkeit ein Leben voll Freude, Sitte und Genuß bieten.

Die Dame. Ja, das will ich.

Der Herr. Sie wollen ihm den Satz einſchärfen: Arbeitet, ſo werdet ihr auch genießen. Aber das Volk arbeitet. Arbeitet ihr denn? Und warum genießt ihr ohne Arbeit? Wie dann, meine Gnädige? Wenn das Volk nun kommt, und für uns, ſage für uns Arbeitsſchulen einſetzt, wo die vornehmen Müſſiggänger, die geldſtolzen Tagediebe eingefangen und auf die Schulbank geſetzt werden, damit ſie lernen, durch Arbeit ſich den Genuß zu erwerben. Wie dann?

Die Dame. Ach, das ſind unmögliche Dinge.

Der Herr. Aber gerade unmögliche Dinge fordert heutzutage das Volk. Es will gerade das, und nur das haben, das, wenn wir es ihm geben, uns und Alles, was bis jetzt exiſtirt, um ſein Daſein bringt.

Die Dame. Nein, nein, nein! Das Volk will nur Verbeſſerung ſeines Zuſtandes. Machen Sie mich in meinen Anſichten nicht irre. Ich kann es nicht leiden, wenn die Leute anderer Meinung ſind wie ich, und zwar nur aus Eigenſinn.

Der Herr. Aus Eigenſinn? Wenn ich die Erfahrungen der letzten Jahre —

Die Dame. Nun ja doch; aber dieſe Erfahrungen können entſchieden nie wiederkommen, wenn —

Der Herr. Wenn die Arbeitsſchulen werden erſt in den Gang gekommen ſein.

Die Dame. Was ich die Leute nicht leiden kann, die Alles ſchwarz ſehen.

Der Herr. Und ich die Leute nicht, die Alles roſenfarben ſehen, und ſich und uns durch

Illuſionen täuſchen wollen. Die jetzige Generation iſt dem Untergange geweiht. Wir ſehen alle Grundſtützen der Geſellſchaft untergraben, alle Elemente der Geſittung der Fäulniß übergeben. Wir befinden uns in dem Stadio, wo die Wellen im Begriff ſind über unſerm Haupte zuſammenzuſchlagen, bis an den Hals ſind ſie uns ſchon gedrungen. Nun urtheilen Sie, ob ich mit dieſem Glauben nach einem Strohhalm greifen werde, den irgend ein gutmüthiger Schwärmer mir hinreicht. Die Optimiſten ſind meiner Meinung nach die gefährlichſten Leute heutzutage, ſie ſagen immer, es iſt nicht ſo ſchlimm! Wartet ab! ſeid geduldig, fügt euch! — Nein! es muß heißen: Es iſt ſo arg, wie es nie geweſen! Wartet nicht ab, ſchlagt zu! Schont nichts! und was nach dem Graus des Kampfes und der Zerſtörung übrig bleibt, das iſt berufen, ein neu Geſchlecht, eine neue Weltordnung zu gründen.

Die Dame. (mit Entſetzen die Hände zuſammenſchlagend). Schweigen Sie, ich will das Alles nicht gehört haben. Jetzt weiß ich auch, warum Sie über meine Arbeitsſchulen ſpotten.

Der Herr. Weit gefehlt. Ich ſpotte nicht, auch möchte ich Niemand entmuthigen.

Die Dame. Beinahe hätten Sie mich entmuthigt.— Um alſo wieder auf unſere Arbeitsſchulen zu kommen; wir haben ſchon beträchtliche Summen zuſammengebracht, und für dieſe ſind ſchon Lehrerinnen angeworben worden. O, wir betreiben die Sache ins Große. In unſern Schulen werden wir jährliche Prüfungen anſtellen. Da iſt die Gräfin —, die wird den Bezirk — haben, die Fürſtin — den Bezirk —; ich nehme die Vorſtadt — auf mich. —

Der Herr. Um Gotteswillen, theuerſte Gräfin, eine ganze Vorſtadt! —

Die Dame. Es mangeln uns nur Rätherinnen, die in der Plattnaht Unterricht geben, denn unſern kleinen künftigen Hausfrauen iſt natürlich die Näharbeit eine der vielen Hauptſachen, denn ſie muß für ihren Mann, ihre Kinder die Wäſche ſelbſt verfertigen. Die Fürſtin — will ſich an die engliſche Geſandtſchaft wenden; es iſt im Plan, Rätherinnen für die Plattnaht aus England kommen zu laſſen. Ich ſtimme für

holländiſche Rätherinnen. Alle Woche einmal kommt unſer Comité zuſammen. Wir beherrſchen den ganzen Umkreis Wien's und füllen ihn mit der Zeit mit lauter „guten Müttern" an. Wo wir nicht hingelangen können, da kommen unſre Gouvernanten hin. Alles wird erforſcht, über Alles berichtet; man kann uns nicht täuſchen, unſere guten Zwecke verfolgen ihren Weg, und ſind von allerhöchſten Protektionen geſchützt. Wir wollen das Beſte, und werden auch das Beſte erreichen. Wenn das achtzehnte Jahrhundert ſo gehandelt hätte, ſo hätten wir nicht jetzt ſo viele Mühe.

Der Herr. Tadeln Sie mir das achtzehnte Jahrhundert nicht. Es iſt wahr, es hatte ſehr viel Lebensgenuß; aber es hatte auch Geduld, Arbeit und Entſagung. Unſere höhern Stände wiſſen weder zu leben, noch unſere niedern Stände zu entſagen. Ungleich vertheilt ſind immerdar die Güter, ein Theil genießt, der andere entbehrt. Wir entbehren Alle! Die höhern Stände entbehren das, was den Genuß zum Genuß macht, die Freudigkeit und Sicherheit des Genießens, die

niedern Stände entbehren den Genuß ſelbſt. Alles iſt verſtimmt; Alle wollen etwas, was ſie nicht haben. Das iſt ein Zuſtand, der geradezu an das Unleidliche grenzt.

Die Dame. Sie haben Recht, behaglich fühlen wir uns Alle nicht. — —

Das Geſpräch ſchloß ſich damit, daß der Herr verſprach, auf die Redoute zu gehen.

Dieſe Redouten, von denen die letzte am letzten Faſchingstage, am Dienſtage gegeben wurde, ſind in ihrer Art für den Fremden wichtig, weil ſich bei ihnen noch das alte Wien repräſentirt, das Wien, das an luſtigen Abenteuern, an Verkleidungen, an Foppereien und harmloſen Myſtifikationen ſeinen Spaß fand. Die Maskenbälle ſind überall in der heutigen Welt inſipide und alberne Feſtlichkeiten geworden; Niemand denkt mehr daran, an einem ſolchen „Mummenſchwanze" Vergnügen zu finden. Die Larve iſt Nebenſache geworden, und ſie war gerade — als die Maskenbälle blühten — Hauptſache. Die Intrigue hat die Maskenbälle erfunden, und die Intrigue hat ihr Spiel jetzt ganz wo anders hin verlegt.

Als man gewiſſen Leuten gewiſſe Dinge nur auf gewiſſe Weiſe beibringen konnte, waren die Maskenbälle ſogar politiſche Inſtitutionen, die an Wichtigkeit mit der heiligen Vehme des Mittelalters wetteiferten. Jetzt iſt das anders. Die Zeitungen ſagen, was die Masken früher ſagten; und die Liebe — hat entweder nichts Heimliches mehr zu ſagen, oder hat andere Wege eingeſchlagen. Die Maskenbälle wurden anfangs leere Hanswurſtiaden, und dann wurden ſie — gar nichts. In Wien iſt es noch jetzt anders, und es lohnt ſich ſchon der Mühe, dem Gedränge und der Unbequemlichkeit zu trotzen, um eine Redoute in den eigens dazu beſtimmten Sälen der kaiſerlichen Burg mitzumachen. Man erzählte mir ſehr artige Qui pro quo's, die Männer ihren Frauen, und dieſe wiederum ihren Männern geſpielt hatten. Da nur die Frauen maskirt erſcheinen, die Männer nicht, ſo gibt dieſer Umſtand, wie man ſich denken kann, Anlaß zu zahlloſen Neckereien und theils ſchmeichelhaften, theils boshaften Kritiken und Anreden, die Einem ins Ohr gezischelt werden. Bekannte Perſönlichkeiten laufen Gefahr,

an einem Abende die ganze Laſterſchule eines Jahres zuſammengedrängt durchmachen zu müſſen. In Berlin gibt es nichts Geiſttödtenderes als ein Maskenball, wo man ſicher ſein kann, ſtets den ſtereotypen Figuren eines Gärtnermädchens und eines Türken zu begegnen; in Wien hat man Beluſtigung und Unterhaltung vollauf.

Um wieder auf den Ball des Fürſten Liechtenſtein zu kommen, ſo muß ich noch Einiges nachholen, was die Geſellſchaft zu charakteriſiren dienen kann. Zuerſt iſt's die ſtrenge Sonderung der Geſellſchaftſchichten, die der Fremde gewahren kann. Nur der Adel, und von dieſem auch nur Hoffähige, werden zu dieſen glänzenden Feſten hingezogen. Männer der Wiſſenſchaft, des Talents, Coriphäen der Handelswelt, höhere Staatsdiener, die untern Chargen der diplomatiſchen und bureaukratiſchen Welt ſind ausgeſchloſſen. Wie reich Wien an höherem Adel iſt, beweiſt, daß trotz dieſer ſtrengen Controlle die Räume der Feſtſäle doch überfüllt ſind. Ich fragte bald nach dieſer, bald nach jener bekannten Perſönlichkeit, und empfing zur Antwort: den werden Sie

hier nicht finden. In Berlin iſt dies anders. Berlin hat einen Adel von dieſem Alter und von dieſem koloſſalen Grundbeſitz nicht aufzuweiſen; es greift alſo zu dem Mittel, durch Titel und neu geſchaffenen Adel, durch die Träger des Talents und der Wiſſenſchaft, ſelbſt der Induſtrie, die Quantität der Hofgeſellſchaft zu erſetzen, was ihr an Qualität abgeht. Und es iſt nicht zu leugnen, daß aus dieſem Grunde die Feſtſäle in Berlin, der Hof ſelbſt nicht ausgenommen, ein bunteres Durcheinander darbieten, als es hier der Fall iſt, wo die Geſellſchaft mit ſehr wenigen Ausnahmen immer dieſelbe bleibt. Dieſe Bälle ſind ſo ſehr excluſiver Natur, daß es ſelbſt Fremden, durch ſehr gute Empfehlungen unterſtützt, ſchwer fällt, Eintritt zu erhalten, und immer eine große Zahl zurückgewieſen wird. Durch dieſes Mittel der ſtrengen Sonderung erhält ſich die Geſellſchaft von den ihr feindlichen Elementen unberührt, und der Glanz dieſer ſtolzen und mächtigen Ariſtokratie wird nie getrübt. Wenn eine andere Stadt wie Wien, die nicht dieſe Fülle ariſtokratiſcher Elemente hat, ein ähnliches Syſtem

befolgen würde, ſo müßte dies unfehlbar zum Untergang jeder noch möglichen Geſelligkeit führen; es würden die Säle leer bleiben, oder der Souverän würde gezwungen ſein, ſich immer gegenüber den paar vereinzelten koſtbaren Exemplaren ſeines vorwurfsfreien alten Hofadels zu befinden.

Von intereſſanten Perſönlichkeiten waren der durch die Feldzüge in Italien bekannte General Heß, der durch die Kämpfe in Ungarn hervorragende Graf Schlick bemerkbar. Letzterer hat ein ſchönes Profil; die ſchwarze Binde, die das eine ihm fehlende Auge verdeckt, entſtellt ihn nicht. Dort, der Mann mit dem europäiſch berühmt gewordenen Schnurrbarte, iſt Haynau; er unterhält ſich mit der jungen, geiſtreichen Gräfin —. Seine Haltung iſt bequem, faſt nachläſſig; ſein Antlitz abgeſtorben ruhig. Er ſcheint zu fühlen, daß unter dieſem Gewimmel von Uniformen ſein einfacher Waffenrock doch derjenige iſt, der die meiſten Blicke auf ſich zieht. Ich habe ihn nie in dem Kreiſe ſtehen ſehen, den der junge Monarch um ſich bildet. —

Sehr häufig ſah ich Franz Joſeph

im Geſpräch mit dem alten Generalen Wallmoden, der ehrwürdige Züge hat. Die moderne Geſchichte, mit ihrem Blut und Entſetzen, hat ſich dieſem greiſen Kopfe nicht genähert. Auch einige andere ältere Generale zeigten das Bild jener jovialen Offenheit, die früher in der Schule des Mars erworben wurde, wo die Galanterie und der Lebensgenuß dicht neben dem Schrecken der Schlachtfelder gingen. Heutzutage iſt's anders. Unſere jungen Militärs, die im Feuer geweſen, und nach dem Friedensſchluſſe ihrerſeits noch lange nicht Frieden gemacht haben, behalten den Ausdruck düſtern Nachdenkens, den ſie auch in die ihnen fremd gewordene Geſellſchaft der Frauen mitnehmen. Jellacic hab ich nur flüchtig geſehen; er erſchien nur auf wenige Tage, um dem Kaiſer für ein ihm verliehenes Regiment zu danken. Ein hieſiger Wohlthätigkeitsverein hat die poetiſchen Jugendproben des Helden veröffentlicht. Die Kritik ſpricht ſich mit großer Vorſicht darüber aus. Radetzky, der über Alles Gefeierte, weilt in Italien und kam zum Faſching nicht her. Man hat ihn mit Ehrenbezeugungen und Wür-

den überſchüttet, ſo daß man ihm jetzt nichts mehr geben kann. Sein Lorbeerkranz iſt ſo dicht, daß ein neu ausbrechender Krieg kaum Platz, um neue Blätter hineinzuflechten, finden würde. Es iſt unbeſchreiblich, welch ein Enthuſiasmus für den greiſen Helden herrſcht; ſelbſt ein Hutwaarenlager — wo es doch gewiß nicht hingehört — hat ſich mit dem ſehr wohl getroffenen Bildniſſe des Gefeierten in Lebensgröße geſchmückt. Ueberhaupt ſind hier die Schilder an den Verkaufsläden bemerkenswerth. Man findet die Portraits faſt der ganzen kaiſerlichen Familie zu einer populären Bildergallerie hier vereinigt. Irgendwo prangt die Erzherzogin Sophie, anderswo die Königin von Neapel. Auch Dichter werden auf dieſe Weiſe gefeiert; ſo ſah ich noch am Kärnthnerthore Halm's „Sohn der Wildniß" mit ſeiner Parthenia als Aushängeſchild eines Ladens.

Die öſtreichiſchen Uniformen, für den praktiſchen Dienſt vielleicht nicht empfehlenswerth, haben für die Feſtſäle einen Zauber eigner Art. Durch ihr blendendes Weiß beleben ſie ungemein die geputzten Maſſen, während die überall anders-

wo herrſchenden dunkeln Uniformen der Geſellſchaft in pittoreſker Hinſicht etwas Düſteres ertheilen. Da die Damen gewöhnlich in Roſa und Hellblau glänzen, ſo geben die Cavaliere das helle Weiß dazu, und die Civiliſten das wenige, nöthige Schwarz, oder die geſtickte Uniform. Es kann demnach nichts fürs Auge Glänzenderes und Anlockenderes auch in dieſer Beziehung geben, als ein Wiener Feſt, wo das Militär reichlich vertreten iſt. Die weltberühmten ſchönen ungariſchen Uniformen ſind leider größtentheils verſchwunden; doch ſieht man noch hier und da eine Reminiscenz, namentlich bei Hofe, wo Alles, ohne Ausnahme, in Uniform erſcheinen muß.

Man ſpricht übrigens jetzt allgemein von nahe bevorſtehenden weſentlichen Reformen in der Bekleidung der Armee. Der junge Kaiſer widmet gerade dieſem Zweige der Verwaltung ſeine beſondere Aufmerkſamkeit. Es iſt ſomit zu hoffen, daß manches wirklich völlig Unpraktiſche und Unſchöne alsdann verſchwinden werde. Einzelne Truppenabtheilungen haben mit dieſen Aenderungen ſchon begonnen.

Von den Salons, die ich beſuchte, muß ich beſonders den der Gräfin Ficquelmont anführen, einer Dame aus einem eſthländiſchen gräflichen Geſchlecht, in Petersburg erzogen, und als Enkelin des Fürſten Kutuſow mit der angeſehenſten ruſſiſchen Ariſtokratie verwandt, jedoch bisher mehr in Italien als in Wien lebend. Sie verſammelt die ganze vornehme und gebildete Geſellſchaft Wien's um ſich. Der Graf, anfangs öſtreichiſcher Geſandter in Petersburg, war dann in jener kritiſchen Situation Premier-Miniſter, die nach Auflöſung des Metternich'ſchen Miniſteriums folgte, und zwar unmittelbar nach der Entfernung des Fürſten. Mehrere politiſche Flugſchriften, namentlich eine, die kurz vor der Olmützer Conferenz erſchien, und mit Scharfblick die Zuſtände, die bald darauf eintraten, vorherſagt, haben ihn zum Verfaſſer. Mit ſeltener Thätigkeit und Rührigkeit überſieht er das Feld der oppoſitionellen Preſſe, und ſucht ihren Anforderungen und Gründen die Erfahrungen ſeiner einflußreichen Praxis entgegenzuſetzen. In dieſem Salon hab ich geiſtige Regſamkeit, Ele-

ganz der Erſcheinung, mit der wohlwollendſten Hoſpitalität vereinigt gefunden. So weit es nur irgend möglich iſt, die Wiener Gelehrten, Künſtler und Schriftſteller von Ruf zum Eintritt in die Geſellſchaft zu vermögen, iſt gewiß von Seiten dieſes gaſtfreien und zu den vornehmſten Kreiſen Wien's zählenden Hauſe geſchehen. Es ſcheint aber dies eine nicht zu löſende Aufgabe zu ſein. Ich finde dieſe Abſonderung der Künſtler und Schriftſteller durch die eigenthümliche Beſchaffenheit der hieſigen Kaffeehäuſer bedingt. Dies ſind Orte wo ſie ſich jeder nachläſſigen Laune, jeder Unſitte frei hingeben können. Es iſt unglaublich welch' eine wahrhaft ſiſtematiſch eingeführte Roheit in dieſen Etabliſſements herrſcht. Jeder Zügelloſigkeit, jeder wüſten und ruſtikalen Liebhaberei iſt hier vollkommener Spielraum gegönnt. Vor allen Dingen herrſcht hier die Tabakspfeife unbeſchränkt, der Paletot, der Hut werden nie abgelegt, von den allergewöhnlichſten Formen der geſelligen Artigkeit iſt nicht die Rede; jeder Anweſende ſucht ſeinen Nebenmann an „Ungenirtheit" zu übertreffen. Dies kann

unmöglich die bekannte Wiener „Gemüthlichkeit“ ſein, es ſind ſeit den letzten Jahren offenbar „Elemente von der Straße“ hinzugekommen. In dieſen Kaffeehäuſern nun — und ſie ſtehen faſt alle auf gleicher Linie der Kultur — bringen die jungen Künſtler, die Autoren, die Muſiker ihre unbeſchäftigten Tage vom Morgen bis zum Abend zu. Wie ſoll da die — den ſchönſten Künſten — ſo nothwendige „Feinheit der Sitte“ herkommen? wo die Lieblichkeit, die Anmuth, die im Gefolge der Schönheit jedem großen und wahren Gedanken; jedem echten Kunſtwerke, es heiße wie es wolle, unentbehrlich ſind. Wie viel würde ein junger Mann aus dem Urtheil einer edlen gebildeten Frau lernen können, wie würde ſein Auge, ſein Ohr gebildet werden, wenn ein nothwendiger Zwang ihn immer in einer gewiſſen Sphäre erhielte, wo das abſolut Gemeine, das pöbelhaft Rohe nie ihn berührte. Und dann wie troſtlos iſt dieſer Müſſiggang in den Kaffeehäuſern. Da ſtehen ſie, und ſehen ſtundenlang dem Billardſpiel zu, ohne ein Wort zu ſprechen, und dicke

Wolken Tabaks vor ſich hinblaſend, oder ſie werfen ſich auf einen Stuhl und nehmen irgend eine Zeitung in die Hand, deren Spalten ſie gedankenlos durchlaufen. Es iſt wahr, der Salon iſt nicht immer geiſtreich, er gibt keine neuen Ideen und Anſchauungen, aber eines gibt es ſicherlich — Zwang. Man darf ſich nicht gehen laſſen, man lernt ſich beherrſchen, man lernt die feinen Sitten wenigſtens äußerlich auf ein paar Stunden des Abends annehmen, und damit iſt für einen jungen Mann ſchon unendlich viel gewonnen. Je mehr wir bei der Erziehung unſerer jungen — und auch alten Knaben — den Zwang hintanſetzen, je ſchlimmer werden wir mit allen unſern ſocialen Verhältniſſen in die Brüche kommen. In der Schule des Lebens iſt einer der erſten Lehrparagraphen — Zwang. Zwinge dich deinen Hang zur Bequemlichkeit zu beſiegen, zwinge dich Andern freudig und artig zu erſcheinen; zwinge dich tauſend Dinge, die du fühlſt und denkſt, zu verſchweigen; zwinge dich, ſelbſt gegen deine nächſten Angehörigen nie die Grund-

ſätze der feinen Sitte zu vernachläſſigen — ſo heißt es immer, und ſo muß es heißen, wenn nicht das rohe, freigelaſſene Thier im Menſchen auf eine entſetzliche Weiſe hervorbrechen, und jedes geſellige Zuſammenleben aufhören ſoll. Auch auf die Frauen hat dieſe Abſonderung von den Männern eine üble Nachwirkung. Eine ſchöne geiſtreiche Frau gleicht einer Schauſpielerin; ſpielt dieſe vor faſt leerem Hauſe, ſo läßt ſie unwillkürlich von ihrer Kunſt nach, zuletzt verlernt ſie ſie wohl ganz; die Männerwelt iſt aber bekanntlich das einzige rechte Publikum für eine Frau. Soll ſie ihre Talente vor ihrem eignen Geſchlechte glänzen laſſen, ſo würde ſie bald erlahmen. Die Bewunderung der Männer iſt den Frauen zu ihrer Liebenswürdigkeit eben ſo nothwendig, als das Spiel der Grazie einer ſchönen und geiſtvollen Frau den Männern nöthig iſt, um den Schlußſtein auf ihr Wiſſen und ihre Gelehrſamkeit zu ſetzen. Denn ohne Grazie und Anmuth der Form bleibt ſelbſt ein Meiſterwerk unvollendet. Wir erreichen alſo durch dieſe Abſonderung

zwei Uebelſtände, unliebenswerthe, verſtockte und verſtimmte Frauen und — flegelhafte Männer.

Man ſpricht ſo viel einerſeits von dem Zwang, andrerſeits von der Unſittlichkeit und Frivolität der Geſellſchaft des achtzehnten Jahrhunderts; ſie waren allerdings groß, allein was haben wir gewonnen wenn wir den Zwang abgeſchafft, die Unſittlichkeit und Frivolität haben? Denn Niemand wird mir einwenden wollen, daß die Unſittlichkeit und Frivolität der Geſellſchaft nicht eben ſo groß iſt wie früher, nur mit dem Unterſchiede, daß ſie ſich damals auf die obern Schichten der Geſellſchaft beſchränkte, jetzt aber faſt ohne Ausnahme in allen Schichten der Geſellſchaft in der obern noch am wenigſten herrſcht. Wir haben alſo Unſittlichkeit mit Roheit gepaart, während das achtzehnte Jahrhundert Unſittlichkeit mit äußerem Anſtand vereinigte. Ich bin weit entfernt — weder den einen noch den andern Zuſtand der Geſellſchaft als wünſchenswerth zu erkennen, iſt aber die Rede von zwei Uebeln das geringere zu wählen, ſo iſt's doch

ohne alle Frage die Geſellſchaft des achtzehnten Jahrhunderts, die man zurückwünſchte. Es iſt wahr, unſere jungen Männer aus guten Familien knüpfen keine Liaiſons mit verheiratheten Frauen ihres Standes an, aber warum thun ſie's nicht? Nicht eben weil ihre Moralität ihnen dies verbietet, nein, lediglich weil ſie zu bequem ſind, weil ein Verhältniß in der großen Welt ein feines und langfortgeſetztes Spiel der Intriguen erfordert, einen Aufwand von Witz, Scharfſinn — mit Einem Worte: Zwang; und den ſcheuen ſie, wie die Religiöſen des Mittelalters den Teufel ſcheuten. Ein ſaloppes Verhältniß mit einer Dirne iſt bequem; man ſcheidet dabei weder von ſeinem Schlafrock noch ſeinen Cigarren. Und ſo denkt der vornehme Kavalier und ſo denkt — der Kaufmannslehrling. Man täuſche ſich nicht, nie iſt die Sittenloſigkeit und Frivolität größer geweſen, als gerade in unſern Tagen, ſie iſt aber auch nie widerlicher erſchienen, weil ſie ſich ungeſcheut mit der Auflöſung aller geſellſchaftlichen Rückſichten und Formen paart.

Dieſe Gedanken drängen ſich unwillkührlich jedem unbefangenen Beobachter auf, wenn er einen Gang durch die Vereinigungsorte macht, wo die verſchiedenen Geſellſchaftſchichten ſich zu ihrem geſelligen Vergnügen ſich verſammeln. Ueberall dieſe unheilvolle Abſonderung, und die dadurch herbeigeführte Anſtandsloſigkeit.

Es sei mir vergönnt nachträglich über zwei Bühnenstücke bekannter Verfasser ein paar Worte zu sagen. Das erstere ist schon vor drei Jahren erschienen, ist und seitdem das letzte des Autors ge' blieben, der wie es scheint, sich von der Bühne abgewendet hat. Das zweite ist [illegible]fen Tagen über die Bretter gegangen. Friedrich Halm (Münch-Bellinghausen) trat nach den Erfolgen, die seine beiden Dramen „Griseldis" und „der Sohn der Wildniß" gehabt, im März 1848 mit einer neuen Schöpfung hervor, die er ein dramatisches Gedicht genannt hat, und die den Titel „Verbot und Befehl" führt. Dem Stücke wurde zu seinem Erscheinen ein ungünstiger Zeit-

punkt. Die politiſchen Stürme brachen aus und wo wäre das Kunſtwerk zu finden geweſen, das unter dieſen Umſtänden noch irgend einen Erfolg ſich errungen? Aber auch in völlig ruhigen Zeiten hätte Halm's Drama ſchwerlich eine entſcheidende Wirkung hervorgebracht. Man höre deſſen Inhalt. Die geheime Vehme, als Staatsinſtitut in Venedig, iſt der dunkle Hintergrund auf welchem ſich die Figuren des Drama's bewegen. Man erwartet ein Trauerſpiel in der tiefſinnerſten Bedeutung; und was erhält man? — eine Farce. Der alte Sekretär dieſes Tribunals, der das Leben und Tod ſeiner Mitbürger in ſeiner Gewalt hat erſcheint in der Sitzung betrunken, ſchreibt ein verwirrtes Protokoll, und dieſem zufolge wird gerade das Gegentheil von dem, was das Tribunal beſchließt, ausgeführt. Dies wäre ein Luſtſpielſtoff — aber nein; es ſoll ernſt, es ſoll tragiſch ſein. Der Dichter hat ſich gleich von vornherein in ſeinen Mitteln tragiſcher Effekte vergriffen. Und womit beſchäftigt ſich nun dieſer entſetzliche, im Dunkeln operirende Gerichtshof? Man denkt, es werde ſich nun irgend ein Com-

plott, Tilgung eines Aufruhrs u. ſ. w. handeln — nein! das Tribunal will eine Ehe ſtiften, will einen ſchüchternen Liebhaber dazu zwingen, daß er raſch ſich ſeiner Schönen erkläre, dann will es auch — und dies iſt vollends lächerlich, einem Ehemanne verbieten, nicht allzu zärtlich mit ſeiner Frau zu ſein. Der betrunkene Sekretär ſchreibt alles verkehrt auf: das Liebespaar ſoll ſich nicht lieben, die beiden Eheleute ſollen zärtlich gegen einander ſein. Nun Confuſion. Ein paar Akte hindurch Getändel hin, Getändel her; dann Ausgleichung. Das Tribunal, wie es erfährt, daß ſeine Befehle, in ihr Gegentheil verwandelt, ins Publikum gekommen, beſteht nun darauf, daß das was einmal befohlen worden, auch geſchehe, und obgleich — ganz wie das Tribunal es gewollt, die Liebenden heirathen wollen, die Eheleute ſich entzweit haben, ſo werden ſie nunmehr geſtraft, weil ſie dem Befehl nicht gehorſamt. Alles dies in einem Luſtſpiel — allerliebſt; und von Scribe, der Meiſter in dem Würfelſpiel der Intrigue, gewiß voll muthwilliger Scenen — hier aber, gelind geſagt: unerquicklich. Man

kann ſich für die Liebenden nicht intereſſiren, man kann an dem Tribunal nicht Antheil nehmen — man kann nicht froh ſein, nicht betrübt. Das iſt dieſe langweilige Gattung, die ſich „dramatiſches Gedicht“ nennt. Als Grillparzer auch anfing dramatiſche Gedichte zu ſchreiben war es mit ſeiner Wirkung aufs Theater zu Ende. Halm hat in ſeiner Griſeldis gezeigt, daß er dieſer Wirkung Herr iſt. Die politiſchen „Aufſchnüffler“ wollen herausgebracht haben, daß das ganze Stück eigentlich nur geſchrieben worden ſei um das ancien regime zu geißeln. Es iſt möglich, daß dem Dichter dergleichen Intentionen vorgeſchwebt, alsdann hätten aber auch dieſe prägnanter in den Vorgrund treten, und das Stück völlig dunkel und ernſt gehalten werden müſſen. Welch ein Stoff, geſchickt benützt, hätte gerade dieſer finſtere Gerichtshof, in der Perſpektive die entſetzliche „Seufzerbrücke“, dem Tragödiendichter, der zugleich ſeiner Zeit eindringliche Wahrheiten ſagen wollte, bieten können! Es iſt Schade, daß das große Talent Halm's durch den mangelnden Erfolg dieſes Stückes, das von den Bühnenrepertoirs be-

reits wieder verſchwunden iſt, entmuthigt zu ſein ſcheint: ich hege die Ueberzeugung, daß er allein im Stande wäre, wenn er ſich an dem ſüßlich ſentimentalen Motivenſpiel, wie es im „Sohn der Wildniß“ ſich zeigt, gänzlich frei macht, das Drama der Neuheit zu heben, indem er ſtets bedacht ſein wird einen reichhaltigen und würdigen Stoff in das Gewand künſtleriſcher Diktion zu kleiden. Er wendet auf die Eleganz und Feinheit ſeiner Werke unausgeſetzten Fleiß, er ſtudiert die trefflichen Muſter und vor allen Dingen er läßt ſich von Tagesgedanken, nicht zu Tagesſchöpfungen hinreißen. Er läßt ſeinen Stoff reifen. — Eine Stelle aus dieſem ebenbeſprochenen Drama, dem man eine Zeitideen-Färbung anſieht, iſt folgende, die zugleich ſchöne Verſe darbietet:

Venier, einer der Staatsinquiſitoren, ſpricht:

„Die eine große Lehre, merkt ſie wohl,
Zu viel Regieren ſei vom Uebel eben;
Es leb auch in des ärmſten Bettlers Bruſt
Ein hohes, unberührbar Heiliges,
Wohin Befehl nicht, noch Verbote reichen;
Den Zug der Herzen, Zweifel und Vertrauen.

Und Haß und Liebe könn' kein Tribunal,
Selbſt nicht das eure, hemmen oder wenden;
Gewalt erreiche und vermöge Nichts,
Als Lüge, Trug, Angeberei, Verläumdung
Verſumpfende Gemeinheit groß zu ziehen:
Gehorſam finde nur wer Gründe giebt,
Und nicht der Zwang, die Ueberzeugung herrſche.
Die Lehren ſind's die Jenen ihr verdanket,
Und wehe, wenn ſie euch ans Herz nicht gehen;
Denn ſchwinden muß Venedig's Ruhm wie Rauch,
Verwehen machtlos in der Lüfte Hauch,
Wenn dieſe Lehren machtlos euch verwehen. — —

Das zweite Stück iſt das Preisluſtſpiel Bauernfeld's: „Der kategoriſche Imperativ". Es iſt, wie man mir verſichert, unmittelbar unter den Einwirkungen des Jahres achtundvierzig entſtanden und demnach ganz von Hinweiſungen und Anſpielungen zuſammengeſetzt. Die Zeit der Handlung iſt in die Congreßzeit Wiens hinverlegt, und man muß geſtehen, kein glücklicherer Wurf konnte gedacht werden für einen Luſtſpieldichter der Neuzeit. Allein dieſer Wurf gelangt nicht ans Ziel. „Die Cenſur hat das Pikanteſte, das Schlagendſte, das Markigſte geſtrichen", rufen die Freunde des Dichters. Da die Feder der offiziellen Kritik — denn das Wort Cenſur

will und darf Niemand mehr in den Mund nehmen — ihre Striche nicht vor den Augen Aller führt, so kann hierüber weder Ja noch Nein gesagt werden. Man muß warten, bis es dem Autor gefällt, sein Stück im Druck erscheinen zu lassen, wo man dann sehen wird, was und wieviel gestrichen worden. So wie das Lustspiel jetzt erscheint, ist es einem Läufer vergleichbar, der immer den Anlauf nimmt, aber nicht zum Laufen kommt. Der Inhalt des Stückes ist folgender: Eine junge vornehme Dame und deren Verwandte vertreiben sich die Zeit durch allerlei müßige und erfolglose Spiele der Koketterie. Bald soll Dieser, bald Jener geliebt werden — gleichviel. Ein „langlockiger" Student, eine Karikatur der Kant'schen Schule, kommt mit Wartburgsfest-Ideen, mit der Burschenschafts-Toilette in die Salons des damaligen Wien'. Er fällt der Gräfin ins Netz. Der Bursche glaubt beide Damen zu lieben; er ist die dupe beider; ein sächsischer Minister, ein preußischer Bevollmächtigter theilen beide sein Loos. Der zweite Akt schließt damit, daß der „Bursche" und die

Preußen in den Krieg gehen. Drei Monate ſpäter kommen ſie zurück — plötzlich alt geworden. Der Kantianer iſt Profeſſor, der preußiſche Obriſt iſt mit einer hinfälligen Liebe für den Shakeſpeare und die Bibel behaftet. Jetzt geben die Heirathen vor ſich; aber Jeder wählt die, die er anfangs nicht wählen wollte. Das Stück ſchließt, indem jeder Funken des Intereſſes, der beim Beginn der Handlung geglimmt hat, vollkommene Zeit hat zu verlöſchen. Bauernfeld hat weder für eine tüchtige Intrigue, noch für eine dauernde nachhaltige Gruppirung der Intereſſen des Dramas geſorgt. Es iſt wahr, hätte man mit Ariſtophaniſcher, ſchonungsloſer Geißel die Figuren des Congreſſes ſchildern wollen, ja hätte man nur die Scribe'ſche Miniatur-Geißel in Anwendung bringen wollen, daß alsdann das Stück ſchwerlich auf das Gerüſte der Bretter hätte hinanklimmen können; aber weshalb denn einen Stoff wählen, wo man voraus weiß, daß man ihn nicht wird behandeln dürfen, ſo wie er behandelt ſein will. Ich bin überzeugt, daß, wenn die Oppoſition geſiegt hätte, Bauernfeld ihr

dramatiſcher Dichter geworden wäre, denn er beſitzt das Talent, die Maſſen durch Schlagworte zu elektriſiren, und zugleich die Gabe ſeinen Groll in leichte Formen zu kleiden. Dies iſt ein Talent, das bei den Deutſchen ſelten iſt; wenn ſie erbittert ſind, werden ſie ſchwerfällig. So wie aber die Sachen jetzt ſtehen, müßte Bauernfeld eigentlich von der Bühne abtreten, denn in ſeiner alten Weiſe will er, vielleicht kann er auch nicht mehr ſchreiben, und in der neuen darf er es nicht. Es muß für den wahren Dichter — der da wirken will, vor allen Dingen wirken, eine entſetzliche Pein ſein, wenn ihm ganze Glieder amputirt werden, und dennoch muß der Staat dies; denn beſſer eine Million friedlicher Bürger herſtellen, als zwölf gute Preis-luſtſpiele.

An einer Stelle des obengenannten Stückes bekömmt der Autor Händel mit ſeiner ſchönen Landsmännin. Er läßt nämlich die Wienerin auf der Bühne ſagen: Wo liegt Leipzig? Gehört es zu Nord-, gehört es zu Süddeutſchland? Darüber ſind die Damen im Parterre ſo aufgebracht;

Bauernfeld hat ihren Müttern und Großmüttern zu wenig Bekanntſchaft mit der Geographie untergelegt. Dies iſt ein Casus belli. Die Wiener ſind empfindlich, die Wienerinnen reizbar. Man kann dieſe Erfahrung überall, ſelbſt in den höchſten Kreiſen machen. „Es gibt nur a Kaiſerſtadt! es gibt nur a Wien!“ dies Motto iſt in Allem, was der Wiener ſagt, zwiſchen die Zeilen geſchrieben, oder vielmehr geſprochen. —

Da die Faſten das Tanzen verbieten, ſo verſammelt ſich die Geſellſchaft zu Concerten, deren eine große Menge angekündigt ſind. Auch kleine dramatiſche Darſtellungen finden ſtatt. So hab' ich bei dem Fürſten Clary drei kleine Stücke von Scribe mit großer Vollendung geben ſehen. Graf Blondoff von der ruſſiſchen Geſandtſchaft ſpielte wie ein geborner Franzoſe, die junge Fürſtin gab eine ſehr anmuthige Bäuerin, deren Naivität freilich auf dem Boden des Salons erwachſen war, dennoch aber genug Natur und Wahrheit hatte, um allenfalls für das zu gelten, was es ſein ſollte. In dieſer kleinen Geſellſchaft waren ſ.µ alle militäriſchen und diplomatiſchen

Sommitäten Wiens verſammelt. Da ich etwas ſpät anlangte, fand ich das Stück ſchon im Gange, und den Saal mit Zuſchauern gefüllt. Es wurde eine Treppenſtufe hervorgerückt, um denen, die in der Thür ſtanden, die Möglichkeit zu gewähren, etwas zu ſehen. Auf dieſer Treppenſtufe erblickte ich eine auffallende Gruppe: es ſtanden auf dem kleinen Raum von ein paar Brettchen der ruſſiſche Geſandte, Fürſt Windiſchgrätz und General Heß zuſammen. Wenn man weiß, welch eine wichtige Rolle in den letztvergangenen Begebenheiten Baron M— ſpielte und noch ſpielt, wenn man die Feldzüge des einen in Ungarn, und die Siege des andern Generals in Italien bedenkt, ſo muß man bekennen, es konnte keine ſprechendere Illuſtration unſerer Tagesgeſchichte zuſammengeſtellt werden, als hier ſie der Zufall gebildet hatte. Dieſe Männer, die auf dem Theater der Welt Rollen übernommen hatten, auf welche die Blicke ganz Europa's gerichtet geweſen waren, die ſo manche blutige Kataſtrophe hatten anſchauen müſſen, die den Schlußakt unſerer großen Tragödie geholfen hatten herbeizuführen, ſtanden

hier beiſammen, um ihre Aufmerkſamkeit einer kleinen franzöſiſchen Poſſe zuzuwenden. Ich muß geſtehen, dieſes Schauſpiel diesſeits des Vorhanges war mir anfangs ſo intereſſant, daß ich für das jenſeits deſſelben nur wenig Theilnahme hatte. Der Fürſt Windiſchgrätz hat ein ausdrucksvolles Geſicht, es erinnert etwas an die Portraits Wellington's aus deſſen früherer Zeit. Von der kaiſerlichen Familie war Niemand zugegen. Der Kaiſer war in dieſen Tagen nach Trieſt gereiſt, von ſeinem Bruder begleitet, der eine Reiſe nach Amerika antritt. —

Wiederum hab' ich mich verleiten laſſen, die dunkeln, unbequemen Räume des Burgtheaters aufzuſuchen, um das Spiel der Frau Rettich in einer bedeutenderen Rolle, als es bis jetzt hatte geſchehen können, zu ſehen. Man gab „Monaldeschi". Das Stück ſelbſt iſt voll Wirkung, und meiner Anſicht nach das Beſte, das aus der Feder Laube's hervorgegangen. Es erinnert an die franzöſiſche Gattung, und namentlich iſt die Keckheit, mit welcher die Thatſachen behandelt werden, Scribe abgeborgt, doch

erreicht ſie nicht die ſchaamloſe Effronterie des franzöſiſchen Muſters. Sie nimmt nur ſo viel von ihr, als es nöthig iſt, um den Deutſchen zu zeigen, daß man auch in unſerer Sprache ſo dichten kann. Eingebürgert bei uns hat ſich bekanntlich dieſe Gattung nicht. Für einen Charakter, wie ihn uns die Geſchichte von der Königin Chriſtine gibt, paßt ſich dieſe — ich möchte ſagen, epigrammatiſche Behandlung des Stoffes gut. Es liegt Jugend und Friſche, Uebermuth und raſcher Entſchluß in dieſen kurzen Sätzen, in dieſem ſpringenden Dialog. Nur muß für die breit angelegten, gehäbigen Naturen dann eine andere Ausdrucksweiſe eintreten. Geſpielt wurde wiederum gut; die Koſtüme trefflich, die Dekorationen dem engen Raume der Bühne geſchmackvoll angepaßt. Herr Dawiſon gab die Rolle des Monaldeschi; ich glaube nicht, daß er für Liebhaberrollen verwendbar iſt, ebenſowenig wie Seidelmann es war; doch war auch hier, wie immer, ſein Spiel ein höchſt eigenthümliches und durchdachtes. Frau Rettich gab eine Chriſtine, wie wir ſie uns denken können, ohne der Ueber-

lieferung vor den Kopf zu ſtoßen. Sie war rauh, ſtolz, hochfahrend, mit ſcharfem Hohne ſpottend, und ganz die „unerträgliche Frau", von der Voltaire ſagt, daß Niemand es ihr recht machen konnte, und die mit ſich und der Welt in ſtetem Kampfe ſich befand. Da die Künſtlerin zum Glück ſo gar nichts von dem an ſich hatte, was man gewöhnlich an den Theaterköniginnen findet, ſo that es mir leid, in ihrem Coſtüme ſo unnützen Flitter verwendet zu ſehen. Königinnen, die ſo gut wie Frau Rettich wiſſen Königinnen zu ſein, brauchen ſich nicht ewig mit dem „rothen Fetzen" zu ſchleppen. Namentlich gleich beim Beginn des Stückes, wo ausdrücklich geſagt wird, daß man ſich in den Schlaf- und Arbeitsgemächern der Königin befinde, iſt die große Toilette, die Sammtrobe — ſtörend. Im allereinfachſten Kleide imponirt die Größe am mächtigſten. Wo der Hermelin nachhelfen muß, da iſt's ſchon ſchlimm beſtellt mit den Königen in der Welt, wie bei den Königen auf der Bühne.

Ich gehe jetzt zu den Gemälden über. Es kann nicht der Zweck dieſer Blätter ſein, etwas

Ausführliches und Erschöpfendes über die hiesigen Sammlungen zu sprechen. Man findet dies zur Genüge anderswo. Die Gallerie des Belvedere ist so berühmt, und man kann hinzusetzen, so bekannt, daß man die detaillirtesten Beschreibungen einzelner Gemälde von Ruf finden kann, wenn man dessen bedarf. Auch verändern sich Gemälde nicht. Der Zweck dieser Blätter ist das zu geben, was gerade heute ist, und morgen vielleicht nicht mehr ist; wenigstens nicht so mehr ist, wie es gestern war. Wir leben in einer Zeit wo man „daguerrotypiren" muß. Es fällt ein Sonnenstrahl gerade günstig auf den Gegenstand; schnell die Kopiermaschine gestellt, und rasch — in der Bewegung der Straße — steht das Bild da. Das Interesse des Bildes das auf diese Weise gewonnen worden, ist, daß tausend kleine Zufälligkeiten mit aufgefaßt sind, daß überall „kleines Leben" mit unterläuft, und ein so wunderliches, oder so reizendes Durcheinander entsteht, daß man die Straße, den Platz selbst zu sehen glaubt. Um Kunstwerke zu würdigen, muß man sich in deren Anschauen ver-

tiefen, man muß Monate ihnen allein, ihrem Entſtehen, ihrer Vollendung widmen. Denn die Achtung, die jeder wahren und tiefen Schöpfung des menſchlichen Geiſtes gebührt, geſtattet nicht, daß man leichtſinnig anſchaue und leichtſinnig urtheile. Darum haben die paar Worte, die hier über Gemälde Platz finden, nur den rein individuellen Zweck, auf einige Lieblingsmaler des Schreibers dieſer Zeilen in flüchtiger Andeutung aufmerkſam zu machen.

Ich will bekennen, daß ich eine unbegrenzte Zuneigung zu Rubens habe, daß dieſe Neigung gleichſam mit mir groß gewachſen iſt, und immer mehr wächſt, je mehr ich Gelegenheit finde meinem Liebling in ſeinem ganzen Reichthume nachzugehn. Welch' ein Leben das! Welch' ein Wirken! dabei die ewigen Reiſen, die diplomatiſchen Miſſionen, die Liebeshändel, und nichts von allen dem, wovon ſchon ein achtel Theil eine ſchon ziemlich robuſte Natur unſere Tage rein aufzehren würde, ſchlägt unſern Mann nieder. Er hat dabei Zeit, eine ganze Welt voll Bilder zu malen. Und wie malt er! immer iſt er mit

ganzer Seele dabei, nie Tradition, lumpige Angewöhnung, klägliches Ueberkommen fremder Ideen — ſondern er iſt immer er ſelbſt, immer der zauberhaft kräftige Mann, der über jegliche Sinnenerſcheinung gebietet. Freilich Sinnenerſcheinung, mit den Sinnen hat er es zu thun. Von Durchgeiſtigung iſt wenig zu finden, doch ſinkt er auch nie zu dem bloß Fleiſchlichen herab, wie ſein College Jordaens, dieſer Rubens ohne Schwung, dieſer Rubens ohne Poeſie. Das Belvedere beſitzt bekanntlich eine herrliche Sammlung von Rubens; und manchen Vormittag, wenn es mir Noth that, nach dieſem ewigen Wechſel luxuriöſer Feſte Sammlung und Ruhe zu gewinnen, ſo bin ich hiehergekommen und habe im Rubensſaale mir von der Größe und Herrlichkeit der entſchwundenen Tage erzählen laſſen. Die ſentimentalen Liebhaber der Malerei, die ſchwächlichen Verehrer des Carlo Dolce und ſeiner Genoſſen finden Rubens roh. Freilich nimmt er nirgends ein Blatt vor den Mund, aber roh iſt er nicht. Es iſt überall Poeſie — nur freilich keine, die für Penſionsanſtalten maßgebend iſt.

und die von ausgedorrten Professoren verstanden wird. An Rubens kann man recht sehen, wie tief unsere Maler in dem Kleinlichen, Pumplichen, Winzigen befangen sind; wie sie nichts mehr wagen der Leinwand anzuvertrauen, als was eine sektische prüde Dame in ihrem Salon an die Wand hängen mag. Anders dachte Freund Rubens, anders seine Zeit. Die Schönheit der unenthüllten Formen betrachtete damals jeder Künstler als sein unbestreitbares Eigenthum.

Drei Bilder des Rubens hab ich mit Freude begrüßt, ich wußte, daß ich sie hier finden würde. Zuerst das herrliche Bildniß der Anna von Oestreich, der Gemahlin Ludwig XIII. Dies ist ein Kopf, aus dem man Geschichte studieren kann. Und wie gemalt! Man hat Rubens vorgeworfen, daß er in seinen Portraitköpfen nicht genug individualisire; dieses Bild führt den Gegenbeweis; hier ist nichts von Manier in Färbung und Auffassung zu entdecken, außer man müßte denn tadeln, daß Rubens eben überall und immer Rubens ist. Aus der kränklich verkümmerten Anschauung eines Hemeling oder Cronach würde

freilich ein anderes Portrait hervorgegangen ſein. Rubens faßte aus dem Vollen und Ganzen ſeine Bilder auf, er ſchreckte vor keiner markigen Fülle des Lebens zurück, und nahm Glanz des Auges, Fülle der Form der Natur gleichſam aus erſter Hand ab; anſtatt daß Andere ſich müben, durch Abſtraktion, durch Vermittelung, durch Vergleichung ihr Original bis zu einem Grade bloßer Kränklichkeit abzuſchwächen, daß endlich nur der Schatten eines Schatten übrig bleibt. An dem eben beſprochenen Portrait finde ich an der linken Schulter eine Retouche angebracht, die offenbar ſtörend wirkt. Sollte dieſes neuerdings geſchehen ſein? Ich finde nichts hierüber im Kataloge und in andern Nachweiſungen anbemerkt. Das zweite Bild, in welchem ich meinen Liebling in ſeinem unvergleichlichen Humor wiedererkannte, iſt die allegoriſche Zuſammenſtellung der vier Welttheile durch die Flußgötter ihrer Hauptſtröme. Man kann nicht feiner und genialer die Poeſie der grotesken Götterwelt behandelt ſehen. Unter einem Zelte findet ſich die gemüthlichſte Geſellſchaft, anſcheinend in der beſten Laune, beiſam-

men. Da iſt der prächtige alte Danubius, ein Flußgott, der ein gutes Glas Wein liebt, auch wohl hier und da einer hübſchen Nymphe in die Wangen kneipt, aber dennoch auf Reputation hält, und den „guten, ehrlichen Deutſchen“ ſpielt. Er hält ſein Steuerruder in der Hand und ſcheint „bolt biſſel a Rauſch zu han“. Neben ihm ſitzt ſein Kollege, der Nil, ſchon ein viel ungenirterer Geſelle. Die Sitten des Herrn Nilus ſind nicht die beſten; wir ſehen ihn eine hübſche Mohrin im Arme halten. Die Unterhaltung des alten Heiden mit ſeinem ſchwarzen Schätzchen iſt ſo lebhaft, daß er darüber vergißt, das Ungeziefer ſeines Flußbettes zu hüten; ein Krokodil ſpazieret frank und frei umher, und drei Genien, wahrſcheinlich kleine Polizeigeiſter des Nils, geben ſich Mühe, die Beſtie einzufangen. In der Mitte des Bildes macht ſich der Herr Maranbon breit, und hält mit großer Selbſtgefälligkeit eine Cocusnuß in der Hand. Sowohl der Herr Nil als der Herr Danubius ſcheinen dem fremden Patron ſeine trockene Nuß zu gönnen. Der Vierte im Bunde iſt der uralte Poet, der myſteriöſe Herr

Ganges. Man ſieht es ihm an, er iſt bei der Verſammlung erſchienen, weil ſein hoher Rang ihm es gebot, allein wohl fühlt er ſich eigentlich nicht ganz in dieſer Geſellſchaft. Er liebt nicht den Trunk wie der Deutſche, er liebt nicht die Mädchen wie der Afrikaner, auch von Cocusnüſſen iſt er kein Freund — er heißt der heilige Ganges, und ſein größter Genuß beſteht darin, ſich in den koloſſalen Kelch einer Lotosblume zu ſetzen, und ſich Jahrtauſende lang von den ſtillen Wellen ſeines herrlichen Fluſſes wiegen zu laſſen. Da er dies nun hier nicht thun kann, ſo hat er wenigſtens ein ſchönes Tigerweibchen mitgebracht, und ſcheint ſich an dem glatten Fell und dem muntern Ausſehen des Thieres zu laben. — Man muß dieſes Bild ſehen — beſchreiben läßt's ſich nur unvollkommen — und man wird eingeſtehen, welche eine Fülle geſunder Poeſie, lachender Gutmüthigkeit, kräftigen Spaſſes beim Vater Rubens zu finden iſt. Und dies iſt nur eines von den vielen glücklichen Behandlungen der alten Fabel und Götterwelt, in deren Auffaſſung unſer Freund Meiſter war. Man könnte eine Mythologie her-

ausgeben, und ſie ganz mit Rubens'ſchen Bildern ausſtatten. Es gibt faſt keine muthwillige, ſchöne und erhabene Mythe, die er nicht behandelt, und alle in der überſprudelnden Fülle eines geſunden, ſinnlichen Humors.

Das dritte Bild, das ich hier aus der großen Menge ſeiner Schöpfungen herausheben will, iſt wegen des Reichthums ſeiner Gruppirung, der Lebendigkeit der Handlung, der meiſterhaften Haltung der Hauptfigur merkwürdig. Es iſt ein Altarblatt mit nicht weniger als fünfundvierzig Figuren über Lebensgröße und ſtellt den heiligen Franz Xaver vor, wie er in Indien predigt, und Wunder verrichtet. Der Schauplatz ſtellt einen beengten Raum dar, bedeckt mit den Reſten eines in Trümmer ſinkenden heidniſchen Tempels. Auf einem vorſpringenden Säulengeſtell, ſcharf ſich gegen den Himmel abzeichnend, erhebt ſich die ſchlanke Geſtalt des Heiligen, in ſchwarzem Prieſterrock, und ſo unbeweglich hingeſtellt, daß dieſe faſt ſtatuenhafte Starrheit auf das glücklichſte kontraſtirt gegen die bewegte Umgebung rund um ihn her. Er wirft Worte der Begeiſterung in

die Hörerſchaar hinab, und alſobald ſieht man auch ſchon im Hintergrunde die Menge Hand anlegen um die Götzenbilder aus ihren Niſchen zu ſtürzen. Alles iſt Leben, alles Bewegung in dieſem Bilde — nur der Heilige ſteht unerſchüttert, unbewegt. Er iſt der Fels aus deſſen Bruſt der Quell des Lebens ſtrömt. Wenn man dieſes großartige Bild lange angeſchaut hat, bleibt Einem in der Seele der Eindruck zurück, als wäre man bei einem wunderſamen Ereigniß zugegen geweſen; man erinnert ſich der Perſonen, die man dabei erblickt, der Umſtände, die ſich bei dieſer Gelegenheit zugetragen. Wie viel fehlt daß unſere modernen Bilder eine ähnliche Nachwirkung üben. Ich wüßte nur das bekannte geniale Bild De Vieſe's das ähnlich auf mich gewirkt. Aber De Vieſe iſt auch ein würdiger Genoſſe Rubens und Van Dyck's.

Ich muß mich von dem Kunſttempel des Belvedere losreißen, ohne mit einem Worte ſeiner übrigen, zahlloſen Schätze zu erwähnen. Schon wegen des ſchon Geſagten muß ich den Leſer um Verzeihung bitten, da er unmöglich in

einem „Faſching in Wien“ eine Lobrede auf Rubens erwartet hat. Ich ſage auch nichts von den übrigen Sammlungen Wien's, die ich faſt alle — ſehr viele ſind als Privatſammlungen in den untern Klaſſen der Geſellſchaft vertheilt: ſo ſprach man mir von einer trefflichen Sammlung neuerer Gemälde, die ein hieſiger Tiſchlermeiſter beſitzt — mit großer Freude geſehen. Dieſe Blätter ſind der lebenden Welt, den lebenden Erſcheinungen, gewidmet. Nur — ehe ich aus dem prachtvollen Saale des Belvedere ſcheide, der im ſchönſten Roccocoſtyl gebaut und vortrefflich erhalten iſt — will ich an einer Skulptur, die die Apotheoſe des Prinzen Eugen von Savoyen darſtellt, einen feinen charakteriſtiſchen Zug, der von der zarten Auffaſſungsgabe des Künſtlers kund gibt, berühren. Der Prinz wird von Genien in den Himmel getragen, der Ruhm ſtößt in die Trompete um das Lob des Helden der ſtaunenden Welt zu verkünden, der Geprieſene bemüht ſich jedoch den Schall der Trompete durch die vorgehaltene Hand zu dämpfen. Kann man feiner loben? Bei allen Apo-

theoſen, die ich — in gutem und ſchlechtem Marmor, in Gips und Bronze — geſehen habe, laſſen die Helden die gute Fama nach Herzensluſt trompeten, je lauter, je beſſer. Oft ſind ſogar drei bis vier Trompeten im Zuge. Hier iſt ein Held, der ſich — mit einer faſt ſchüchternen Bewegung der Hand — das allzulaute Lob verbittet. Dieſer einzige feine Zug des Schmeichlers in Marmor ſagt mehr als hundert überladene Embleme und weitgeſuchte Allegorien. Ich glaube nicht, daß Eugen von Savoyen im Leben ſo beſcheiden dachte, die Geſchichte wenigſtens gibt keinen Zug aus ſeinem Leben an, der auf dieſe Spur leitete, jedenfalls aber hat der Künſtler ihn hiedurch ſeiner Apotheoſe würdig gemacht.

Schluß.

Während ich den Vorhang fallen ſehe über das bewegte bunte Gemälde, das ſich im Raume weniger Wochen, an meinem Blicke entwickelt hat, kann ich nicht ſcheiden, ohne nochmals des Gefühls mir bewußt zu ſein, wie mächtig Wien mir imponirt hat. Dennoch aber geſtehe ich eben ſo offen, daß ich hier nicht meinen bleibenden Wohnort aufſchlagen möchte. Das Leben hier bietet zu viele fremdartige und einem Nordländer wenig zuſagende Elemente. Ich komme darauf zurück, daß der Mangel des geiſtigen Hin- und Herfluthens der Gedanken und Geſprächsſtoffe ſchon etwas iſt, was man auf die Länge nicht erträgt. Oder, wenn man's erträgt, begiebt man

ſich nach und nach in dieſelbe Apathie und läßt die Dinge gehen, wie ſie gehen wollen. Hierin mag denn auch der Grund liegen, warum den Fremden ſchon nach wenigen Wochen, mitten in den Genüſſen einer feinen und glänzenden Geſellſchaft eine gewiſſe Sattheit ergreift, deren Quelle, wenn man den obigen Grund nicht annehmen wollte, ſonſt nicht gut zu ermitteln wäre. Dieſer vornehme Adel hat ſich zu ſehr in dinaſtiſchen Familien-Intereſſen abgeſperrt, als daß er den Wunſch fühlte außerhalb der Kreiſe, die er um ſich gezogen, auf Entdeckung und Berührungen mit der übrigen Welt auszugehen; und dieſe untern Klaſſen bieten dem Auge des Fremden nur das Bild einertheils ſtumpfen Apathie, anderntheils eines gutmüthigen, aber unleidlichen Sichgehenlaſſens. Die Mittelſtufen der Geſellſchaft, das reichgewordene Geſchäft, die Arbeitsklaſſe, der bureaukratiſche Betrieb ſind wie überall anderswo, aber ſie ſind nicht wie überall anderswo dem friſchen, offenen Lebensverkehr zugewendet. Wien iſt und bleibt abgeſchloſſen mit ſeinen Größen und ſeinen Wundern durch

eine Mauer von dem übrigen Deutſchland nicht allein, denn es wäre erklärlich, wenn man weiß, wie wenig Deutſchland Deutſchland kennt und kennen lernen will, aber auch von dem übrigen civiliſirten Europa getrennt. Ein Wort, das man alle Tage in Wien hören kann iſt: „Ich werde nach Deutſchland reiſen.“ „Ich hole Briefe aus dem Ausland“ (damit meint man das übrige Deutſchland). Wien kann nur durch einen ungeheuren politiſchen Erdſtoß in die Mitte Deutſchlands geſchleudert werden, dann wäre aber auch keine würdigere Kaiſerſtadt, in deren Centrum alle hiſtoriſchen Fäden oder Landes- und Reichsgeſchichten zuſammenliefen, zu finden. Was hat Wien erlebt? Es iſt die Aeltermutter aller deutſchen Reſidenzen.

Uebrigens muß ſich Jeder, der über das gegenwärtige Wien ein Urtheil fällen will, der höchſten Vorſicht befleißigen. Auch ich will, in dieſer flüchtigen Skizze, die ich hier der Nachſicht des Leſers biete, gerne bekennen, daß ich ſo manches Urtheil zurückgehalten habe, in gerechtem Zweifel ob es einem Fremden gelingen werde

nach dem Anſchein der Oberfläche auf die Erſcheinung der „Tiefe“ zu ſchließen. Wien befand ſich, und befindet ſich noch in einer Kriſis. Die Hauptſtadt eines Ländercomplexes, der die verſchiedenartigſten Intereſſen vereinigen ſoll, muß wohl, wenn man die Geſchichte unſerer nächſten Vergangenheit durchblättert hat, in einem Stadium ſich befinden, das, wenn es äußerlich auch Ruhe ſcheint, doch innerlich es unmöglich ſein kann. Das alte Oeſtreich, das alte Wien — wieviel exiſtirt noch davon? Wollen wir die erſten Decennien der zweiten Jahrhunderthälfte abwarten, um dann zu ſehen, wie ſich hier die noch im wilden Strudel umtreibenden Elemente feſtgeſetzt und geſtellt haben werden. Vielleicht iſt es Oeſtreich vorbehalten das „Spiel mit Conſtitutionen“ unſere Tage dadurch zu endigen, daß es eines ſchönen Tages mit einer wahrhaft deutſchen — auf deutſche Inſtitutionen begründeten — Conſtitution hervortritt? Keine franzöſiſche Schablone — auch keine belgiſche Nachäffung, auch ſelbſt keine engliſche Imitation; obgleich nach dieſer Seite hin neigend. Denn mit einem

ſo imponirenden, im Volke wurzelnden, durch ſeinen Grundbeſitz mächtigen Adel, welch eine herrliche Pairskammer ließe ſich da gründen!

Um dieſe Blätter, die den Namen des Faſchings tragen, auch mit einem Faſchings-Mährlein zu ſchließen, gebe ich hier dem Leſer eine der vielen eigenthümlichen Sagen, die hier wie kleine Nachtſchmetterlinge faſt jedes alte Haus, jede dunkle enge Gaſſe umſchwärmen. Ich habe bereits bemerkt, daß faſt jeder Kaufladen ſeine eigene Benennung hat, daß man zur „Erzherzogin Sophie" zur „weißen Roſe" zur „blauen Taube" zur „goldenen Kugel" zum „wilden Mann" ſeine Einkäufe machen kann; doch dieſe Liebhaberei zu Bezeichnungen geht noch weiter und erſtreckt ſich auch auf Straßen und Plätze. Ein Fremder, der gewohnt iſt an die proſaiſche Bezeichnungsweiſe durch Nummern und Lettern der Straßen, kann ſich in dieſem bunten poetiſchen Durcheinander kaum finden. Sehr oft wenn ich

nach dem Hauſe dieſes oder jenes Bekannten fragte, hörte ich die Antwort: „Sie können gar nicht fehlen er wohnt im „Küßdenpfennig“ oder „ſie finden ihn in der Blutgaſſe“ „er wohnt in der Himmelpfortgaſſe.“ Und thut man dann verwundert über dieſe Namen, und weiß nicht Beſcheid, ſo kann ein eingeborner Wiener wohl ganz böſe werden und er ruft lebhaft aus: „Aber wie kann man nun das nicht wiſſen! das weiß ja jedes Kind!“ — Dieſe Bezeichnungen gründen ſich alle mehr oder weniger auf alte Haus- und Straßenſagen. Der „Stock im Eiſen“ iſt allgemein bekannt. Man kann dieſen — jammervoll durch Millionen eingeſchlagene Nägel gemordeten kleinen Baumſtamm noch ſehen. Der Wald um Wien herum erſtreckte ſich bis hieher, und dieſer Baum iſt buchſtäblich der „Letzte ſeines Geſchlechts.“ Einſt grünte auch er, und es rauſchte in ſeinen Zweigen — wo ſind die Zeiten hin! der in Eiſen verwandelte Baumſtamm iſt mit einer ſtarken Spange, an dem ein Schloß befeſtigt, in die Mauerblende gefeſſelt. Den Schlüſſel zu dieſem Schloß ſoll der Teufel in eigener hoher Perſon

gearbeitet, und dann mit ſich in die Lüfte fortgenommen haben. Einſt, ſo ſpricht die Sage, wird man den Schlüſſel auf dem Grunde der Donau finden, man wird das magiſche Schloß des Stocks im Eiſen aufſchließen; dann aber wird auch Wien's letzte Stunde geſchlagen haben.

Um wieder auf die ſeltſamen Straßenbezeichnungen zu kommen, ſo wurde mir eine darunter beſonders auffällig. Mein Gang führte mich oft in eine Straße, die „Stoß im Himmel" heißt. Stoß im Himmel! rufe ich; was heißt das? Wird Jemand im Himmel geſtoßen oder in den Himmel hinaufgeſtoßen? Allemal wenn ich in dieſe miſteriöſe Gaſſe einbog, beſchäftigte mich dieſer ſeltſame Name. Die Straße iſt nicht lang, ſie enthält nur wenige Häuſer, und dieſe Häuſer bieten nichts Auffallendes dar. Gewiß aber haben ſie einſt — oder eines unter ihnen — etwas Sagenhaftes enthalten. Ich forſchte ſo lange, bis endlich meine Neugierde befriedigt wurde. Ein alter Mann, der einen kleinen Laden in der Nähe hatte, wußte ſich noch zu erinnern, daß eines der Häuſer dieſer Straße vor langen

Jahren mit einem in Stein gehauenen Schilde verſehen war, und auf dieſer Steintafel war eine Frau dargeſtellt geweſen, die ſich in die Lüfte erhob, jedoch von einer Geſtalt mit einem Pferdefuß und Hörnern auf dem Kopfe, zurückgehalten wurde. Die Steintafel war ſchon lange fort, das Haus an dem ſie befeſtigt geweſen hatte ſchon öfters ſeinen Beſitzer gewechſelt, und war gänzlich renovirt worden. Mein Krämer hatte jedoch beharrliche Nachforſchungen angeſtellt, und dieſe mit den Notizen zuſammengeſtellt, die ihm ſein Vater über das räthſelhafte Haus hinterlaſſen, gaben ein ziemlich vollſtändiges Bild der Sage. Ich will verſuchen ſie hier meinen Leſern wiederzugeben.

Vor vielen, vielen Jahren — in grauer Vorzeit, lebte in Wien eine hochmüthige und äußerſt eitle Frau. Sie trieb einen unerhörten Luxus mit Kleidern und ſchönen Stoffen. Den ganzen Tag über ſaß ſie am Spiegel; verſäumte die Geſchäfte ihres Haushaltes und verſäumte vor Allem das Kirchengehen und die Meſſe. Tag und Nacht ſann ſie auf nichts, als wie ſie

ihre Mitbürgerinnen an Putz und Flitter übertreffen möge. Ihr Hochmuth wuchs in dem Grade, wie ihre Verschwendung ihren Säckel leerte. Eines Tages ging sie an dem Bilde der allerheiligsten Mutter Gottes vorüber, und ihr sträflicher Leichtsinn erstieg eine solche Höhe, daß sie über das einfache Gewand Maria's spottete und die Himmelskönigin aufforderte mit ihr in Kleiderpracht zu wetteifern. Dieser entsetzliche Hochmuth schrie zum Himmel und die heilige Jungfrau wendete ihr Antlitz ab von der tiefgefallenen Tochter Eva's. In der Nacht, die hierauf folgte, erreichte die Gottlose die Strafe für ihr Verbrechen. Es klopfte um die zwölfte Stunde ein später Gast an die Thür der Frau. Sie öffnete und eine Bettlerin stand vor ihr. Hartherzig, wie die eitle Frau war, schalt sie die in Lumpen Gehüllte, und wollte sie von ihrer Schwelle treiben. Allein die Alte war nicht zu entfernen; sie erhob ihren Krückenstock, und ihn wie ein Szepter handhabend, sprach sie mit dem Stolz und der Würde einer Königin: „Armselige! Du bist eine Bettlerin! Was wollen die

Lumpen ſagen, die ich dort in Deinen geöffneten Schränken angehäuft ſehe! Laß einmal meine Schätze Dir zeigen! Ich komme her um Dir ein koſtbares Gewand anzubieten, ſo ſchön wie keine Königin es jemals getragen. Willſt du es haben?"

Die eitle Frau wurde böſe als ſie die Bettlerin ſo ſprechen hörte. „Unverſchämte!" rief ſie, „geht man ſo gekleidet, wenn man Prachtgewänder in Beſitz hat? Fort aus meinem Hauſe, Lügnerin!"

Die Alte lächelte. Aus einem ſchmutzigen Deckelkorb, den ſie am Arme hielt brachte ſie ein in Gold und Sammt flimmerndes Gewand hervor, und breitete es vor den erſtaunten Blicken der Dame aus. Aber nicht genug mit dieſem Kleide, es folgte noch ein Schleier, in deſſen feines Gewebe die Sterne des Himmels ſelbſt eingeſchloſſen zu ſein ſchienen, ſo funkelte der Glanz des prachtvollen Flors. Um den Anzug zu vollenden, lagen noch ein Gürtel, eine Haube und ein paar Schuhe im Korbe — alles zuſammen den Glanz der Garderobe einer Fürſtin

weit übertreffend. — Als die eitle Dame dies ſah, fiel ſie der alten Frau zu Füßen, umſchloß die in Lumpen gehüllten Kniee, und beſchwor ſie ihr das Gewand zu überlaſſen, ſie wolle dafür geben, was ſie habe.

Die Alte richtete einen finſtern, forſchenden Blick auf die Kniende, und ſagte dann dumpf: „Was Du noch haſt, mein Kind? Aber Du haſt nichts mehr. Du haſt Dein Gut vergeudet.“

„Es iſt wahr!“ entgegnete erſchreckt die Eitle. „Doch will ich Alles, was ich beſitze zu Gold machen, und Dir geben. Das Kleid muß mein ſein.“

„Ich will Dir einen Vorſchlag machen,“ hub die Alte an. „Mir liegt an Deinem Golde wenig; ich habe deſſen ſelbſt genug. Ich will Dir das Kleid borgen auf drei Tage und drei Nächte, und Du gibſt mir als Lohn d a s, was in der dritten Mitternacht von dem Kleide bedeckt ſein wird. Die eitle Dame, die den Sinn der Worte anfangs nicht recht verſtand, und überdies glaubte, die Alte rede irrſinnig, verſprach Alles, was verlangt wurde; die Bettlerin ließ ihr das Kleid,

Nun prunkte die Dame drei Tage und drei Nächte in dieſem koſtbaren Anzuge, um den ſie Fürſtinnen und große Damen beneideten. Niemand wußte, wo ein ſo herrlicher Stoff, ein ſo unvergleichliches Gewebe hergekommen. Man fand in keinem Kaufladen ſolchen Sammt, ſolchen Atlas, ſolche Stickerei.

Als die Mitternachtsſtunde der dritten Nacht herankam, ſaß die Frau und ſann darüber nach, was die Alte eigentlich mit ihrer Forderung gewollt. Je länger ſie ſann, deſto unheimlicher wurde ihr zu Sinn. Es ſtiegen ihr allerlei finſtre Beſorgniſſe und ſchreckbare Gebilde auf. Der Urſprung ihres Kleides wurde ihr klar; es war keine irdiſche Macht, die es ihr gegeben. Jetzt faßte ſie Entſetzen; ſie eilte, das hölliſche Gewand ſo ſchnell als möglich von ihrem Leibe zu bekommen. Allein dies war nicht möglich zu vollführen. Sie war allein und konnte das Gewand, das wie angegoſſen an dem Leibe ſaß, nicht herabbringen. Sie mühte ſich und verſuchte endlich es in Fetzen herabzureißen. Unmöglich! der Stoff — in der Hölle gewebt —

ſpottete jedes Verſuchs — es zu trennen. Dabei kam immer näher die Stunde der Mitternacht heran. Die Unglückliche rannte in ihrem Zimmer wie ſinnlos auf und ab, wie eine Königin geputzt, aber jammernd wie eine Bettlerin. Es ſchlug zwölf, und der unerbittliche Finger klopfte an die Thür.

Das Entſetzen der Hölle befiel die Arme, als ſie die zerlumpte Alte eintreten ſah. „Ach, mein Schätzchen!“ rief dieſe. „Du haſt mir zum Lohne verſprochen, was um dieſe Stunde von meinem Kleide bedeckt ſein wird. Du biſt es ſelbſt, mein Kind! und ſomit biſt Du mein.“

Die Alte verwandelte ſich in den Teufel.

Das Kleid wurde verwandelt: der rothe Sammet wurde Blut, die Goldſtickerei zu Feuer, das Silber der Sterne züngelte herab und herauf als feines Schwefellicht — ſo brannten und kniſterten die hölliſchen Flammen um den Körper der in ihrer ewigen Noth Ringenden. Schon ſtreckte die hölliſche Geſtalt ihre Klaue nach der Verlornen aus, als — ein kräftiger Stoß — ſie ihm entrückte. Das brennende Kleid fiel ab, und

in einem weißen Gewande wurde die Sünderin — die in ihrer letzten Stunde ſich Bekehrende — zum Himmel gehoben. Die heilige Barbara rettete ſie. Das Kreuzchen und das Bild dieſer Heiligen ruhte unter dem hölliſchen Gewande auf der Bruſt der Sünderin; es hätte demnach auch dem Fürſten der Finſterniß gehören müſſen. Dieſes Bild ihrer Schutzheiligen rettete die eitle Frau. Die heilige Barbara gab ihrer Schutzbefohlenen gleichſam „einen Stoß in den Himmel". Die eitle Frau that nun Buße, ging in ein Kloſter, und wurde, nachdem ſie ein muſterhaftes Leben geführt, und aller Eitelkeit entſagt, in Frieden und Freuden zu den Geretteten aufgenommen.

Zum Andenken dieſer Begebenheit, und den „eitlen Wienerinnen", deren Zahl nicht ganz klein ſein ſoll, wie man verſichert, zu Nutz und Frommen, wurde das Bild in Stein gehauen, und die Gaſſe „Stoß in den Himmel" genannt, woraus der Kürze wegen „Stoß im Himmel" wurde.

Druck von Kock & Pichler in Wien.

Als Manuſcript gedruckt.

Alleiniges Eigenthum des Theater-Agenten A. Heinrich in Berlin.

Ein Soldat,

oder:

Das Geſpenſt des Kaiſers.

Luſtſpiel in 4 Aufzügen

von

A. von Sternberg.

Berlin, 1855.

Perſonen:

Eliſabeth, Kaiſerin.
Fürſt Platow Babiekoff, Großadmiral.
Anatol, ſein Sohn, Oberſter beim Leib-Garde-Regiment.
Prinzeſſin Natalie, ſeine Nichte, Hofdame der Kaiſerin.
Gregorius Titoff, Kanzler.
Bibienka, Polizeichef.
Tſchergottſchew, Adjudant des Admirals.
Afanaſja Kryłowna, erſte Kammerfrau der Kaiſerin.
Golmik.
Iwan, Dimitri, Anaſtas, Cyrill, } Soldaten des Leib-Garde-Regiments.
Ein Gefreiter des Regiments.
Stephan Palm, Fabrikant, Anna, ſeine Tochter, Anton Reiſer, } Koloniſten.
Ein Polizeibeamter.
Der Hafenmeiſter.
Ein Schiffskapitain.
Ein Agent.
Eine Dame.
Erſter, Zweiter, Dritter } Ausrufer.
Ein Diener.
Eine Frau.
Koloniſten. Soldaten. Volk.

(Ort der Handlung: Petersburg.)

Erſter Act.

(Der Hafen von Kronſtadt. Seitwärts eine Treppe, die hinab zum Waſſer führt, im Hintergrunde das Haus des Admirals, vor dem Cyrill als Schildwache auf und abgeht.)

Erſte Scene.

Golmik. Erſter, zweiter und dritter Ausrufer (gehen nach einander über die Bühne). Agent und Schiffskapitain (im Vordergrund an einem Tiſch). Volk. Matroſen. Koloniſten.

Erſter Ausrufer. Koloniſten für Sarepta werden geſucht!

Zweiter Ausrufer. Koloniſten für die Ufer der Wolga! Hört es! Paradieſiſche Ufer! Ein Boden, der hundertfältig trägt. Sonne, Luft, Waſſer, Erde — alles vollkommen!

Erſter Ausrufer. Nach Sarepta! Von allen Abgaben frei — das Klima ſo geſund, daß Ihr hundert Jahr alt werdet. Zieht nach Sarepta!

Zweiter Ausrufer. Groß iſt das Reich des Czaaren — Preis dem geſegneten Rußland! Doch vor Allem zieht an die Ufer der Wolga!

(Beide Ausrufer ab.)

Golmik. Wenn es ſo vortrefflich iſt, warum zieht Ihr nicht ſelbſt hin?

Dritter Ausrufer (mit einer Schelle). Dem Kron-Groß-Feldzeugmeiſter ſind ſeine Diamanten geſtohlen worden!

Golmik. Seine geſtohlenen Diamanten.

Dritter Ausrufer. Vierzigtauſend Kaiſerrubel an Werth. Dem Entdecker des Diebſtahls fünfzig Dukaten.

Golmik. Fünfzig Dukaten! Schmutzig!

Dritter Ausrufer. Dem Diebe Knute und Sibirien.

Golmik. Das iſt anſtändig bezahlt.

Schiffskapitain (aufſtehend). Wenn Ihr nicht beſſere Procente zahlt, ſo mach' ich kein Geſchäft weiter mit Euch.

Agent. Was wollt Ihr? Diesmal habt Ihr nur Geſindel geliefert.

Schiffskapitain. Geſindel! Freilich, wenn Ihr Millionaire haben wollt, ſo ſucht ſie Euch ſelber. Ich ſage Euch, es beſinnt ſich Einer fünfmal, ehe er den Fuß auf meine Schiffbretter ſetzt. Mein beſter Fang ſind noch die Stillen im Lande, beſonders die mähriſchen Brüder. Das geht getroſt an den Pol und nach Spitzbergen, um dort zu predigen. Aber auch damit ſtockt's. Sie ziehen es vor, ihr Geld und ihr Chriſtenthum nach China zu bringen. — Nun, gebt noch ein Procent zu!

Agent. Nun, es ſei! Die nächſte Ladung muß es dann wieder einbringen.

Schiffskapitain. Na! Gute Geschäfte — (sie trinken; indem er den Agenten umarmt, bei Seite.) Ich will ein Schurke sein, wenn ich mit diesem Knicker mich wieder einlasse.

(Beide nach verschiedenen Seiten ab.)

Zweite Scene.

Stephan Palm und Anna (treten auf).

Anna (ihren Vater führend). Wollt Ihr etwas ruhen, Vater?

Stephan. Kind, die Ruhe wird in der Heimath kommen. Wir sind ja jetzt auf dem Wege dahin, Gottlob!

Anna. Aber die böse Ueberfahrt — und Ihr seid so schwach.

Stephan. Die Hoffnung und Deine Liebe werden mich stärken.

Anna. Sagt auch Antons Liebe.

Stephan. Er ist ein braver Bursche. So wie wir daheim sind, soll der Priester Eure Hände zusammen geben. Auf dem Grabe meiner Anna will ich dann für Euch beten. (Die Hände gen Himmel richtend.) Dem Himmel sei Dank, er hat mich nicht in der Fremde sterben lassen! Er hält dieses morsche Gebein zusammen, bis die Heimatherde es aufnimmt.

Golmik (der Beide beobachtet hat, bei Seite). Du könntest dich verrechnen, Alter. Dein Geldbeutel, den du gefüllt hast und deine hübsche Tochter, die du hier großgezogen, sind zwei Dinge, die wir brauchen können. (Laut, sich an die Beiden wendend.) Also es geht heimwärts, Väterchen?

Stephan. Ja, mein Herr! Wir sind aus Böhmen. Sechs Jahre hab' ich hier auf russischem Boden mein Geschäft ausgeübt. Diese hier ist meine Tochter. Vor einem Jahre hab' ich sie mit einem jungen Landsmann verlobt. Wir ziehen nun zusammen in die Heimath.

Golmik. Glück auf den Weg!

Stephan. Ich danke. (Zu Anna.) Wo nur Anton bleibt?

Anna. Ich fürchte, er wird kein Boot haben finden können; es ist ein solches Gedränge im Hafen — ah — da kommt eine Schaluppe heran.

Golmik. Das ist der Admiral, der von seiner Inspection zurückkommt.

Stephan. So wollen wir auf die Seite treten.

Anna. Nein, Vater! Bleiben wir hier, sonst findet uns Anton nicht. Setzt Euch auf die Bank hier, ich geh' ein paar Schritte weiter, um besser auf's Meer hinab sehen zu können.

(Sie geht in die Nähe der Treppe hin, wo Cyrill Wache hält. Gedränge.)

Stimmen (rufen). Platz für den Admiral!

Hafenmeister (in den Vordergrund stürzend und die Volksmassen auseinander treibend). Fort! Aus dem Wege! Eine Straße gemacht für Seine Excellenz!

Stephan (von der Bank vertrieben). Anna! Mein Kind, mein Kind! (Gedränge dazwischen.)

Anna's Stimme. Vater, ich kann nicht durch!

Stephan. Mein Kind! Laßt mich, Ihr Leute! (Er versucht vergeblich durchzudringen.)

Hafenmeister (rufend). Der Admiral!

(Es bildet sich eine Straße, durch welche die Folgenden durchschreiten.)

Dritte Scene.

Vorige. Admiral. Anatol. Adjudant.

Volk. Es lebe der Großadmiral!

Admiral (geht flüchtig dankend durch und begiebt sich in den Hintergrund der Bühne. Anatol und der Adjudant bleiben rechts stehen und sprechen mit dem Hafenmeister. Unterdessen entsteht ein Auflauf und ein Getümmel. Ein durchdringender Schrei wird gehört.)

Stimmen. Was giebt's?

Ein Matrose. Ei, ein junges Mädchen ist eben von der Granitplatte herabgestürzt.

Zweiter Matrose. Die hat das Meer schon verschluckt.

Stephan (auf die Knie fallend). Gott, meine Tochter!

Anatol (hinzutretend). Was giebt's?

Adjudant (zu Einigen, die herumstehn). Redet, was ist geschehn?

Anton (sich durchdrängend). Vater! Vater!

Stephan. Mein Sohn!

(Sie fallen sich einander in die Arme.)

Anton. Wo ist Anna?

Stephan (nach oben zeigend). Dort! Dort! Eile, rette! sie ist hinabgestürzt!

Anton (eilt fort).

Erster Matrose (lachend). Der kommt zu spät!

Zweiter Matrose. Sie lebt! Da bringen sie sie!

Stimmen. Sie ist's! Sie lebt!

Stephan. Meine Tochter! Meine Tochter!

Cyrill (bringt in seinen Armen die leblose Anna in den Vordergrund und legt sie zu den Füßen des Vaters nieder). Da, nimm Dein Kind, Vater!

Stephan (den Arm Cyrills umklammernd). Habe Dank, Retter meines Kindes.

Cyrill (sich losreißend). Nicht mir, dem Himmel danke!

Anton (die noch immer ohnmächtige Anna in seinen Armen haltend). Sie erwacht! Sie schlägt die Augen auf.

Anatol (im Vordergrunde dicht bei der Gruppe, bei Seite zum Adjudanten). Das Mädchen ist schön!

Adjudant. Wahrlich, Prinz! Das Model zu einem Engel.

Anatol (wie oben). Sie darf nicht fort.

Golmik (auf der andern Seite, für sich). Der Habicht erblickt die Taube, sie ist verloren!

(Anatol und der Adjudant sprechen zusammen.)

Stephan. Wo finden wir eine Zuflucht? Wohin bringen wir die arme Kranke? Hier im Gedränge darf sie nicht bleiben.

Anton. Wie fremd, wie kalt sind alle diese Gesichter!

Anna (erwachend und die Arme um den Vater schlingend). Mein Vater!

Stephan. Kind, der Himmel hatte schon den Todesstrahl auf dieses Haupt gezückt, er hat gnädig ihn noch zurückgehalten.

Anna. Und Anton! Du! Ihr seid Alle da, meine Lieben! Zürnt mir nicht. Es war meine kindische Unvorsichtigkeit daran Schuld. Ich hatte mich zu weit vorgewagt — wenn der brave, edle Mann nicht gewesen wäre — mein Retter! — Wo ist er?

Stephan. Er ist fort — er hat sich unserm Danke entzogen.

Anna. Er war es, der mich auffing mit Gefahr seines eigenen

Lebens, wie ich bereits dem Abgrunde zustürzte. (Sich umschauend.) Wie gerne hätte ich ihm gedankt!

Anton. Wir werden ihn schon wieder finden.

Ein Weib. Kommt, kommt mit in meine Hütte! Ihr müßt ein anderes Gewand anlegen. (Zieht Anna in ihre Hütte.)

Anatol (hervortretend). Ihr seid ohne Obdach, lieben Leute, ich biete Euch mein Haus an.

Adjudant. Der Prinz, der Sohn des Admirals bietet Euch Wohnung und Unterstützung an.

Stephan. Ach, gnädiger Herr, wie gütig Ihr seid!

Golmik (bei Seite). Da läßt sich ein Handel machen. (Leise zu Anton, den er zu sich herüberzieht.) Wenn Ihr dem Rathe eines ehrlichen Mannes folgen wollt, so nehmt das Anerbieten nicht an. Der Prinz ist ein Wüstling, Eure Braut ist verloren, wenn sie die Schwelle seines Hauses betritt.

Anton (Anatol betrachtend). Ihr könntet Recht haben. (Spricht leise mit dem Vater.)

Stephan. So sollen wir den helfenden Arm, der sich uns bietet, zurückstoßen?

Anton. Ja, mein Vater, thut es mir zur Liebe. Ich sorge für ein anderes Unterkommen.

Anatol (zum Adjudanten). Der junge Bursche widersetzt sich meinem Plane.

Adjudant. Es ist der Bräutigam, Hoheit! Eifersuchtsgrillen.

Anatol. Wir müssen ihn bei Seite schaffen. Steht da nicht Golmik?

Adjudant. Ja, Golmik! Die Krone aller Schurken, Sohn eines Gauners, Enkel eines Gauners, Vater eines Gauners und Ahnherr all' der Gauner, die hundert Jahre nach uns die Häuser und Taschen der ehrlichen Leute unsicher machen werden.

Anatol. Rufe ihn zu mir und mach' Dich unterdessen an diese Leute, sie dürfen Dir nicht aus den Augen, verstanden?

Adjudant (zu Stephan). Seine Hoheit haben mir den Auftrag gegeben, Euch in sein Hotel zu geleiten.

Anton (giebt Stephan einen Wink).

Stephan (zögernd zum Adjudanten). Wir dürfen in der That diese Gnade nicht annehmen.

Anton. Es ist in der Nähe eine Schifferherberge.

Stephan. Meine Tochter wird sich hoffentlich wieder in der Besserung befinden. Demnach müssen wir unterthänigst danken.

Adjudant. Seine Hoheit werden diese Entschuldigung nicht annehmen. Es ist bereits Alles zu Eurem Empfange bereitet.

Anton. Dennoch gehen wir nicht mit Ihnen, mein Herr! Wir folgen Ihnen nicht.

Golmick (zu Anatol). Ganz wohl, Hoheit. Der kürzeste Weg ist der beste. Darf ich mir Ihre goldene Uhr ausbitten?

Anatol (ihm die Uhr gebend). Hier.

Golmick. Nur auf wenige Stunden. Aus den Händen der hochlöblichen Polizei erhalten Sie sie morgen früh wieder. (Er blickt um sich.) Es sind doch ein Paar Fänger in der Nähe? Richtig, da lauern sie. Diese interessanten Geschöpfe folgen stets meinen Fußtapfen.

Anatol. Du bist mir sicher.

Golmik. Und Sie mir, Hoheit!

Anatol. Unverschämter!

Golmik (unterthänig). Nur eine Formel der Höflichkeit, mein Prinz!

Anatol. Rasch an's Werk!

Anna (aus der Hütte, in einem Ueberwurf). Vater — Anton — Gott sei Dank, der Schreck iſt vorüber, und mir iſt wieder ganz wohl! Wenn das Boot da iſt, ſo laßt uns fort.

Anton (den Vater und Anna unterm Arm faſſend). Ja, gehen wir!

Golmik (hat ſich an Anton gedrängt und ihm, ohne daß dieſer es merkt, die Uhr zugeſteckt; ruft). Diebe! Diebe! Meine goldene Uhr iſt mir entwendet worden. (Gedränge. Gruppen bilden ſich um ihn).

Anton (drängend). Laßt uns fort!

Polizeibeamte (vortretend). Nicht von der Stelle, mein Herr! So eben iſt hier ein Diebſtahl verübt worden.

Golmik (auf Anton zeigend). Hier dieſer Herr —

Anton. Herr! Sind Sie von Sinnen? Ich ein Taſchendieb?

Stephan. Welch' eine unerhörte Beleidigung!

Anna. Mein Himmel!

Golmik (zum Polizeibeamten). Ohne Verzug, viſitirt die Taſchen. Ich weiß, daß ich neben dieſem Herrn ſtand, und er ſich an mich drängte.

Anton (den Stock erhebend). Wer mich berührt, dem ſchlage ich den Schädel entzwei.

Stimmen (aus der Menge). Er wehrt ſich — haltet ihn!

Polizeidiener (faſſen Anton).

Anton. Tod und Teufel! Fort von meinem Leibe! (Er ſucht in den Taſchen und zieht die Uhr hervor.) Da — doch wer ſie mir zugeſteckt, weiß ich nicht.

Polizeidiener (die Uhr nehmend). Folgt uns!

Anton. Nimmermehr! Das iſt eine Schurkerei ohne Gleichen. Ich bin unſchuldig.

Stephan. Anton! Anton! Folge den Dienern des Geſetzes. Deine Unſchuld wird an den Tag kommen.

Anton. Verlaßt mich nicht, Vater! Verlaßt Anna nicht! Verflucht iſt dieſer Boden! Verflucht die Stunde, wo ich ihn zuerſt betrat!

Polizeidiener (führen ihn ab). (Die Menge verliert ſich.)

Anna (händeringend.) Anton! Anton!

Anatol (der bis jetzt aus der Ferne zugeſchaut, giebt dem Adjudanten einen Wink und entfernt ſich).

Adjudant (zu Stephan). Wollt Ihr noch zögern mir zu folgen? Seht, der, der Euch abgerathen, hat Euch ins Unglück geſtürzt.

Stephan. Gewiß, mein Herr, er iſt zum Verräther an uns geworden. Mein armer Sohn!

Adjudant. Rettet Euch und Eure Tochter unter den Schutz eines mächtigen Herrn.

Stephan. Wohl, mein Herr, wir vertrauen Euch. Ach, ſo nah dem Ziele muß uns dieſer Unfall treffen! Anna — Muth, Muth, meine Tochter! Der Himmel verläßt die nicht, die auf ihn vertrauen.

Anna (mit einem Blick gen Himmel). Der Wille des Herrn geſchehe! (Ab mit Stephan und dem Adjudanten.)

Golmik (ihnen nachſehend). Jetzt bin ich es, der dem Habicht die Taube verſchafft hat und der Habicht — zahlt gut.

Polizeibeamter (Golmik die Uhr übergebend). Hier, Euer Eigenthum!

Golmik. Mein Eigenthum? Nein! Ich habe meine Uhr heute

zufällig vergeſſen und der Oberſt, Fürſt Babiekoff lieh mir deshalb die ſeinige. Bringt ſie ihm zurück und meinen Gruß.

Polizeibeamter (mit Verbeugung). Es ſoll geſchehen. (Bei Seite.) Welche hohe Verbindungen dieſer Menſch hat! (Ab.)

Golmik. Nicht wahr? Reſpect gefaßt vor dem Lumpen, vor dem Gauner Golmik. (Ab.)

Verwandlung.

(Der innere Hof der Kaſerne des Leibgarderegiments in Petersburg. Im Hintergrunde ein Gitterthor, das offen ſteht, ſo daß man die Vorübergehenden in der Straße ſehen kann.)

Vierte Scene.

Iwan (ſein Gewehr putzend). Dimitri (ſitzend und in einem Buche leſend).

Dimitri (leſend). „Der Thron der Herrſcher iſt erhöht bis in den „Himmel und er wird gehalten vom Gebet der Gläubigen. Er ſtürzet „über Nacht, wann die Gerechten aufhören, die Stimme ihres Mundes „erſchallen zu laſſen.“

Iwan. Lies das noch einmal!

Dimitri. „Der Thron der Herrſcher iſt erhöht bis in den Himmel, „und er wird gehalten von dem Gebet der Gläubigen. Er ſtürzet über „Nacht, wann die Gerechten aufhören, die Stimme ihres Mundes erſchal„len zu laſſen.“

Iwan. So ſoll es ſein! Ohne Gerechtigkeit kein Herrſcher! Wer hoch ſteht, ſoll zugleich gut ſein. Das will der Spruch ſagen. Du biſt glücklich, Dimitri, daß die frommen Mönche in Nowgorod Dich haben leſen lernen, ich wünſchte, ich verſtünde es auch. Lies weiter!

Dimitri (leſend). „Wer ſein Gebet in Kaſan verrichtet, verrichtet „es nicht an demſelben Tage in Kiew.“ — Was ſoll das heißen?

Iwan. Das will ich Dir erklären. Die heil'ge Mutter zu Kaſan vermißte eines Tages einige ihrer Diamanten und es ging die Rede, die heil'ge Gnadenmutter zu Kiew hätte dieſe Diamanten an ſich gebracht — verſteht ſich durch ein Wunder. Es kam zum Streit zwiſchen den Bildern; der Metropolit von Nowgorod mußte im Namen des allertheiligſten Blutzeugen und Märtyrers Apollonius den Streit entſcheiden und er entſchied ſo, daß die Kiew'ſche Mutter der Kaſan'ſchen die Diamanten zurückgeben mußte. Seitdem iſt das Bild zu Kiew den Bewohnern von Kaſan mißgünſtig.

Dimitri. Das iſt bös, wenn die Bilder ſich ſtreiten. Ich hätte Beiden Recht gegeben. Was iſt denn Großes d'ran, wenn die Eine etliche Diamanten mehr hat, als die Andere?

Iwan. Darin liegt's auch nicht. Es iſt nur das Wunder. — So! — jetzt kann ſich die Sonne in dem Flintenlaufe ſpiegeln, wenn ſie will. (Stellt das Gewehr hin).

Dimitri (leiſe zu Iwan). Kamerad, da zeigt ſich ſchon wieder die Dame, die vor einer Stunde hier vorbeiging und am Gitter ſtehen blieb. (Eine verſchleierte Dame, von Lakaien gefolgt, tritt in das Gitterthor).

Iwan. Laß uns allein!

Dimitri (im Abgehen für ſich). Was er nur immer mit den vornehmen Weibern hat. (Ab in die Kaſerne).

Fünfte Scene.

Iwan. Die Dame. Vier Lakaien (die am Gitter bleiben).

Dame. Ihr seid der Grenadier Iwan Petrowitsch?

Iwan (rückt eine Holzbank hin). Ja Mütterchen, der bin ich. Setze Dich!

Dame. Treuherziger ehrlicher — und guter Mann. (Setzt sich.)

Iwan. Was willst Du?

Dame. Ich bin die Wittwe des portugiesischen Gesandten und will das Land verlassen mit meinen Kindern. Sechs Wochen warte ich schon auf meinen Paß, den man mir verweigert, obgleich die Kaiserin ihn bereits bewilligt hat. Macht, Iwan Petrowitsch, daß ich meinen Paß bekomme. Ich weiß, Ihr könnt das bewirken.

Iwan. Ich? Ihr irrt Euch ich! vermag nichts — gar nichts! Mütterchen, Du wirst zahlen müssen.

Dame. Das ist bereits geschehen. Hundert Dukaten hab' ich gegeben.

Iwan. Teufel! und der Schurke, der Straboff, will mehr? (Bei Seite, hitzig.) Er soll nicht ein Stück Kupfer mehr erhalten. Der Soldat nimmt die Sache auf sich. Baut sich der Halunke einen Palast an der Newa! Glaub's, daß er das Geld nöthig hat. (Laut.) Mütterchen, geh nach Hause, Du sollst noch heute Deinen Paß erhalten.

Dame. Hier sind noch fünfzig Dukaten, die ich gerne gebe. Haltet nur Wort! (Steht auf.)

Iwan. Was der Soldat verspricht, das hält er auch. (Begleitet die Dame bis zum Thor.)

Dame (ab.)

Iwan (das empfangene Geld in der Hand wiegend.) Glücklich der Kralle des Straboff entzogen! (Er ruft in die Kaserne.) Boris!

(Ein Soldat tritt auf.)

Iwan. Geh' hin nach Wassili Ostroff, die Straße, die zu den kaiserlichen Gewehrfabriken führt, dort laß Dich im Hause, links an der Ecke, nahe beim Thore bei dem guten Manne Wassili Ormann melden und gieb ihm dieses Geld gegen einen Empfangschein — denn der Mann kann schreiben. Gott hat nicht gewollt, daß der Soldat schreiben könne. — Es sind fünfzig Goldkinder! Zähle sie selbst nach, damit dir nicht unterwegs einer der gelben Banditen durch die dicken Finger desertirt und sag' ihm — ja, sag' ihm — daß das Geld von der kaiserlichen Kanzlei kommt — verstehst Du? und wenn der Mann noch viel fragt, so zeig' ihm die Zähne, lache ihn aus und geh' Deiner Wege. Hörst Du?

Soldat. Will schon machen. (Ab.)

Iwan. Den Mann haben sie abgesetzt, weil er mit Schurken kein Schurke sein wollte. Verlassen und arm steht er in der Welt. Er und sein Weib und seine Kinder haben keinen Freund weiter als — den Soldaten. Na, da muß man schon sein Bischen hingeben. — Aha — da kommt Dimitri wieder. Mit welchen Luchsaugen er mich betrachtet. Der Bursche hat etwas auf dem Herzen. Ich sehe es ihm an!

Sechste Scene.

Iwan. Dimitri.

Dimitri (sich überall umschauend, furchtsam). Kamerad!

Iwan. Was giebt's, Kamerad?

Dimitri. Ich möchte gern etwas — etwas fragen.

Iwan. Frage nur, die Antwort soll nicht ausbleiben.

Dimitri (zögernd). Sage mir — aber recht aufrichtig — sage mir— bist Du wirklich ein Soldat wie unser Einer?

Iwan (lachend). Nun, das siehst Du doch. Hab' ich etwa Generals-Epaulettes?

Dimitri. Nein! aber man sagte mir, Du könntest sie zu jeder Stunde anlegen, wenn Du nur wolltest.

Iwan. Ach, schwatze keinen Unsinn, Bursche!

Dimitri. Und dann sagt man —

Iwan. Was?

Dimitri (für sich). Nein, ich bringe es nicht über die Lippen, wenn er mich so mit seinen großen Augen ansieht, als ob er der Czaar selbst wäre. (Laut). Nichts, Iwan — nichts. Ich wollte eigentlich auch nur fragen, wer die schöne vornehme Dame war, die eben von Dir ging?

Iwan. Ei, wie neugierig, Gelbschnabel! Was geht es Dich an?

Dimitri. Nichts — gar nichts — nur ist es doch auffallend, daß fast täglich so viele vornehme Herren und Frauen vom Hofe zu Dir kommen.

Iwan. Laß' sie doch! Sie schöpfen hier frische Luft! Die Luft hier ist sehr gesund. Und die Frauen — na, die Frauen — die kommen nur, um den hübschen Burschen, den Dimitri, zu sehen.

Dimitri. Du willst es mir nicht sagen. Du denkst wohl, ich wäre Dir nicht treu ergeben und würde plaudern. (Halb mit Weinen.) Du thust mir Unrecht — thust mir weh!

Iwan (ihm auf die Schulter schlagend). Na, na, na! Weine nicht, Dimitri! Du bist ein guter Junge — und später sollst Du schon einmal erfahren, was ich für ein Hexenmeister bin. Für jetzt nur so viel — um Deine Neugierde zu befriedigen — es ist allerdings nicht ganz richtig mit mir.

Dimitri (mit den Fingern schnalzend). Hab' ich mir das nicht immer gedacht?

Iwan (halb verlegen und halb lachend). Weißt Du, was ein Kind der Liebe ist?

Dimitri. Ei wohl! Alle Kinder sind Kinder der Liebe.

Iwan. Recht, Dimitri, recht! Denn es kann gewiß nichts Schöneres geben, als wenn zwei Herzen sich verbinden und Gott aus diesem Bunde ein drittes Herz erstehen läßt: — aber die Welt, Dimitri, die Welt brandmarkt — (plötzlich abbrechend, finster) Genug davon! Der Soldat hat heut noch mehr zu thun, als den Kopf hängen zu lassen.

Dimitri. Wenn Du Dich doch deutlicher erklären wolltest, Iwan! Weißt Du wohl, daß es gar nicht hübsch ist, Deinen besten Freund so — so im Zweifel zu lassen. Mir ist es immer, als müßtest Du ein großes, großes Thier sein!

Iwan (lächelnd). Nun? Und wenn dem so wäre?

Dimitri. Alle Wetter, dann würde aus dem armen Dimitri am Ende auch noch was Gescheidtes werden.

Iwan (lächelnd). Meinst Du?

Dimitri. Das versteht sich! Ich kenne Dich ja! Wenn Du auch noch so steigen würdest, mein lieber, guter Kamerad bliebest Du doch.

Iwan (ihm die Hand reichend). Ja, Bruder Dimitri, Dein treuer Kamerad bis in den Tod!

Dimitri (ihm um den Hals fallend). Juchhe! Und nun sei Du, wer Du willst, eines Kaisers oder Bettlers Sohn, wenn Du nur mein Kamerad bist! — Aber nun hab' ich noch eine Frage.

Iwan. Sprich!

Dimitri. Du haſt doch auch eine Mutter gehabt?

Iwan (ſchmerzlich lächelnd). Ja wohl, aber (ſehr ernſt) die ruht unter der Kirchhofslinde ihres Dorfes. Dort ſoll man mich auch einſt hinbetten.

Dimitri. Sprich nicht ſo, das macht mich traurig.

Iwan. Glaubſt Du, ich würde mich meiner Mutter ſchämen? Du ſiehſt, ich bin Soldat und will es bleiben.

Dimitri. Aber man hat Dir doch gewiß ſchon Ehren und Reichthümer angeboten?

Iwan. O ja, das hat man.

Dimitri. Und Du haſt ſie nicht genommen?

Iwan. Nein!

Dimitri. Aber weshalb nicht, Iwan?

Iwan. Wenn ich Dir dies auch beantworten will, ſo wirſt Du es nicht verſtehen. Dir iſt ein vornehmer Rang etwas Herrliches und Schätze ſind Dir unerſetzliche Wohlthaten. Ich aber habe geſehen, wie die Bruſt eines Mannes zuſammenſchrumpft, auf der ein koſtbarer Orden befeſtigt iſt und weiß, wie matt das Herz ſchlägt, das unter der Laſt des Goldes ſeufzt. Ich will frei, arm und glücklich ſein und mein Herz ſoll immer unbehindert meinen Brüdern ſchlagen. — Darum bin ich und bleibe ich der Soldat Iwan Petrowitſch! Und nun laß es genug ſein, mein Junge. — Da kommt Anaſtas! Ganz athemlos — was bringt er mir?

Siebente Scene.

Vorige. Anaſtas.

Iwan. Was haſt Du, Anaſtas? Warum ſo eilig?

Anaſtas. Iwan! Cyrill ſitzt in den Kaſematten.

Iwan. Cyrill? Daß Dich die Peſt! Mein beſter Freund! — Weshalb?

Anaſtas. Laß mich nur zu Athem kommen. (Setzt ſich auf die Bank im Vordergrunde.) Du weißt, er ſteht Wachtpoſten in Kronſtadt. Die Koloniſten verſammeln ſich, ein Theil wird ausgeſchifft, ein anderer eingeſchifft. Im Gedränge ſtürzt ein junges Mädchen über die Bruſtwehr des Quais und wäre ein Kind des Todes geweſen, wenn unſer braver Kamerad nicht ſein Gewehr verlaſſen und ſie gerettet hätte. Er bringt die Tochter dem Vater wieder, der ſie ſchon verloren gegeben hat. Jetzt macht man ihm deshalb einen kurzen Prozeß und der arme Narr kommt in die Kaſematten, wenn er nicht gar Spießruthen laufen muß.

Iwan. Ich möchte gleich einen Finger meiner Hand weggeben, wenn ich machen könnte, daß dies nicht geſchehen wäre! Cyrill! Mein armer Cyrill!

Dimitri. Und das Mädchen?

Anaſtas. Ja, und nun kommt noch etwas Wichtiges. Dieſes Mädchen iſt ein Wunder an Schönheit.

Dimitri. Ei, Anaſtas, haſt Du ſie geſehen? Iſt ſie ſo hübſch, wie meine Anuſchka? — Sicherlich nicht.

Iwan. Störe ihn nicht. Was iſt mit dem Mädchen?

Anaſtas. Die hat einen Vater und einen Liebhaber und Beide wiſſen nicht, wo hinaus mit dem kranken, ohnmächtigen Dinge. Als ſie noch ſo hin und herſtreiten, kommt Golmik! —

Iwan. Ha! Golmik!

Anaſtas. Und mit ihm der junge Prinz Babiekoff.

Iwan. Ich errathe!

Anaſtas. Der Bräutigam wird verhaftet und Golmik macht es ſo, daß der Prinz das Mädchen und den Vater zu ſich nimmt! (Nach einer Pauſe.) Hier iſt ein Zettel Cyrill's, den er von ſicherer Hand hat aufſchreiben laſſen, er iſt an Dich gerichtet.

Iwan (raſch). Gieb! (zu Dimitri) Lies!

Dimitri (leſend). „Iwan! Herzensbruder! Rette ein unſchuldiges Mädchen vom Verderben. Eile! Dein Bruder Cyrill. Anaſtas ſagt Dir das Nähere."

Iwan. Und von ſich ſelbſt ſagt er nichts! Braver Junge! (Geht in Gedanken auf und ab.) (Man hört im Innern der Kaſerne ein Signal mit der Trompete geben.)

Iwan. Der Dienſt ruft. Geht! Ich folge Euch nach! (Die beiden Soldaten gehen ab.) Das Mädchen muß gerettet werden! Und Cyrill auch. — Wo bleibt Boris? Er könnte ſchon zurück ſein! Der Burſche iſt ſonſt ſchnell wie der Wind! — Ah, da iſt er!

Achte Scene.

Iwan. Boris.

Iwan (ihn bei Seite ziehend). Alles abgemacht?

Boris (nickt mit dem Kopfe).

Iwan. Gut. Jetzt nimm dieſes Blatt mit den drei Kreuzen! — der Soldat verſteht ja nicht zu ſchreiben! — und bringe es in das kleine Haus des Michael Straboff! Verſtehſt Du, in das kleine Haus und iſt er nicht da, ſo giebſt Du es an Maſcha Iwanoffka, ſeine Haushälterin. Geh!

Boris (geht ab).

Iwan. Der Fürſt Babickoff ſteht ſchon lange auf meiner Liſte und ich habe noch nicht abgerechnet mit ihm. Zwar iſt dies der Sohn, doch hier muß einmal umgekehrt der Sohn die Schuld des Vaters zahlen! (ab.)

Der Vorhang fällt.

Zweiter Act.

(Das Thor. Rechts das Wachtgebäude, dicht daran das offen ſtehende Thor. Zwei Wachen davor. Links vom Zuſchauer der Laden eines Barbiers, durch ein koloſſales Barbierbecken kenntlich. Ueber dem Laden eine große Tafel, auf der ein Ziegenbock gemalt iſt. Am Wachthauſe ein Tiſchchen, vor dem ein Schreiber ſitzt. Den Hintergrund bildet der Proſpekt auf die Straße.)

Erſte Scene.

Sergeant (auf- und abgehend). Drei, in alte Tracht gekleidete Ruſſen mit langen Bärten treten durch's Thor.

Sergeant. Halt! (Auf die Barbierbude zeigend.) Dorthin! Laßt Euch die Bärte abnehmen. Kaiſerlicher Befehl!

Erſter Ruſſe. Unſ're Bärte?

Zweiter Ruſſe. Das verhüte der heilige Wladimir!

Dritter Ruſſe. Lieber kehren wir wieder um, dahin, von wo wir gekommen.

Sergeant. Alles noch im Guten! (Zum Schreiber.) Schreiber, halt' Demen Sermon!

Schreiber (ſich erhebend und auf das Bild zeigend). Kinder, Ihr ſeid alt genug, um einzuſehen, daß ein Menſch ſchöner iſt als ein Ziegenbock. Wollt Ihr nun einer unvernünftigen Beſtie gleichen? Seht Euch das Bild an. Die große Czaarin hat es für Euch malen und es hier aufſtellen laſſen, damit alle Rechtgläubigen die gute Sitte und den Anſtand liebgewinnen.

Erſter Ruſſe. Was? Iſt es unſittlich und unanſtändig, einen Bart zu tragen? Damit tadelt man unſre Väter und Großväter.

Zweiter Ruſſe. Und wenn man keinen Bart hat, wobei ſoll man denn ſchwören?

Dritter Ruſſe. Und unſ're Weiber? Werden ſie uns gehorchen, wenn wir keinen Bart mehr haben?

Sergeant. Genug des Geſchwätzes! (Er winkt in's Wachthaus, zwei Soldaten kommen, ſchließen die drei Bärtigen ein und treiben ſie mit gefälltem Bajonet in die Barbierſtube.)

Die drei Ruſſen. Weh' uns! Iſt das eine Stadt, wo ehrbaren Männern ſo mitgeſpielt wird!

(Ab mit den Soldaten.)

Zweite Scene.

Cyrill. Anna. Stephan (treten auf).

Stephan. Ihr ſeid es alſo?

Cyrill. Den Ihr hier finden ſollt — gewiß. Sie erkennt mich nicht!

Stephan. So laßt uns eilen — wir könnten entdeckt und in's Gefängniß zurückgebracht werden.

Cyrill. Seid ohne Sorgen! Mein Kamerad hat ſeine Anſtalten gut getroffen.

Stephan. Euer Kamerad?

Cyrill. Nennt ihn immerhin Euern Retter, ſo wie er der meinige iſt. Ohne ihn läge ich in Ketten und Banden.

Stephan. Wo iſt er, daß wir ihm danken?

Cyrill. Er kommt uns nach. — Hört, was ich Euch ſage. Am Thore geb' ich Euch für meine Anverwandte aus, für meinen Vater und meine Schweſter. Ihr antwortet auf keine Fragen, wenn man ſie an Euch richtet, damit Euch Eure Sprache nicht verrathe. Sind wir erſt aus dem Thore, ſo ſind wir geborgen.

Anna. Vater, wo iſt Anton? Sollen wir uns retten und ihn zurücklaſſen?

Cyrill. Der Schade wäre nicht ſo groß! Eine ſo hübſche Dame findet leicht einen anderen Bräutigam. Doch, wir dürfen nicht zögern — kommt! Laßt uns dort hinter jene Mauer treten und abwarten, bis viele Leute durch's Thor gehen, dann wird auch unſere Flucht gelingen. (Sie treten hinter die Mauer.)

Dritte Scene.

Vorige. Sergeant. Ein Mann (tritt in's Thor, der Eine Frau am Arme führt).

Sergeant. Wer ſeid Ihr? Gebt Eure Namen ab.

Der Mann. Sergei Nicolajeff, Kaufmann aus Twer. Dies iſt meine Tochter.

Sergeant. Geht!

Schreiber (hat die Namen aufgeſchrieben und murmelt dem Sergeanten in's Ohr). Das iſt kein Weib!

Sergeant. Halt!

Der Mann und die Frau (kommen zurück).

Sergeant. Warum hält Eure Tochter das Geſicht ſo verhüllt?

Der Mann. Heftiges Zahnweh, Herr Sergeant.

Sergeant. Nehmt Euer Tuch auf einen Augenblick ab, Frau! — Ihr wollt nicht? So werd' ich's thun. (Er reißt das Tuch ab und ein dichter, ſchwarzer Bart wird ſichtbar.

(Gelächter der umſtehenden Soldaten.)

Ein Soldat. Wetter! Das iſt ein Schätzchen!

Der Mann (auf die Kniee fallend). Vergieb! Meldet es nicht der Gebieterin! Ich hatte geſchworen, den Bart meines Vaters ungefährdet in die Stadt zu bringen.

Sergeant. Gut, ich will Euch Eure Praktiken abgewöhnen. Mit Dir in die Wache und der Vater in die Bude! Schreibt den ganzen Hergang auf Schreiber. Und ſetzt meinen Namen darunter — Platon Gantſchik. Man nennt mich den Bartfänger, ich führe meinen Namen mit Recht; höheren Orts ſoll man es erfahren.

(Der Mann wird in die Wache und der Vater in die Barbierbude gebracht.)

Vierte Scene.

Vorige. Golmik.

Golmik (zum Sergeanten). Kann ich den wachthabenden Offizier ſprechen?

Sergeant. Er iſt im Hauſe. (Zum Schreiber.) Ich komme gleich wieder. Laßt mir unterdeſſen Niemand durch.

(Ab mit Golmik in's Wachthaus.)

Schreiber. Wie kann ein Mann ſo ſehr an ſeinem Barte hängen! Was iſt der Bart? Ein Anhängſel zum Menſchen! Was iſt der Menſch? Ein Anhängſel an der Schöpfung! Was iſt die Schöpfung? Sie liegt dem Czaaren zu Füßen. Ein Wink von ihm, o Menſch! und Bart und Schöpfung fliegt im Staub dahin.

Fünfte Scene.

Iwan tritt auf mit Anton.

Iwan (ſich umſchauend). Auf unſerm ganzen Wege habe ich Cyrill mit den Seinen nicht geſehen. Sollte er ſchon durchpaſſirt ſein? Doch dann hätte er mir das gegebene Zeichen hinterlaſſen. Wenn nur kein Unglück —! Doch nein, Cyrill iſt ein gewandter Burſche. (Zu Anton.) Laßt uns hier bei Seite treten; kommen Die, die wir erwarten, ſo müßt Ihr Euch bereit halten, Eure Sprüche herzuſagen, damit die Aufmerkſam-

keit von allem Andern ab und auf uns gelenkt wird. Habt Ihr mich verſtanden?

Anton. Vollkommen! (Bei Seite.) O, wie ſchlägt mir das Herz, wenn ich an Anna's und des theuren Vaters Schickſal denke. Unſere Feinde ſind mächtig.

Iwan. Laßt ſie mächtig ſein, der Soldat dringt durch. Habt Ihr's nicht ſchon gemerkt? Ihr waret des Diebſtahls angeklagt und man hat Euch frei gelaſſen ohne Verhör, ohne Urtheil. (Sieht ſich um.) Da kommen ſie!

Anton. Ha, Anna! Meine Anna!

Iwan (haſtig). Wollt Ihr uns verderben? Fangt Euren Spruch an!

Anton (ſtellt ſich in den Vordergrund).

Schreiber. Was wollt Ihr?

Iwan. Ich und mein Bruder, wir ſind herumziehende Sänger. Hört unſer Lied!

Anton (tritt Iwan zur Seite, der, in den Pauſen des Vortrags, die Zither ſchlägt. Im Hintergrunde ſieht man, während die Gruppen des Volks und der Soldaten Anton und Iwan umgeben, Cyrill mit Stephan und Anna vorſichtig über die Bühne gehen und ungehindert das Thor erreichen).

Anton (verwirrt und die Blicke verſtohlen nach rückwärts gerichtet, bei Seite). Gott, was ſoll ich ſagen? Das Gedächtniß verläßt mich! Meine Pulſe ſchlagen, mein Kopf iſt verwirrt! Doch es muß ſein! (Laut.)

Amor hat ſich jüngſt verloren,
Und nun will, die ihn geboren,
Ihend Flüchtling wieder küſſen,
Den wir Alle ſuchen müſſen.
In dem Schatten dunkler Linden,
Wo wir Dichter Amor'n finden,
Kann man nichts von ihm erfragen;
Mädchen, wollt Ihr mir's nicht ſagen?

Iwan (leiſe zu Anton). Sie ſind durch.

Anton (hebt die Hände empor). Gott ſei Dank!

Iwan (drängend). Weiter! Weiter!

Anton (deklamirend).

Hat er ſich bei Euch verborgen
In den Roſen Eurer Wangen,
Die mit friſcher Jugend prangen?
Oder auf den Lilienhügeln —

(erſchöpft) Ich kann nicht weiter! Das Herz zerſprengt mir die Bruſt. Laßt uns gehen!

Einer der Umſtehenden. Habt Ihr was verſtanden?

Ein Zweiter. Ich nichts!

Ein Drittter. Es wird wohl ein Gebet ſein. Fallt auf die Knie!

(Der ganze Kreis fällt auf die Knie.)

Einige. Gott ſchütze die Czaarin! Heiliger Andreas, bitte für uns!

Sergeant (aus dem Wachthauſe ſtürzend).

Golmik (bleibt im Hintergrunde ſtehen).

Sergeant (Anton am Arme faſſend). Du biſt mein Arreſtant, Burſche! (Zu Iwan.) Und Du auch! Fort, auf die Wache!

Iwan. Brüderchen, mit welchem Rechte nimmſt Du zwei armen herumziehenden Sängern ihre Freiheit?

Sergeant. Willſt Du viel fragen? Gehorche!

Iwan (Golmik bemerkend). Ha, Golmik! Jetzt iſt Alles verloren! (Zu Anton.) Wir müſſen dem Befehl folgen.

Anton (die Hände ringend). Anna! Anna!

Anna und Stephan (durchbrechen die Menge und eilen herbei).

Anna. Hier bin ich!

Iwan (mit dem Fuße ſtampfend). Nun das noch! Sie war ſchon gerettet. So geht's, wenn man mit Narren und Verliebten zu thun hat.

Anton (Anna in die Arme ſchließend). Mein Mädchen!

Anna. Was ſollte ohne Dich mir die Freiheit?

Golmik (bei Seite). Vortrefflich! Da haben wir alle die ausgeflogenen Vögel wieder beiſammen, um ſie in den Käfig zurück zu thun. (Zum Sergeanten heimlich.) Thu' Deine Pflicht! Dein Kopf bürgt mir, daß kein Arreſtant entfliehe.

Iwan (hat unterdeſſen mit Cyrill heimlich Worte gewechſelt).

Cyrill (der mit Anna und Stephan auftrat, entfernt ſich).

Anna, Iwan und Stephan (werden von Soldaten eingeſchloſſen und verſchwinden im Wachthauſe).

Golmik (ihnen nachſehend). Wer ſiegt nun? Der Schurke Golmik oder ſein geſchworner Feind, der Soldat? — Jetzt raſch auf's kaiſerliche Schloß! Die ſchöne Afanasja wartet. (Ab.)

Verwandlung.

(Gemächer im kaiſerlichen Schloß. Säulenordnung, die mit einem Vorſaal ſchließt, deſſen Thüre halb offen ſteht. Man ſieht dort die Wachen. Rechts im Vordergrund der Eingang zu den Schlafgemächern der Kaiſerin.)

Sechſte Scene.

Afanasja und Golmik (im Geſpräche; ſie bleiben halb im Hintergrunde).

Afanasja. Ihr macht Euch wahrlich ſehr verdient. Ihr bringt die reichlichſten und beſten Nachrichten.

Golmik. Die ich mir große Mühe gebe zu ſammeln.

Afanasja. Wir werden erkenntlich ſein. Ihr ſolltet Euch nur mehr um die Heirathen kümmern. Die Gebieterin wünſcht gerne zu erfahren, wie die Heirathen zu Stande kommen. Dabei giebt's Allerlei, was amüſirt. Ihr verſteht mich?

Golmik (unterwürfig). Vollkommen! Ach!

Afanasja. Was iſt Euch? Worüber ſeufzt Ihr?

Golmik. Ich denke daran, wie unſer Einer von dem Glück der Ehe ausgeſchloſſen iſt.

Afanasja. Weshalb? Habt Ihr keine Frau gefunden, die Euch zuſagt?

Golmik. Ich habe ſie gefunden.

Afanasja. Nun?

Golmik (zärtlich und zugleich ehrfurchtsvoll). Sie ſteht meinen Wünſchen zu hoch. Sie weilt unter den Sternen und ich wandle auf der Erde.

Afanasja (geſchmeichelt). Ihr liebt den Scherz. Wenn man Euch tröſten ſoll, müßt Ihr offen mit der Sprache herausrücken.

Golmik. Und wenn ich es wagte?

Afanasja. So wird man Euch darauf antworten. Ihr seid ein gewandter, feiner Mann, der nicht den Muth sinken lassen darf.

Golmik (ihr die Hand küssend). Ihr seid meine Göttin! Aber Göttinnen haben Flügel — o, Ihr werdet diese Flügel brauchen, um mir zu entfliehen. (Bei Seite.) Aber ich werde dafür sorgen, daß die goldenen Federn bei Zeiten ausgerupft werden.

(Man hört eine Klingel.)

Afanasja. Nun fort, die Herrin kommt!

Golmik (einen Zettel abgebend). Auf diesem Zettel stehen alle Namen und Orte. (Ab.)

Afanasja. Kein übler Mann! Wir wollen ihn zu etwas machen und dann — wollen wir ihn nicht heirathen. Die Heirathen sind an diesem Hofe nicht beliebt.

Siebente Scene.

Zwei Pagen (stellen sich an der Thüre auf, ihnen folgen zwei Hofdamen, von denen die Eine einen Spiegel, die Andere ein silbernes Waschbecken trägt. Diese Hofdamen sind in altrussischer Tracht, während Afanasja und die Kaiserin, so wie die Prinzessin Natalie in damals modernem Kostüme). Elisabeth (erscheint auf der Thürschwelle).

Afanasja (wirft sich bei ihrem Erscheinen auf die Kniee).

Elisabeth (immer noch auf der Thürschwelle). Ich komme nicht herüber. Eine Spinne, Afanasja!

Afanasja (immer auf den Knieen und die Hände auf der Brust faltend). Gott schütze Ew. Majestät!

Elisabeth (rasch vortretend). Wenn eine Spinne den Morgen Einem über den Weg läuft, so bedeutet das Verdruß. (Setzt sich im Vordergrunde an den Tisch und winkt den Pagen und den Damen. Diese gehen ab. Die Thür im Hintergrunde wird geschlossen und die Pagen stellen sich davor).

Afanasja (hat sich erhoben und bleibt in einiger Entfernung wartend stehen). (Pause.)

Elisabeth. Afanasja, mir hat heut wieder allerlei Schlimmes geträumt. Zuerst war ich auf einer Hochzeit. Du weißt, das bedeutet Krankheit.

Afanasja. Ew. Majestät sind blühend wie eine Rose.

Elisabeth. Rose! Gut, daß Du mich daran erinnerst. Nach der Tafel setzte man mir einen Kranz von Rosen auf. Rosen! Was bedeuten Rosen? Schlage im Traumbuch nach!

Afanasja (ein Büchelchen aus der Tasche ziehend). Majestät erlauben zu fragen, waren es weiße oder rothe Rosen? Wenn es weiße Rosen waren —

Elisabeth. Nein, es waren rothe.

Afanasja (lesend). „So Einem aufgesetzt oder präsentirt wird ein „Kranz rother Rosen, so bedeutet das" — (bricht in Lachen aus) Ew. Majestät werden erschrecken — das bedeutet etwas sehr Schlimmes.

Elisabeth. Und Du lachst?

Afanasja. Ew. Majestät werden veranlaßt sein, unter der Zahl Ihrer unterthänigen Verehrer und Bewunderer einen neuen aufzunehmen und das noch in kürzester Zeit.

Elisabeth (lächelnd). Hm! Zu etwas Anderem! Was giebt es Neues?

Afanasja. Eine lange und verwickelte Geschichte.

Elisabeth. Eine Liebesgeschichte?

Afanasja. Ja! Und Ew. Majestät kennen den Helden derselben.

Eliſabeth. So erzähle.

Afanasja. In Kronſtadt liegt ein Schiff, das Koloniſten aufnehmen ſoll, die zurück in ihre Heimath kehren. Unter dieſen befindet ſich eine Familie, die aus einem Vater, ſeiner Tochter und deren Bräutigam beſteht. Das Mädchen iſt ein Wunder an Schönheit —

Eliſabeth. Und der Bräutigam?

Afanasja. Von Dem iſt nichts geſagt.

Eliſabeth. Weiter!

Afanasja. Prinz Babiekoff erſcheint. Ja, nun muß ich vorher bemerken, daß das Mädchen in Lebensgefahr gerieth und daß ein Soldat Ew. Majeſtät ſie rettete. Die Schöne iſt noch ohnmächtig und Prinz Babiekoff findet ſie ſehr reizend. Er nimmt Vater und Tochter zu ſich und ſchafft den Bräutigam auf die Seite.

Eliſabeth. Prinz Anatol! (Bei Seite.) Damit will ich ihn necken!

Afanasja. So weit geht die Sache gut. Da tritt Iwan Petrowitſch auf die Scene. Er nimmt ſich der verlaſſenen Unſchuld an, entführt die Entführte und will mit der ganzen Geſellſchaft durch's Thor, um ſie aufs Schiff und in Sicherheit zu bringen. Durch einen, Ew. Majeſtät ſehr ergebenen und ſehr eifrig bemühten Mann wird das Unternehmen vereitelt und ſämmtliche Perſonen, welche fliehen wollten, befinden ſich jetzt in Sicherheit auf der Wache.

Eliſabeth. Ich will ſie ſehen. Gieb Befehl, daß ſie zu mir geführt werden.

Afanasja (zögernd). Wenn Ew. Majeſtät nur gnädigſt wollten bewirken, daß ich nicht als Quelle dieſer Nachrichten genannt werde, der Prinz würde es mir nie verzeihen.

Eliſabeth (winkt).

Afanasja (geht ab).

Eliſabeth (allein). Alles liebt, Alles eilt ſeinem Vergnügen nach, Alles zerſtreut ſich — nur ich bin verdammt, mich immer zu langweilen. — Was iſt das für ein Lärm im Vorgemach? (Sie klingelt.)

Ein Page (tritt ein).

Eliſabeth. Was giebt's dort?

Page. Das Leib-Garde-Regiment Ew. Majeſtät feiert heute ſeinen Stiftungstag.

Eliſabeth. Hier? In meinen Zimmern?

Page. Eine Abtheilung der erſten Kompagnie, lauter alte, gediente Soldaten, wünſchen Ew. Majeſtät einen Glückwunſch zu bringen.

Eliſabeth. Jetzt nicht. Ich werde ſagen laſſen, wann ich meine tapferen Soldaten ſehen will.

Page (geht ab.)

Eliſabeth. Man wirft mir immer vor, daß ich mit meiner Armee kokettire. Aber ich liebe meine treuen Soldaten. Die ſchönſten Eigenſchaften des Mannes: der Muth, die Entſchloſſenheit, die Treue — wo findet man ſie? Einzig bei den Soldaten. Wer hat meine Mutter auf den Thron geführt? Allein ihre treu ergebenen Soldaten. Und mein Vater ſelbſt! — War er nicht zuerſt Soldat und dann Fürſt und dann Geſetzgeber? Ich bin ſeine Tochter!

Afanasja (wieder eintretend, meldend). Die Prinzeſſin!

Eliſabeth. Willkommen!

Natalie (erſcheint in der Thüre).

(Der Lärm im Vorgemach währt fort.)

Eliſabeth. Nur näher, mein Engel! (Giebt Afanasja einen Wink, die ſich entfernt.)

Achte Scene.

Eliſabeth. Natalie. (Da ſie allein ſind, umarmen ſich Beide herzlich.)

Eliſabeth. Drei Tage, Du Treuloſe, drei Tage haſt Du Deine Betſi nach Dir ſchmachten laſſen.

Natalie. Vergieb! Du warſt von Geſchäften umgeben, gabſt Audienzen, empfingſt Ambaſſadeure.

Eliſabeth. Ja, denke Dir, ich hab' ſogar den Hermelinmantel umgethan. Die Schultern ſchmerzen mir noch. Aber der Kanzler wollte es.

Natalie. Arme Eliſabeth!

Eliſabeth. Ja, die Regierungsſorgen drücken ſchwer. Aber weshalb kamſt Du denn nicht zu mir?

Natalie. Wenn Du zu ſchweigen verſtehſt, will ich Dir den Grund ſagen. Ich hatte Hausarreſt.

Eliſabeth. Du? Und was hatteſt Du verbrochen?

Natalie. Nicht das mindeſte. Man büßt auch nicht immer ſeine eigenen Sünden, bisweilen die Anderer. Diesmal litt ich die Strafe für Dich.

Eliſabeth (lachend). Und was hab' ich denn verbrochen?

Natalie. Seit einiger Zeit, hat mein Oheim bemerkt, biſt Du kaltſinnig gegen ihn und zeigſt eine Verſtimmung, die er ſich nicht anders zu erklären weiß, als daß Du den Kanzler, ſeinen Feind, ihm vorziehſt.

Eliſabeth. Dieſe ewige Eiferſucht! Und welchen Zuſammenhang hat dies Alles mit Deinem Hausarreſt?

Natalie. Den allernächſten. Mein Oheim weiß, daß Du mich mit Deiner Gunſt beehrſt; er bildet ſich ſogar ein, daß ich Dir unentbehrlich bin und da will er Dich ſtrafen.

Eliſabeth. Indem er Dich mir entzieht! Das wäre allerdings das Mittel meinen Sinn zu beugen. Aber Du gabſt Dich dazu natürlich nicht her?

Natalie. Wie Du ſiehſt, hab' ich meine Feſſeln geſprengt.

Eliſabeth. Uebrigens bin ich nicht die Einzige, die Deinem Onkel Kummer macht; ſein Sohn —

Natalie. Anatol?

Eliſabeth. Von ihm erfahre ich hübſche Dinge. Er hat ein junges Mädchen, die noch dazu nicht meine Unterthanin iſt, ihrem Bräutigam geraubt.

Natalie. Unmöglich!

Eliſabeth. Wir werden es gleich hören; ich habe das Mädchen, ihren Vater und den Bräutigam kommen laſſen.

Lakayen (bringen Schachteln und Kiſtchen herein, ſtellen ſie am Eingange auf und gehen ab).

Eliſabeth. Was iſt das?

Natalie (träumeriſch vor ſich hin). Anatol! Wie weh thut mir dies von Dir zu hören.

Eliſabeth. Natalie! Mein Gott, Du biſt ja ganz zerſtreut. Ich frage, was jene Sachen bedeuten?

Natalie. Ah — Vergebung! Es ſind die Putzgegenſtände aus Paris, der franzöſiſche Geſandte ſchickt ſie dem Onkel.

Eliſabeth. Ach, das iſt herrlich! Ich freue mich wie ein Kind. Afanasja!

Afanasja (tritt ein).

Elisabeth. Afanasja, die Sachen aus Paris sind gekommen.

Natalie (die Schachteln betrachtend und die Adressen lesend). Oben auf eine Perücke? Was soll das?

Elisabeth (lachend). Die ist für meinen Kanzler.

Afanasja. Alsdann kommt der Herr Kanzler sich seine Perücke zu holen. Ich fand ihn im Vorzimmer.

Elisabeth. Ah — abscheulich! Grade jetzt —

Adjutant (eintretend und anmeldend). Herr Gregorius Titoff!

Elisabeth. Was beginnen?

Natalie (zum Adjutanten). Ihre Majestät sind für den Augenblick beschäftigt.

Adjutant (geht ab).

Kanzler (die Thür öffnend und laut sprechend). Beschäftigt? Nicht sichtbar für mich? Das glaub' ich nicht! (Er tritt vor).

Neunte Scene.

Elisabeth. Natalie. Kanzler.

Kanzler (mit feierlichen Schritten vorschreitend, bleibt vor der Kaiserin stehen, macht eine tiefe Verbeugung und greift nach ihrem Rocke, um ihn zu küssen. Elisabeth weicht aus und reicht ihm die Hand zum Kusse.)

Afanasja (beschäftigt sich im Hintergrunde mit den Schachteln und Kisten).

Kanzler. Meinen unterthänigen Gruß meiner Gebieterin!

Elisabeth. Gott grüße Euch, Gregori!

Kanzler (die Prinzessin hochmüthig betrachtend und dann ihr eine leichte Verbeugung machend). Ihr unterthäniger Diener! (Bei Seite.) Man trifft nie die Herrin allein, stets ist sie umgeben von Creaturen mißliebiger Art. Dieses Geschöpf zum Beispiel ist ein Spion des Admirals! (Laut zu Elisabeth.) Ich war erstaunt, als ich von Geschäften hörte, mit denen Ew. Majestät behelligt sei! Wie kann von Geschäften die Rede sein, wenn ich nicht zugegen bin? (Mit einem Blick auf die Schachteln.) Aber ich sehe, es ist Putz angekommen und das sind dann allerdings für Frauen Geschäfte. Wie eine Haube sitzt, ist viel wichtiger, als wie eine Krone auf das Haupt paßt.

Natalie. Herr Kanzler —

Kanzler. Was beliebt, Prinzessin? Darf ich etwa hier nicht reden? Will man mir Schweigen auflegen? Das Testament des in Gott ruhenden großen Kaisers macht mir ausdrücklich zur Pflicht — und es ist keine leichte Pflicht — seiner erhabenen Tochter auf Tritt und Schritt zu folgen, die Hindernisse aus dem Wege zu räumen und sie zu halten, wenn sie straucheln sollte. (Mit Beziehung.) Nebenbei ist es meine Schuldigkeit, sie vor dem Einflusse gewisser Personen zu warnen. (Indem er sich auf ein Knie niederläßt, zur Kaiserin.) Meine gnädigste Herrin möge geruhen, hier ein Schreiben Seiner Hoheit des Prinzen von Brabant aus meinen Händen entgegen zu nehmen.

Elisabeth (den Brief nehmend und ihn bei Seite legend). Ihr seid gar so gütig, Kanzler!

Kanzler. Das zärtliche Herz des edlen Prinzen drängt nach Entscheidung. Der Senat beschäftigt sich bereits seit sechs Tagen mit der wichtigen Frage, deren Ziel-Endpunkt die Vermählung Ew. Majestät ist.

Elisabeth. Der Senat bemüht sich unnöthig. Ich werde zuseh'n — warten —

Kanzler. Zuseh'n! Warten! und immer zuseh'n und immer warten.

Unterdessen wird das Land von Gefahren umdroht, von Feinden umgarnt. Frankreich wendet seinen ganzen Einfluß auf, damit ein Prinz bourbon'scher Linie an der Seite Ihrer Majestät den uralten Thron Rurick's besteige. Aber so lange ich mein Haupt auf den Schultern trage, wird das niemals geschehen. Niemals! Doch ich bitte jetzt um die Erlaubniß, mich in die Versammlung des Senats begeben zu dürfen.

Elisabeth. Ihr dürft nicht im Zorn von mir gehen, Gregori!

Kanzler. In Bekümmerniß, Majestät, in Bekümmerniß! Nicht im Zorn. Was soll aus diesem mächtigen Reiche, aus diesem blühenden Lande werden? Mein Auge vergießt Thränen und mein Herz ist schwer.

Afanasja (bringt auf einen Wink Elisabeths die Perücke).

Elisabeth. Kniet nieder, Gregori! Ich habe für Euch den schönsten Haarschmuck kommen lassen, den die Welt kennt.

Kanzler. Ha, welch' eine prachtvolle Perücke!

Natalie. Ein Wunder an Schönheit.

Kanzler. Und eine Schönheit ist's, die dieses Wunder mir zuführt. (Er kniet auf einen Schemel, den Afanasja bringt; er nimmt seine Perücke ab, Elisabeth setzt ihm die neue auf.) Ich werde gleichsam auf dem Kapitol gekrönt.

Natalie. Und das verhaßte Frankreich ist's, das die Lorbeer'n liefert. Ich will es übernehmen, die Erklärung zu der Perücke zu liefern. Zuerst die vielen hundert Locken sind ebenso viele Dankeszähren der getreuen Unterthanen, die die Weisheit und die Fürsorge des Kanzlers beglückt hat.

Elisabeth. So ist's! Wie sinnreich! Nur weiter!

Natalie. Die Bänder und Reife, die das Haargebäude am Schädel festhalten, sind die Bande der Ergebenheit und Treue, die der Kanzler für das Haus seines Herrschers hegt.

Kanzler. Mir aus der Seele gesprochen, Prinzessin!

Natalie. Endlich der wohlriechende Duft der Pomaden und Salben ist der Ruf der Gelehrtheit und hohen Bildung, den sich unser erhabener Gönner erworben.

Kanzler (aufstehend und in die Hände klatschend). Bravo! Bravo! Prinzessin, ich bin Euer gehorsamer Diener! Ihre Worte werde ich dem Mercure galant zuschicken. (Er verbeugt sich tief vor der Kaiserin, küßt der Prinzessin die Hand und geht dann mit stolz erhobenem Haupte ab.)

Natalie. Dem Himmel sei Dank, der grimmige Leu ist wieder besänftigt; er lechzt nicht mehr nach unserm Blute.

Elisabeth (seufzend). Du hast gut lachen. Du siehst ihn nur auf Augenblicke. Für Dich ist er nur ein amüsanter Narr; allein ich leide unter seiner Tyrannei.

Adjutant (tritt auf). Ew. Majestät haben befohlen: — Die deutschen Kolonisten!

Elisabeth. Endlich! (Giebt der Prinzessin einen Wink; zum Adjutanten.) Man führe sie herein! (Adjutant ab.)

Zehnte Scene.

Elisabeth. Natalie. Stephan Palm. Anna. Anton. Afanasja.

(Pause. Elisabeth sitzt am Tisch und sieht sich genau die Eintretenden an. Natalie steht ihr zur Seite.)

Stephan (zögernd vortretend und seine Tochter an der Hand haltend). Vergieb, große Kaiserin, wenn wir als Fremdlinge nicht die Gebräuche dieses Landes und dieses Hofes kennen.

Elisabeth. Tretet näher. Wer seid Ihr?

Stephan. Ich heiße Stephan Palm, bin Fabrikant, aus Pesth gebürtig; diese hier ist meine Tochter. Der junge Mann ist ihr Verlobter. Wir haben sechs Jahre in Deinem Reiche zugebracht, große Kaiserin, und jetzt waren wir im Begriff, nach unserem Vaterland uns einzuschiffen.

Elisabeth (nach einer Pause während sie Anton und Anna betrachtet hat). Ist Euer künftiger Schwiegersohn auch Fabrikant?

Stephan. Nein, Majestät. Er hat sich den freien Künsten und Wissenschaften zugewendet. Auf der Universität zu Prag hat er studirt und beabsichtigt eine gelehrte Würde zu erstreben.

Elisabeth. O pfui doch! Ein Gelehrter! (Zu Anton.) Ich würde an Eurer Stelle Soldat geworden sein.

Anton (schweigt und heftet seine Blicke auf Elisabeth.)

Elisabeth (zu Natalie). Sie diese glühenden, dunklen Augen. Wie er muthig seine Blicke auf mich zu richten wagt! (Laut.) Nun, Ihr antwortet nicht?

Anton. Ew. Majestät haben Recht. Einem Soldaten wäre dieser Schimpf, der mir angethan, nicht geboten worden.

Elisabeth (zu Natalie). Welche edle Röthe färbt seine Wangen! — (Zu Anna.) Komm näher, meine Kleine!

Anna (vor Elisabeth niedersinkend). Beschütze uns, Gebieterin! — Rette meinen Vater!

Elisabeth. Ich erkläre Euch Alle unter meinem Schutz; es wird Euch nichts geschehen. (Hebt sie vom Boden auf.)

Anna. Ihr seid die Güte selbst.

Anton (begeistert). Wie schön kleidet der Allmacht ein menschlich Erbarmen! Ich zitterte als ich die Schwelle dieses Pallastes betrat, denn ich fürchtete einen Quäler und Peiniger mehr zu finden und ich erblickte die Huldgöttin selbst im Strahlenkranze der Macht. (Beugt das Knie vor Elisabeth.)

Elisabeth. Steht auf! Beugt vor Niemand das Knie! Ihr seid der freie Sohn eines freien Volkes!

Stephan. So dürfen wir ungehindert ziehen?

Elisabeth. Ich wünsche Euch Glück zur Reise. (Nach einer Pause.) Doch sollt Ihr noch warten; man wird Euch Geschenke von mir einhändigen, Andenken, die ich Euch in die Heimath mitgebe.

Stephan. O Gebieterin, Du beschämst uns!

Anton (glühend). Vater! Das ist das Wahrzeichen der Größe! Nacht wird plötzlich in Tag verwandelt. Glanz und Reichthum nimmt die Stelle von Armuth und Elend ein. Wir kommen als Bettler und gehen von dannen als Fürsten!

(Elisabeth winkt; Anton, Stephan und Anna von Afanasja begleitet ab.)

Elfte Scene.

Elisabeth. Natalie.

Natalie. Also willst Du sie ziehen lassen?

Elisabeth (befangen). Hab' ich einen Grund, sie zu halten?

Natalie. Ich wurde dem Verbrecher Anatol seine Strafe nicht erlassen; ich würde ihn mit dem Mädchen zusammenführen.

Elisabeth. Du hast Recht! Das könnte einen Vorwand abgeben, sie zurückzuhalten.

Natalie (bei Seite). Einen Vorwand jene zurückzuhalten? Sie liebt Anatol.

Elisabeth (träumerisch bei Seite). Die rothen Rosen meines Traumes.

Natalie. Was hat meine kaiserliche Gebieterin?

Elisabeth (verlegen). Nichts.

Natalie. Sollen wir jetzt an unsere Putzsachen gehen?

Elisabeth (zerstreut). Wie Du willst.

Natalie. Mein Himmel, Du bist ja wie umgewandelt.

Elisabeth. Nicht wahr, Liebe, Träume bedeuten nichts.

Natalie. Die Träume der Liebe werden wahr.

Elisabeth. Die gerade nicht!

Natalie. Du weißt ich bin Philosophin. Ich gehe Nachts über einen Kirchhof.

Elisabeth. Himmel, sprich nicht so! Die Todten kommen wieder. Ich weiß es. In meiner Familie, in meinem Hause giebt es Erscheinungen. (Sieht sich scheu um, leise.) Laß uns davon schweigen. (Man hört Lärm im Vorgemach.) Ah — meine Soldaten kommen! (Bei Seite.) Wenn er doch mitten unter ihnen wäre!

Afanasja (eiligst eintretend). Majestät, wenn Sie jetzt nicht befehlen, daß die Abtheilung kommen darf, in einer halben Stunde sind sie alle betrunken. Die Lebehochs auf Ew. Majestät nehmen gar kein Ende.

(Man hört Hurrah rufen.)

Elisabeth. Laß sie kommen!

Zwölfte Scene.

Vorige. (Eine Abtheilung Soldaten mit ihren Unteroffizieren rückt ein, unter ihnen Iwan. Die Soldaten stellen sich militärisch auf.)

Elisabeth (vor ihnen auf- und abgehend). Bravo, meine Kinder! Ihr habt an Eure Mutter gedacht! Ihr feiert Euren Ehrentag heute und da wollt Ihr mich daran Theil nehmen lassen; so ist's Recht! Ich würde es übel nehmen, wenn Ihr mich vergessen hättet.

(Ein Lakay bringt auf silbernem Teller einen Pokal.)

Elisabeth (den Pokal ergreifend). Auf Euer Wohl, meine Kinder! (Sie schwenkt den Becher.)

Soldaten (wie aus einem Munde). Es lebe unsre Mutter! Es lebe Elisabeth Petrowna!

Elisabeth. Ich danke Euch. (Sie trinkt.) Jetzt geht und macht Euch einen guten Tag. Mein Keller und meine Küche gehören Euch! (Sie kommandirt.) Präsentirt das Gewehr! Schulterts Gewehr! Marsch — ab! (Sie geht einige Schritte mit ihnen, dann kehrt sie lachend um.)

(Die Soldaten außer Iwan ab, der an der Thüre stehen bleibt.)

Brave Jungen das! Ihre Narben, die sie sich in dem Kampfe wider die aufrührischen Streltzen holten, zeugen von ihrer Treue. Alle — alle gehen in's Feuer für mich.

Natalie. Erlauben, Majestät, daß ich mich jetzt verabschiede?

Elisabeth. Lebe wohl, mein Engel. Wir sehen uns morgen auf dem Maskenball. Hörst Du, Du darfst nicht fehlen. Ich werde Dir sagen lassen, in welcher Maske ich erscheine.

(Natalie mit Afanasja ab.)

Dreizehnte Scene.

Elisabeth. Iwan.

Elisabeth (am Tisch sitzend und träumerisch das Haupt auf die Hand stützend, abgewendet vom Eingang).

Iwan (als er die Kaiserin allein sieht, kommt langsam vor, und als

er dicht hinter Eliſabeth ſteht und dieſe ihn noch nicht bemerkt hat, giebt er ihr einen leiſen Schlag auf die Schulter).

Eliſabeth (zuſammenfahrend). Was iſt das? (Sieht ſich erſchreckt und zornig um, erblickt Iwan.) Du biſt es?

Iwan. Ja, ich bin es, Iwan Petrowitſch.

Eliſabeth. Was willſt Du?

Iwan (mit dem Daumen winkend). Höre — laß die deutſchen Koloniſten ziehen — halte ſie nicht auf!

Eliſabeth. Was kümmert's Dich? Hab' ich Dir Rechenſchaft von meinem Thun und Treiben abzulegen?

Iwan. Laß ſie geh'n — ſag ich Dir.

Eliſabeth. Nein.

Iwan. Du willſt nicht? Was haſt Du für Gründe?

Eliſabeth. Ich will nicht, weil ich nicht will.

Iwan (bei Seite). Weiberlaune. (Laut und bittend.) Aber Du wirſt wollen, wenn ich Dich d'rum bitte. (Sie ſcharf anſehend.)

Eliſabeth. Nein — nein — ſie bleiben hier.

Iwan. Aber wenn ich es Dir nun befehle?

Eliſabeth (ſtolz und zornig). Iwan Petrowitſch! —

Iwan (ſich ſoldatiſch hinſtellend). Majeſtät, zu Befehl.

Eliſabeth. Das Gewehr geſchultert! Marſch! Ab!

Iwan (im Abgehn). Das Ding geht ſchief. (Nach einer Pauſe.) — Sollte ſie vielleicht? — Unmöglich! (Laut.) Eliſabeth!

Eliſabeth (ſtolz und ſtreng). Marſch, commandirte ich! Die Kaiſerin befiehlt! (Bleibt in hochaufgerichteter Stellung vor ihm ſtehen.)

Iwan. Und der Soldat gehorcht. (Salutirt und geht ab.)

Der Vorhang fällt.

Dritter Act.

(Wohnung von Iwans's Muhme; nach ruſſiſchem Bauernſtyle eingerichtet. Ein Heiligenbild über der Thüre. Es iſt Nacht, eine Lampe brennt auf dem Tiſche, an dem Anna und Cyrill ſitzen. Links mehr im Hintergrunde Stephan in einem Lehnſeſſel ſchlummernd.)

Erſte Scene.

Cyrill. Anna. Stephan.

Cyrill (die Balalaika hinlegend). Jetzt hab ich Dir, deutſches Mädchen, meine beſten Lieder vorgeſungen und Du bleibſt nachdenkend und traurig. Der arme Cyrill weiß nicht womit er Dich zerſtreuen ſoll.

Anna (ihm die Hand reichend). Ihr dürft mir nicht zürnen.

Cyrill. Sage „Du" zu mir! Wird Dir das ſo ſchwer? Wir ſagen ſelbſt zu unſerm Kaiſer Du! Die deutſchen Sitten wollen mir nicht gefallen. Als ich ein Knabe von 12 Jahren war, brachte mich mein Vaterbruder nach Holland. Ich ſollte da das Schiffsbauweſen lernen; allein

ich blieb nicht lange, es zog mich wieder hieher in's Vaterland. Soldat zu sein schien mir vorzuziehen allem Uebrigen in der Welt.

Anna. Und da mußte ich kommen, um, es fehlte wenig, Dich für Deine ganze Lebenszeit unglücklich zu machen.

Cyrill. Ja, deutsches Mädchen, Du magst Dich stellen, wie Du willst, Du hast mich auf Deinem Gewissen. (Sie lange und schwermüthig ansehend.) Was ich auch anfangen werde, froh um's Herz wird mir nie mehr. Gieb mir Deine Hand. Anna Stepanowna. (Anna giebt ihm die Hand, er drückt die Hand stumm an seine Brust.)

Anna. Ihr — oder Du hast mir noch nicht erzählt, wie es Deinem Kameraden gelungen ist, Dich zu befreien?

Cyrill. Du mußt wissen, daß ein Soldat seinen Posten nicht verlassen darf; weil ich es that, stand mir ein Jahr in den Kasematten bevor. Weißt Du was Kasematten sind? (Anna schüttelt den Kopf.) Das sind die dunkeln feuchten Gänge und Kammern unter der Erde in jeder Festung. Es scheint dort weder Sonne noch Mond hinein, und schon ist's vorgekommen, daß sie einen, den sie dort eingesperrt, vergessen haben und daß er dann elend dort umkam. Wäre ich hineingekommen, deutsches Mädchen, Du hättest den russischen Soldaten nicht wieder gesehen. Nun, Du willst wissen, wie ich befreit wurde? Auf ganz einfachem Wege. Iwan ging zum Hauptmann, und stellte ihm die Sache vor, und was Iwan Einem vorgestellt, das begreift man sehr rasch. Der Hauptmann verfügte sich zum Kommandanten der Festung, und in weniger als sechs Stunden stand ich wieder auf freien Füßen.

Anna. Dieser Iwan ist Dein Freund?

Cyrill (sich den Aermel aufstreifend). Sieh dieses Herz hier. Ich habe es mir mit Pulver in den Arm brennen lassen, es ist das Herz eines Kameraden, er trägt das meine. So ist's alte Sitte bei uns Soldaten.

Anna (auf den Vater blickend). Wie ruhig er schlummert! Wenn mir mein Herz doch auch diese Ruhe gönnte! Es ist nah an Mitternacht, und er ist noch nicht da. Den ganzen Tag und einen Theil der Nacht warte ich vergeblich auf seine Heimkehr. Der Gedanke peinigt mich, es könne ihm ein Unglück zugestoßen sein.

Cyrill. Als wir unsere Freundschaft schlossen, Iwan und ich, da war er noch nicht das Glückskind, das er jetzt ist. Er galt für den Sohn eines einfachen Bürgers bei Newgorod. Die Mutter ist von dort und liegt auch dort begraben. Iwan war eben Soldat geworden, und liebte ein Mädchen, das die Braut war des Sohnes eines reichen Kaufmanns aus Tula. Sie sollte einst die große Gewehrfabrik haben, die der arbeitsame Mann dort angelegt hatte. Aber was kümmerte sich ein Iwan um all' die schönen Doppelläufe, Musketen, Pistolen und Terzerolen, die sein Nebenbuhler zu machen verstand; trotz dieser Waffen entführte er das Mädchen und nahm sie zu seinem Weibe. Die reichen Verwandten des verlassenen Bräutigams boten Alles auf, um den glücklichen Räuber für seine Freveltat zu strafen. Damals ging es hart über ihn her. Doch er schlug sich durch und lebte nun sehr glücklich mit seiner Nadejda, so hieß das Mädchen, dann starb sie. Was half es ihm, daß später der Senat seine Abkunft anerkannte, daß die Kaiserin den Ausspruch des Senats bestätigte, die Freude und das Glück seines Lebens war doch dahin.

Anna. Du erzählst so geheimnißvoll. Wer ist denn Dein Kamerad eigentlich?

Cyrill (den Finger auf den Mund legend, und sie dabei schalkhaft ansehend). Ich weiß es nicht.

Anna. Da ist er selbst. (Sie eilt dem Eintretenden entgegen.)

Zweite Scene.

Iwan. Anton. Cyrill. Stephan.

Iwan. Nun immer noch nicht da?

Cyrill. Pſt! Der Vater ſchlummert.

Anna. Nein! Noch immer nicht zurück. Bringt ihr keine Nachricht?

Iwan. Ich? Wie ſollte ich? Andere Dinge hatte ich bis jetzt zu betreiben, dachte, er wäre ſchon längſt bei Euch.

Anna. Wo weilt er?

Iwan (kopfſchüttelnd). Auf dem kaiſerlichen Schloſſe. Wo ſollte er ſonſt ſein?

Anna. Aber weßhalb dort? Was hat er dort zu ſuchen?

Iwan. Nichts, ſo viel ich weiß. (Bei Seite.) Daß das Donnerwetter einſchlage.

Cyrill. Was iſt Dir?

Iwan (zornig). Ach, Ihr wißt Alle nicht, was ich weiß.

Anna. So ſprecht doch, was wißt Ihr? —

Iwan. Nur ruhig, Mädchen. Ich hab es übernommen, ich bring es zu Stande. Fort ſollt Ihr — und ungekränkt. Aber es legen ſich verteufelte Hinderniſſe in den Weg! Wer hätte das denken ſollen! (Bei Seite.) Aber ich ſah es ihren Augen an; als ſie mir ſagte: Nein, ſie bleiben hier.

Anna. Was ſprecht Ihr da vor Euch hin! —

Iwan. Ich verwünſche die Weiber. Sie taugen Alle nichts.

Cyrill. So! Iwan! Sie taugen Alle nichts, alſo auch Deine Nadejda?

Iwan (weich und lächelnd). Die war eine Ausnahme.

Cyrill. Und ſie — Anna Stepanowna.

Iwan. Die?

Anna. Ich bitte, ſchweigt jetzt. Mein Herz droht zu brechen. (Sie geht zum Vater, der eben erwacht iſt.)

Iwan. Cyrill! Komm her.

Cyrill. Was beliebt!

Iwan (ſeinen Kopf anpackend und ihm ſcharf in's Auge ſehend). Höre, alter Junge, ich glaube, ich glaube, Du biſt verliebt!

Cyrill. Obo, Iwan.

Iwan. Laß das bleiben. Das Mädchen iſt Braut.

Cyrill. Ich weiß.

Iwan. Nun alſo, wenn Du das weißt?

Cyrill. Was denn?

Iwan. Dumme Fragen. So läßt man's bleiben.. Man reſpectirt das Eigenthum des Andern. Verſtanden, Cyrill?

Cyrill (heimlich und ihm dabei auf die Schulter klopfend). Denk an den Gewehrfabrikanten in Tula, Kamerad.

Iwan. Hm — das war etwas Anderes. (Bei Seite..) Verflucht! Der Junge hat Recht! Es war ganz daſſelbe.

Cyrill (gutmüthig). Sei nicht böſe, Brüderchen.

Iwan. Cyrill, ich hab' es mir in den Kopf geſetzt, dieſe Leute, die ſich nun einmal meinem Schutze anvertraut haben, unbeſchädigt, weder durch Freund noch Feind, wieder auf das Schiff zu bringen, wohin ſie gehören. Ich bitt Dich, komm mir nicht in den Weg. Es ſind ſchon andere Leute genug da, die mir gehörig in den Weg kommen. Ich ſage Dir — andere Leute ſind da! Ich werde mich aber hüten Jemand zu nennen. (Bei Seite.) Verdammt, daß dem Soldaten das geſchehen muß.

Cyrill. Nun — alſo — Du willſt?

Iwan. Daß Du Dich ruhig verhältſt! Das will ich!

Cyrill. Ich weiß nicht, Iwan, ob ich Dir das verſprechen kann. (Mit dem Blicke auf Anna.) Das deutſche Mädchen iſt gar zu hübſch! Sieh, wie ſie da den Vater in den Armen hält. (Iwan an ſich drückend.) Kamerad! Wenn ſie mich auch einmal ſo in dieſen weichen, weißen, liebevollen Armen hält! — Ach heilige Mutter zu Kaſan! Bitte für mich! Es durchflammt mich ein Fieber.

Iwan. Cyrill — wenn ich ſie auf das Schiff gebracht haben werde — dann kannſt Du den verliebten Narren ſpielen, ſo viel Du willſt.

Cyrill. Auf dem Schiffe! Ach wenn ich da mit könnte! (Bei Seite.) Aber ſie ſollen nicht auf's Schiff kommen!

Iwan (geht auf und ab in tiefe Gedanken verſenkt).

Anna (will ſich ihm nähern und bleibt unentſchloſſen ſtehn).

Stephan. Segen des Himmels über meinen edelmüthigen Retter. Er, der ſo viel gethan, wird auch ſein Werk vollenden. Wende Dich nur muthvoll an ihn, meine Tochter.

Anna (zögernd). Lieber Iwan Pe — Pe —

Cyrill. Petrowitſch.

Iwan (abwehrend). Still! (Setzt ſich, den Kopf in der Hand.)

Anna. Lieber Vater, unſer Wohlthäter ſcheint nicht aufgelegt, meine Bitten anzuhören.

Cyrill. Laß ihn, Mädchen. Sieh, wenn die Ader auf ſeiner Stirn ſo ſchwillt, dann arbeitet es heftig in Bruſt und Kopf. Dann darf man ihn nicht ſtören. Dieſe Stirnader hat er noch von ſeinem Vater. Ueberhaupt die Stirn. (Zieht eine Münze aus der Taſche.) Sieh hin.

Anna (erſchreckt). Um Gotteswillen! — Das iſt ja das Bild —

Cyrill (ſchlägt ſie auf den Mund). Plaudertaſche! Will Sie wohl ſchweigen! (Steckt die Münze wieder ein.) Es war nur ein Scherz!

Anna (ſieht ihn zweifelhaft an). Ihr ſeid ſeltſame Leute! (Bei Seite.) Dieſe Umgebung fängt an mir unheimlich zu werden! O meine Heimath! Mein Geliebter! — Wann ſeh' ich Euch Beide wieder!

Iwan (aufſpringend). Iſt Dimitri nicht in der Nähe.

Cyrill. Ich will ihn rufen.

Iwan. Er ſoll ſogleich kommen. (Den Arm auf der Bruſt verſchränkt, für ſich.) So gehts! Es iſt keck, es iſt verwegen, — es iſt — Iwan! Es iſt ein Verbrechen! Nein — nein, kein Verbrechen — bei Gott — kein Verbrechen. (Sieht nach dem Heiligenbild und kreuzt die Arme andächtig über die Bruſt.) Kein Verbrechen!

Cyrill (Iwan betrachtend, bei Seite). Was hat er? (Ab.)

Anna (ſich ihm nähernd). Was habt Ihr? Sprecht — o, ſprecht! Wir waren ja ſchon gerettet. Die Kaiſerin ſelbſt nahm ſich unſerer an. Sie war ſo gütig —

Iwan. Das eben iſt's! O ich möchte die ganze Welt mit einem Fußtritt in den Boden ſtampfen.

Anna. Was ſagt Ihr? Alſo durch die Kaiſerin droht uns neue Gefahr?

Iwan. Hab ich das geſagt?

Anna. Wird ſie mich und den Vater auf's Neue jenem vornehmen Wildfang ausliefern, der die Miene eines Beſchützers annahm und unſer Vertrauen dann ſo elend täuſchte?

Iwan. Die Kaiſerin Euch ausliefern? Gefahr! Nein, nein, ſie will Euch nicht ausliefern, das iſt eben das Unglück, ſie will Euch behalten. Genug! Da iſt Dimitri. Laßt mich mit ihm auf wenige Augenblicke allein.

Dritte Scene.

Cyrill. Dimitri. Vorige.

(Iwan und Dimitri bleiben vorn, die andern ziehen ſich nach hinten.)

Iwan. Du haſt heute den Poſten an der Thür der Kaiſerin.

Dimitri. Gegen Mitternacht — ja!

Iwan. Gut. Wenn Du da etwas ſehen ſollteſt, verſtehſt Du mich — ſo ſtehſt Du nichts!

Dimitri (ſieht ihn fragend an).

Iwan. Nun?

Dimitri. Wenn ich etwas ſehe, ſo ſehe ich nichts?

Iwan. Ja.

Dimitri. Und wenn ich nichts ſehe, ſo ſehe ich was?

Iwan. Nehmlich, daß Du nichts ſieheſt. Aber Du wirſt etwas ſehen.

Dimitri. Was?

Iwan. Eine Figur.

Dimitri. Ein Mann?

Iwan. So etwas dergleichen.

Dimitri. Eine Frau?

Iwan. Kann auch ſein.

Dimitri. Ein Kind?

Iwan. Nein. Mit einem Worte — ich werde es ſein.

Dimitri. Du? O, Du paſſirſt frei.

Iwan. Ja, aber ich werde nicht ausſehen, wie ich jetzt ausſehe.

Dimitri. Gleichviel! Du bleibſt Iwan und paſſirſt frei.

Iwan. Gut! — Abgemacht — in der Mitternachtsſtunde finde ich mich ein. Jetzt geh' wieder, denn die da (auf Cyrill und die Anderen zeigend.) dürfen nichts merken.

Dimitri. Auf Wiederſehen. (Ab.)

Cyrill (herbeikommend). Was haſt Du mit dem Dimitri abgemacht?

Iwan. Nichts von Bedeutung.

Cyrill. So ſprich doch! Ich hab Dich noch nie ſo in Bewegung geſehen.

Iwan (halb für ſich). In dieſer Nacht wird ſich's entſcheiden. Zuerſt das Mittel der Ueberredung. Sie iſt ein Weib, wird ſie die Thräne des Weibes nicht rühren, daß um ihren Geliebten weint? Und was mich betrifft, ich will meine ganze Ueberredung aufbieten. Ja — ja — es muß gehen, und geht es nicht — dann zu dem äußerſten Mittel geſchritten. Doch es wird gehen. (Ruft.) Anna Stepanowna!

Anna. Was wollt Ihr?

Iwan (zieht ſie vor). Wißt Ihr was? Das iſt eine hübſche Maskennacht.

Anna. Spottet Ihr?

Iwan. Laßt uns an den Hof gehen! Und Du, Cyrill bleibſt bei dem Alten. Halt ein gutes Abendeſſen bereit. Wir ſind, will's Gott, bald wieder da. Glückt dieſes Mittel nicht, dann weiß ich kein beſſeres. Dann iſt unſer Spiel verloren. Höre Cyrill, bleibe Du hier bei den armen Leuten! Oder nein! Komm mit mir. Der Alte ſchlummert oft ein, meine Muhme iſt blind und taub, Du biſt ſo gut wie allein mit dem Mädchen.

Cyrill (ihn zornig anſehend). Iwan!

Iwan. Nun, nun, Camerad, nichts für ungut. (Einlenkend.) Laß die Muhme ein gutes Nachteſſen und drei Kannen Warmbier beſorgen. Hörſt Du. Ich geh' in den Pallaſt.

Cyrill. Was willſt Du denn da? Gehſt Du auch auf die Maskerade?

Iwan. Eine Maske werde ich vornehmen, Du haſt Recht. (Ab.)

Anna führt ihren Vater in's Nebenzimmer. Cyrill folgt langſam und nachdenklich.)

Verwandlung.

Erleuchteter Ballſaal im kaiſerlichen Pallaſte. Der vordere Raum wird durch Säulen begrenzt. Muſik in der Entfernung.

Vierte Scene.

Titoff (im Domino). Babienka (Polizeichef, als Türke maskirt).

Babienka (angetrunken). Ich ſage Euch, Excellenz, der Courier hat die Nachricht vor zwei Stunden aus Moskau gebracht.

Titoff. Offene Empörung! Aufſtand in den Provinzen! Allerheiligſte Mutter Gottes!

Babienka. Wir werden was erleben, denken Excellenz an mein Wort.

Titoff. Und Ihr meint, daß Frankreich ſeine Hand im Spiele hat.

Babienka. Der Burgunder iſt dabei. Ich theile nehmlich die Namen der Länder nach den Haupt-Weinen aus, die wir von dort beziehen.

Titoff (halb für ſich). Unmöglich wäre es nicht. Meine Politik ſiegt. Daß die Kaiſerin zögert, ſich für einen franzöſiſchen Prinzen zu entſcheiden, wem ſchüttet man dies in die Schuhe? — mir! Man weiß, daß ich gegen dies Project bin.

Babienka. Wenn wir nur den Tokayer zum Bundesgenoſſen hätten, ſo könnten wir es ſchon ganz gut mit dem Burgunder aufnehmen! — Hähähä.

Titoff. Ihr meint, daß Oeſtreich unſer Bundesgenoſſe ſei. Daran iſt gar nicht zu zweifeln. Wenn der Prinz von Brabant ſiegt, ſo haben wir die deutſchen Mächte für uns! — Aber wie habt Ihr mich erſchreckt, theurer Babienka! Unruhe an allen Enden. Nirgend gehts wie es gehen ſoll. Factionen am Hofe! Hinterliſt! Argliſt! (Sich umſehend.) Und das Reichsoberhaupt — tanzt.

Babienka. Ei, Excellenz! Was dann weiter? Wie heißts im Sprüchwort, ein tanzendes Weib, ein unterwürfiges Weib. Ihr habt die Gebieterin in Euren Händen.

Titoff. Aber Ihr irrt Euch, ſie entſchlüpft mir immer wieder, wenn ich meine ſie feſt zu halten. Habt ihr noch Euren guten Spion am Hofe.

Babienka. Den Golmik? Verſteht ſich.

Titoff. Ihr habt mich lange ohne Nachrichten gelaſſen.

Babienka. Und Ihr? Wie treibt Ihr's? Habt Unterſuchung eingeleitet gegen den Acciſe-Controleur. Potz Burgunder und Tockayer!

Titoff. Die Klagen wurden zu laut! Die Unterſchleife wurden zu arg.

Babienka. Und der Ober-Küchen-Lieferant! — Was hat der Euch zu Leide gethan?

Titoff. Zwei Millionen Deficit —

Babienka. So ſoll doch meines Vaters Bart zu Aſche brennen. Wer hat dieſe infame Lüge verbreitet? Beide ſind arm wie die Kirchenratten?

Titoff. Wir wollen das jetzt laſſen, lieber Babienka. Es iſt nothwendig, daß wir zuſammenwirken. Hört Ihr? Ich ſchlage die Unterſuchung nieder. Gebt mir nur fleißig Nachrichten. Verſteht Ihr, Nachrichten?

Babienka. Was sagt Ihr zu dieser Nachricht? Der Sohn des Großadmirals hat eine neue Liebschaft angeknüpft, hinter des Vaters Rücken — wenn das der Kaiserin zu Ohren käme —

Titoff. Sie weiß es schon. Das macht keine Wirkung.

Babienka. Keine?

Titoff. Die Gebieterin ist kein Weib, wie unsere Weiber sind, sie liebt zuerst, sie freit um den Mann, sie nimmt sich den Mann, sie schickt ihn wieder fort! Genug — sie thut Alles. Ob der Mann sie liebt, darnach fragt sie nicht. Sie nimmt an, daß sich das von selbst verstehe. Aber da stehe ich nun und schwatze mit Euch über Weiberlaunen und unterdeß — geht die Welt unter. Wenn Ihr neue Nachrichten erhaltet, so eilt sie mir mitzutheilen. Hört Ihr, mir und Niemand Anderem.

Babienka. Jede Stunde, Excellenz. Wenn die Nachricht kommt, daß die Rebellen Moskau eingenommen haben —?

Titoff. Da bin ich der Erste, der es in Petersburg weiß und von mir erfährt es die Gebieterin.

Babienka. Vergessen Sie nicht meinen Namen mit einfließen zu lassen, Herr Kanzler.

Titoff. Werd' ich mit Vergnügen ausrichten.

Babienka. (Ab.)

Titoff. Der Trunkenbold! Nicht einmal an einem solchen Abend unter den Augen der Herscherin kann er nur auf eine Stunde nüchtern sein! Doch trotz seiner Trunkenheit ist er verschwiegen! Wie mach ich es, der Gebieterin die Depesche zu hinterbringen? — Noch heute Nacht, ohne Zeugen! Das wird kaum möglich sein. Und wenn ich sie heute nicht spreche, so weiß sie's morgen schon durch den Admiral, und dieser Elende ist mir alsdann um hundert Schritte voraus! Dann steht sein Dienststeifer größer aus, als der meine! O — an Gründen mich zu stürzen fehlt es dann nicht. Babienka selbst läuft mit seiner Nachricht zu meinem Feinde. Was gilt in dieser Welt Ehrenwort und Eidschwur — was Dankbarkeit, was Treue! Alles — alles käuflich! In der Wiege schon giebt der Vater sein Kind für einen Preis dem Laster hin, und das Kind, wenn es groß wird, verkauft seinerseits wieder den greisenhaften Vater! — Eidschwüre kauft man wie Zwiebeln auf dem Markte, scheffelweise. Männer bezahlen mit ihrer Ehre die Schulden ihrer Buhldirnen, die ihrerseits mit dem gestohlenen Gelde ihre Liebhaber honoriren! Alles Schein! Alles Lüge! Da kommen zwei Masken! (Er legt seine Larve vor.) Ich darf nicht länger hier weilen! — (Nach einer Pause.) Fort in die Gemächer über die verborgene Treppe. (Ab.)

Fünfte Scene.

Anatol. Golmick.

Anatol (in reicher fantastischer Kleidung, ohne Larve). Bist Du Deiner Sache gewiß, Spitzbube!

Golmick (als Türke maskirt, wie Babienka). Beim Barte des Propheten! Ihr könnt mir die seidene Schnur zuschicken, Prinz, wenn ich Euch belüge.

Anatol. Ein hänfener Strick wird denselben Dienst thun. Also im blauen Domino?

Golmick. Im blauen Domino mit dem weißen Sammethut und der Agraffe von Brillanten.

Anatol. Und Du weißt, daß dies die Prinzessin ist und keine andere?

Golmick. Es müßte denn des Teufels Großmutter sein, Prinz

Aber die alte Frau geht wohl nicht mehr auf die Maskenbälle. Oder Afanasja müßte mich belogen haben. Zwei Fälle, die beide nicht anzunehmen sind.

Anatol. Afanasja ist die Kammerdame der Kaiserin. Sie kann es wissen. Bleib' in ihrer Nähe.

Golmick. Unmöglich, gnädiger Herr. Ein solcher Abend ist für Diplomaten meines Kalibers ein Aehrenfeld, wo jede Aehre hundertfältig trägt und wo selbst das ausgedroschene Stroh unser Einem noch gut bezahlt wird. Außerdem muß ich meinem Herrn, dem Sultan auf Schritt und Tritt folgen. Er hat die siebente Flasche im Leibe und da fängt der Halbmond an sich in Wolken zu hüllen. Ich bin eine solche Wolke und verdecke die Flecken im Monde, wenn sie der übrigen Welt sichtbar werden.

Anatol. So geh —

Golmick. Noch Eins, gnädiger Herr. Ihr verzeihet eine Frage. Wie ist's denn mit der kleinen Kolonie, die Ihr in Eurem Hanse anlegen wolltet?

Anatol. Schweig', Schurke, es war eine vorübergehende Laune.

Golmick. Also der Bastard hat gesiegt. Er hat richtig die Taube aus den Krallen des Habicht gerissen. Oder sollten diese Krallen nicht mehr gut fassen? — Mir hätte er kommen sollen! Dieser verwünschte „ehrliche Mann", der mich einen Schelm nennt.

Anatol. An diesen Titel solltest Du gewöhnt sein.

Golmick. Gnädiger Herr. Unter Brüdern duldet man wohl einen Scherz, nicht aber unter Fremden.

Anatol. Unverschämter! Geh! Ich sah die Maske auf uns zu kommen.

Golmick. Gute Verrichtung! (Ab.)

Sechste Scene.

Elisabeth (in der eben beschriebenen Maske). Anatol.

Anatol (die Larve vorlegend). Pst! Schöne Maske!

Elisabeth (bleibt stehen und sieht sich Anatol von Kopf bis zu Füßen an, bei Seite). Es ist Prinz Babiekoff.

Anatol (ihren Arm fassend). Kein Geheimniß zwischen uns, Maske. Ich weiß, wer Du bist.

Elisabeth (wendet sich ab).

Anatol. Die Sprache dieser Augen kenne ich. (Sich umsehend.) Die Zeit drängt! Man wird uns nicht lange so allein lassen. Natalie!

Elisabeth (bei Seite). Ich bin gerettet.

Anatol. Die Eifersucht meines Vaters bewacht jeden meiner Schritte und schließt mich unerbittlich von Dir ab, Cousine. Sein ehrgeiziger Plan erfüllt ihn ganz und er bringt ihm jedes Opfer. Was gilt in seinen Augen das Glück seines Kindes! — Natalie, in sechs Monaten hab' ich Dich nicht sehen, nicht sprechen dürfen. Endlich wag' ich es — unter dieser Verkleidung —

Elisabeth. Pst!

Anatol. Laß die unnöthige Vorsicht! Es hört uns Niemand. Hier im Geräusch des Festes, wo Tausende durch einander irren, Jeder seine Zwecke verfolgt, darf sich die bedrängte Liebe frei aussprechen. Natalie, mein Entschluß steht fest — laß uns fliehen! — Nicht anders entrinn ich den Fesseln meines Vaters.

Elisabeth (macht eine abwehrende Bewegung).

Anatol. Ich weiß, was Du ſagen willſt. Die Kaiſerin — aber glaub' es nicht. Sie wählt mich nicht, und ich — würde unendlich elend an Ihrer Seite ſein

Eliſabeth (zeigt ihr Erſtaunen).

Anatol. Du ſchrickſt zurück! Wenn die Kaiſerin dies hörte. Sei ohne Sorge, ſie hört es nicht, ſie wird es nie erfahren. Und wenn ſie es erführe: Eliſabeth denkt groß, ſie wird ſich nicht rächen, ſie würde das Band nicht zerreißen wollen. (Auf den Knieen.) Natalie! Jetzt oder nie! Mein Vater wird mir nicht lange mehr Zeit laſſen. Die Kaiſerin ſeinem ewigen Drängen nachgebend, willigt ein und auf ewig iſt das Glück meines Lebens dahin.

Eliſabeth (ihm einen Wink gebend, daß er aufſtehe, geht beſorgt rückwärts).

Anatol. Du zürnſt, Du weichſt mir aus! Ich bin verloren. O Natalie! Ich ſtürze mich in Ausſchweifungen, ich ſuche wilde Genüſſe auf, bloß um Dein Bild zu vergeſſen. Vergebens! Immer neu taucht Dein Antlitz als das der Ruhe und des Glücks in mir auf! Rette, rette mich! (Die Prinzeſſin erſcheint im Hintergrunde in völlig gleicher Maskenkleidung.)

Eliſabeth (winkt Anatol ſich zu entfernen, indem ſie auf die Prinzeſſin zeigt).

Anatol (bei Seite). Himmel! Da iſt eine zweite, ganz gleiche Maske! Wenn Sie es nicht geweſen wäre, wenn der Schurke Golmick mich betrogen hätte! Wahnſinniger, der ich war, ſo weit zu gehen. (Zieht ſich zurück.)

Siebente Scene.

Anatol. Eliſabeth. Natalie. Anton (bald darauf in ungariſcher Nationaltracht).

Eliſabeth (zu Natalie). Ich habe eben Deine Perſon geſpielt, ſpiele Du jetzt die meinige.

Natalie (Anatol bemerkend und verſtohlen mit dem Fächer auf ihn zeigend). Dort?

Eliſabeth (nickt bejahend und lacht).

Natalie. Und wer?

Eliſabeth (wie oben). Das iſt mein Geheimniß. (Bemerkt Anton.) Da kommt er! Wie ſchön! Nicht wahr, er ſieht wie ein junger Fürſt aus?

Natalie. Sprich, um Gotteswillen, wer iſt die Maske dort?

Eliſabeth (nur Anton betrachtend). Er ahnet nicht, daß ein Herz in ſeiner Nähe lebhaft ſchlägt.

Natalie (für ſich). Sollte das Anatol ſein? Unmöglich!

Anton (ſich nähernd, bei Seite). Eine iſt die Kaiſerin, aber welche?

Anatol (bei Seite). Qualvolle Lage! Welche iſt die Kaiſerin? Ich zittre.

Eliſabeth und Natalie (flüſtern mit einander. Eliſabeth lacht).

Eliſabeth (laut mit leichter Verbeugung gegen Natalie). Ganz wie Ew. Majeſtät befehlen.

{Anatol. Alſo war es doch Natalie!

{Anton. Dieſe iſt die Kaiſerin.

Natalie (zieht ſich zurück. Anatol nähert ſich ihr und ſpricht leiſe).

Eliſabeth (bleibt im Vordergrunde und erwartet Antons Annäherung).

Anton (bei Seite). Es iſt die junge Dame, die ich in der Nähe

der Fürstin sah. Güte und Edelsinn leuchten aus ihren Blicken, ich darf mich ihr vertrauen.

Elisabeth (bei Seite). Er ist verwirrt! Ein Zeichen, daß er mit mir empfindet. Seine Auge schweift dorthin, wo er mich zu finden wähnt. Er ist nicht kühn genug, so sei denn ich es! Ich muß das Geständniß von seinen Lippen erhaschen.

Anton. Maske!

Elisabeth. Wen sucht Ihr?

Anton. Die Vertraute der Kaiserin.

Elisabeth. Die bin ich.

Anton. Wollt Ihr auch vielleicht die meinige sein?

Elisabeth. Was habt Ihr mir zu vertrauen?

Anton. Werdet Ihr mich auch nicht verrathen?

Elisabeth. Fürchtet Ihr das? Habt Ihr so wenig Muth?

Anton. Nennst Du das für einen Mann zu wenig Muth haben, wenn er seine Blicke auf eine unerreichbare Höhe richtet?

Elisabeth. Ich verstehe Euch nicht.

Anton. Ach!

Elisabeth. Ihr seufztet?

Anton. Der Kopf ist mir verwirrt! Die Sinne taumeln mir. Ich möchte fliehen und doch hält mich ein allmächtiger Zauber fest. Warum mußte ich sie erblicken?

Elisabeth. Wen?

Anton. Frage mich nicht, Maske. Bitte sie nicht! Bitte von der Kaiserin, daß sie uns, daß sie mich entläßt.

Elisabeth. Haßt Ihr die Kaiserin?

Anton. Ich sie hassen? Sie, die wie eine Gottheit so schön und so gütig ist. Ich bewundere — ich — ich — liebe sie!

Elisabeth (bei Seite, entzückt). Ich bin geliebt! (Laut.) Unglückseliger!

Anton. Ja, ich weiß, daß ich ein Verlorner bin. Ich breche die frommen Bande, die ich früher gehalten, ich verletze ein heiliges Wort, das ich gegeben. (Verhüllt sein Antlitz.)

Elisabeth. Weh Euch!

Anton. Ja, weh mir! Und doch kann ich nicht anders. — Wie eine Sonne leuchtet ihr Bild in meine Nacht. Bittet, daß sie mich rasch entläßt! Doch nein, bittet es nicht, denn wenn sie mich nun entließe, wenn sie mich aus ihrer Nähe fortschickte — ich ginge nicht.

Elisabeth (bei Seite). Musik des Himmels für mein Ohr!

Anton. Was sagt Ihr?

Elisabeth. Entfernt Euch jetzt. Ihr sollt von mir hören.

Anton. Ich gehe, mein Geschick lege ich in Eure Hand. (Ab.)

Natalie (die mit Anatol gesprochen, und diesen bewogen hat sich zu entfernen, auf Elisabeth zueilend).

Achte Scene.

Elisabeth. Natalie. Darauf Anna und Iwan.

Elisabeth (Natalie umarmend). Natalie — ich bin glücklich!

Natalie. Auch ich bin es!

Elisabeth. Du? Was ist geschehen?

Natalie. Darf ich die Frage an Ew. Majestät richten?

Elisabeth. Du sollst es wissen. Wer naht sich? — Wie lästig diese Störrungen sind! Man schließe die Vorhänge. Ich will allein sein.

(Draperien ſchließen den Vorgrund vom Tanzſaal ab. Zwei Hellebardiere in alterthümlicher Tracht ſtellen ſich auf. Ein Page im Hintergrunde. Iwan iſt mit Anna eingetreten, und bleibt unbeweglich im Hintergrunde ſtehen.)

Eliſabeth. Wer iſt da? Wer wagt es unangemeldet einzudringen?

Iwan (hervortretend). Ich bin es.

Eliſabeth. Iwan!

Anna (wirft ſich der Kaiſerin zu Füßen).

Eliſabeth. Was ſoll das? Wer iſt dies Mädchen?

Iwan (immer in unterwürfigem Ton und gleicher Geberde). Es iſt die Braut des jungen Ungarn.

Eliſabeth (der Knieenden den Rücken kehrend). Sie ſoll ſich entfernen, ich will ſie nicht ſehen. Iwan Petrowitſch, bringt ſie ſogleich wieder fort.

Iwan (bleibt unbeweglich).

Eliſabeth. Nun? Habt Ihr nicht gehört?

Iwan. Der Soldat möchte gern mit ſeinem Chef ein paar Worte allein ſprechen.

Eliſabeth (winkt, Natalie macht eine tiefe Verbeugung und entfernt ſich rechts).

Neunte Scene.

Eliſabeth. Anna. Iwan. (Pauſe. Iwan kommt in den Vordergrund.)

Eliſabeth. Euer Begehr, Iwan Petrowitſch? Mißbraucht meine Gnade nicht; verletzt mein Ohr nicht, das ich Euch gütig leihe, durch zudringliche Bitten. Ihr beläſtigt mich, indem Ihr jeden geringfügigen Gegenſtand zum Vorwand nehmt, um mir Eure Gegenwart aufzudringen.

Iwan (ſchweigt).

Eliſabeth. Nun, was ſoll's? Sprecht!

Iwan. Der Soldat bittet nichts für ſich. Er kommt auch nicht, Dir ſein Antlitz zu zeigen, das Du nicht gern mehr ſiehſt, um einen geringfügigen Gegenſtand vor Dein Ohr zu bringen. Es iſt eine arme, verfolgte Familie, die ihn zu ihrem Beſchützer angenommen hat. Sein Freund, deſſen Tochter und ihr Verlobter. Du läſſeſt den Vater und die Tochter ziehen, aber den Verlobten — hältſt Du zurück.

Eliſabeth. Ich — ihn zurückhalten? Welch freches Wort! Er ſelbſt will bleiben.

Iwan. Er ſelbſt? Freilich, wer in die Sonne tritt, wird geblendet. Gebieterin, Du weißt ſelbſt, die Großen dieſer Erde haben tauſend verführeriſche Reize. Wer kann den Mächtigen widerſtehen? Ich bin ein Sohn des Volkes, ich verſtehe die Sprache der Höfe nicht, doch deſſen bedarf es auch nicht. Sieh hier dies Mädchen! Du biſt Kaiſerin, ſie iſt eine arme Bäuerin! Du beſitzeſt eine halbe Welt, ſie hat nichts als nur ein, aber ein koſtbares Gut. Du willſt es ihr nehmen. O Herrſcherin über Millionen, nimm der Armen nicht ihr einziges Goldſtück! Kannſt Du die Thräne in ihrem Augen ſehn? dieſe Thräne klagt Dich an, daß Du — ſelbſt ein Weib — einem Weibe grauſam wehe thuſt. Wenn ich die Gabe der Rede beſäße, ich wüßte Dich durch ſchöne Worte zu rühren, aber ich bin ein Kind des Lagers, unter Waffen groß geworden, die rauhe, ungezwungene Sprache des Kriegers iſt die meinige. Darum komm ich, Dir nur einfach zuzurufen: Erbarme Dich dieſes Mädchens. Gieb ihr ihren Geliebten wieder. Das Glück und den Reichthum ihres Lebens! Kann es Dir Glück bringen, räuberiſch einzudringen in den Frieden eines

armen, ſtillen Hauſes, das glückliche Menſchen barg, bevor Du darin erſchienſt? Hat Dich der Herr mit Allmacht und Größe geſegnet, damit Du das Gebäude der Wohlfahrt Deines Nächſten zertrümmerſt? Auf der Höhe, auf der Du ſtehſt, kannſt Du das Leid und den Kummer nicht ermeſſen, der in der Tiefe wüthet. Danke daher dem gütigen Rathgeber, der Dir zeigt, welche Wege Du wandeln ſollſt, um Segen in Fülle überall hin zu verbreiten. Denn Segen mußt Du verbreiten, dafür hat Dir Gott dieſe blitzende Krone gegeben, die über alle Länder der Erde hinſchimmert. Dazu gab das Geſchick Dir dieſen Heldenkaiſer zum Vater, der Dir das Vorbild und Muſter ſein ſollte! Nun ſprich! — Es koſtet Dich nur ein Wort! Das Wort: „Ziehet hin!“

Eliſabeth (ſchweigt).

Iwan. Du ſprichſt es nicht aus? Du ſchweigſt? Elilabeth — beſinne Dich!

Eliſabeth. Genug! Dieſes Mädchen wird in drei Tagen ſich verheirathen. Ich ſelbſt werde ihre Ausſtattung beſorgen. Sie wähle ſich einen Mann. Ihr, Iwan Petrowitſch, ſeht, daß mein Befehl befolgt wird.

Anna. Gerechter Himmel, ſo iſt mein Elend entſchieden! (Fällt in Ohnmacht.)

Iwan (fängt ſie in ſeinen Armen auf). Armes Kind, ſie weiß ſo viel Gnade nicht zu würdigen.

Eliſabeth (winkt, daß ſie ſich entfernen ſollen). Verlaßt mich!

Iwan (bei Seite). Die Weiber! Die verdammten Weiber! (Zu Anna, die ſich auf ſeine Schulter ſtützt.) Komm, meine Kleine, komm! Die Kaiſerin verläßt Dich, der Soldat wird Dich beſchützen! — (Abgehend.) Es bleibt beim letzten Mittel! (Mit Anna ab.)

Zehnte Scene.

Eliſabeth (allein). (Später) Titoff.

Uebermüthiger, Du wirſt mir zu dreiſt — es iſt die höchſte Zeit, Dich zu bändigen! (Geht gedankenvoll umher. Pauſe.) Ein raſcher Entſchluß führt mich raſch zum Ziele. Sie wollen, daß ich mich vermähle! Wohl, ich folge ihrem Verlangen, aber mein iſt die Wahl! Kein fremder mir aufgezwungener Mann ſoll die Seite an meinem Throne einnehmen, ich ſelbſt will den Erkornen die Stufe hinaufführen! — (Pauſe.) Was that mein erlauchter Vater? Keine Prinzeſſin Europa's war es, die er an ſeine Heldenbruſt heranzog, ein Kind des Volkes, ſeines Volkes ließ er mit dem Purpur bekleiden! — (Pauſe.) Ich bin ſeine Tochter! Sein Geiſt ruht auf mir! Sein Wille beherrſcht mich! Mögen ſie murren, die Sclaven zu meinen Füßen, ich bin Herrſcherin! Mein Wille — einmal ausgeſprochen, gilt als Geſetz! Wohlan, ich gebe dieſem unermeßlichen Reiche einen Herrſcher. O welch ein Glück, den Geliebten aus dem Staube der Niedrigkeit in die Strahlenglorie der Macht emporzuziehen! Aus ſeinen trunkenen Blicken die Fülle des Dankes zu ſchöpfen für die überreiche Gabe! — Er ſtaunt, er wagt nicht zu hoffen — da überſtürzt ihn das Glück mit ſeiner Fülle von Schätzen! Und auf der Schwelle des Tempels dem Glück den Weg zeigend, ſteht von einer Glanzwolke umgeben — die Geliebte!

Titoff (tritt ein).

Eliſabeth. Ihr kommt zur guten Stunde, Kanzler! Verkündet der

Hauptſtadt: Meine Wahl ſei getroffen! Ich werde mich vermählen! (Geht raſch ab.)

Titoff (erſchrickt und bleibt ſprachlos ſtehen).

(Der Vorhang fällt.)

Vierter Act.

(Ein Zimmer im kaiſerlichen Pallaſt.)

Erſte Scene.

Fürſt Babiekoff. Kammerherr.

Fürſt. Ich erſuche Euch, Graf, mich bei Ihrer Majeſtät zu melden.

Kammerherr. Die Kaiſerin hat ſoeben den Balliaal verlaſſen.

Fürſt. Ich weiß es, indeſſen iſt es noch nicht Mitternacht. Sie pflegt an ſolchen Tagen nicht vor drei Uhr ſich in ihre Gemächer zurückzuziehen. Meldet mich.

Kammerherr. Ich werde den Verſuch wagen. (Ab.)

Fürſt (einen Brief hervorziehend). Es iſt das einzige Rettungsmittel! Raſch muß hier gehandelt werden. Noch iſt ſie vielleicht umzuſtimmen. Es muß ihr dargeſtellt werden, als hätte ein ſinnberückender Rauſch die Seele erfaßt und auf die Lippe jene wahnſinnigen Worte geſendet. O, ich unglückſeliger Vater, mußte ein einziger Schlag das ganze Gebäude meiner lang gehegten Hoffnungen zertrümmern. Man kommt! Er iſt's!

Zweite Scene.

Der Fürſt. Anatol.

Anatol (wirft ſich dem Vater zu Füßen). Ihren Segen, mein Vater! Ich verlaſſe noch in dieſer Nacht Petersburg. Fern in die Einöden des Kaukaſus will ich mein Elend und meine Schande begraben.

Fürſt. Hinweg aus meinen Augen!

Anatol. Verſtoßen Sie mich, aber rauben Sie mir nicht Natalien.

Fürſt. Schweig!

Anatol. Geben Sie uns Ihren Segen und laſſen Sie uns fern vom Hofe unſere Tage beſchließen.

Fürſt. So wenig fühlſt Du den Stachel des Ehrgeizes! Du biſt mein Sohn nicht.

Anatol. Sie haben mich wie Ihren Sclaven erzogen, nicht wie Ihren Sohn; willenlos habe ich mich Ihren Plänen fügen müſſen, nie haben Sie die Stimme meines Herzens ſprechen laſſen. Um dieſe ſchmerzliche Leere in meinem Buſen zu füllen, ſtürzt ich mich in den Strudel verächtlicher Genüſſe. Ich war dazu beſtimmt, ein guter Sohn zu ſein, ein treuer Geliebter, ein guter Gatte, Ihre Strenge hat mich zum Wüſtling gemacht!

Fürſt. Das der Dank für ein raſtloſes Streben, Dich auf die höchſte Staffel der Macht zu heben! Du biſt mein einziger Sohn, durch Dich hoffte ich mein erſterbendes Geſchlecht zu neuem Glanze zu heben. Ich wußte nicht, daß ich auf die Schulter eines Feigen, eines Schwächlings dieſe koſtbare Laſt legte.

Anatol. Vergeſſen Sie dieſe hochfliegenden Pläne, mein Vater. Wenden Sie ganz Ihre Blicke der Zukunft Ihres Kindes zu.

Fürſt. Raſender! dieſen Rath wagſt Du mir zu geben? Ich ſoll das Spiel für verloren erklären, ehe ich noch das Letzte, das Aeußerſte gewagt?

Anatol. Was wollen Sie unternehmen? Sie hat aus meinem eigenen Munde vernommen, daß ich ſie nicht liebe, daß ich nur gezwungen ihrem Befehle folgen würde, wenn ſie mir den Thron anböte.

Fürſt. Gezwungen? Zu einem Thron gezwungen! Hahaha! Doch ſei ruhig, einen Schwächling würde die Tochter Peters nie gewählt haben.

Anatol. Sie beleidigen mich, mein Vater. Ich beſitze Muth, nur nicht den Muth, gegen ein Herz zu kämpfen, das die Natur ungeſtüm und ſelbſtwillig ſchuf. O, mein Vater, ſchicken Sie mich nicht im Zorne von ſich. Mit Ihrem Fluche beladen würde ſelbſt an Natalien's Seite mir kein Glück blühen.

Fürſt. Sieh auf. Du ſollſt nicht fort. Ich werde mit der Kaiſerin ſprechen — noch in dieſer Stunde.

Anatol. Vergebens, mein Vater! Hoffen Sie nichts! Das unglückſelige Mißverſtändniß hat über mein Geſchick entſchieden! Sie wird — ſie darf mir nicht verzeihen.

Fürſt. Ich werde meinen ganzen Einfluß, mein volles Anſehn aufbieten — Ich höre kommen — Geh! Man wird mich zur Kaiſerin rufen. Vielleicht kommt ſie ſelbſt. Sie darf Dich hier nicht ſehn. Bleib in der Nähe, verlaß den Pallaſt nicht.

Anatol. Ich gehorche, mein Vater. (Ab.)

Zweite Scene.

Titoff. Fürſt Babiekoff.

Titoff (b. S.) Der Fürſt! Er will zur Kaiſerin! Sollte er ſchon wiſſen?

Fürſt (bei Seite). Der Kanzler: Um dieſe Stunde! Er will zur Kaiſerin. Sollte ihm ſchon bekannt ſein?

Titoff (bei Seite). Babienka gelobte mir doch tiefes Geheimniß. Aber Babienka iſt ein Schurke.

Babiekoff (bei Seite). Sollte die Kaiſerin ihm vertraut haben? Unmöglich. Durch meine Nichte etwa? Nein, ſie wird die Schande ihres Hauſes nicht meinem Feinde offenbaren? Ich muß herauszubringen ſuchen, was ihn herführt.

Titoff (bei Seite). Man muß ihn auszukundſchaften ſuchen. (Laut und mit einer tiefen Verbeugung.) Herr Großadmiral —

Babiekoff (ebenſo). Herr Kanzler —

Titoff. Die Kaiſerin hat das Feſt bereits verlaſſen —

Babiekoff. So hör' ich.

Titoff. Ziemlich zeitig. Sie wird noch zu ſprechen ſein.

Babiekoff. Ihr wünſchet —

Titoff. Ich? Nein — aber Ihr, Herr Großadmiral — vielleicht eine Siegesbotſchaft, die Ihr Euch beeilet, der Gebieterin zu hinterbringen von unſerer Flotte im Bosporus.

Babiekoff. Die Zeit der Siege iſt für uns vorüber.

Titoff. Für Euch, Herr Admiral? Das Alter! Die Unbequemlichkeit zur See! Ihr wünscht Ruhe.

Babiekoff. Zum Teufel, Freund Gregory, wie kommt Ihr zu dieſer Sprache? Seh ich aus wie ein gichtbrüchiger Greis!

Titoff. Platen Waſiljewitſch, Eure ehrgeizigen Pläne haben Euch vor der Zeit gebrechlich gemacht. Seht mich an, ich erhalte mich rüſtig; Nehmt an mir ein Beiſpiel, wie man ſeine Leidenſchaften bezähmen muß.

Babiekoff. Wie man ihnen fröhnen ſoll, Freund Gregory, da gebt Ihr das Beiſpiel. Meine Thaten kennt die Welt, doch Eure Schleichwege ſind nur wenigen Eingeweihten bekannt. Ihr liebt die Hintertreppen, Freund Gregory, während ich offen durch das Portal des Hauſes eingehe. Mich hat der Degen groß gemacht, daraus mache ich kein Hehl. Euch aber Hofintriguen —

Titoff. Es giebt Leute, die Euch noch in der Verbannung geſehn; nur die Gnade dieſer Kaiſerin rief Euch zurück.

Babiekoff. Nicht die Gnade, Herr Kanzler. Schuldiger Dank für geleiſtete Dienſte. An meiner Hand ſtieg die junge Fürſtin die Stufen des Thrones hinauf —

Titoff. Welche Vermeſſenheit! Wollt Ihr die Gebieterin zu Eurer Creatur machen?

Babiekoff. Ihr wollt ſie zu der Eurigen machen. Doch überhebt Euch nicht. Man weiß, wie Ihr zu Amt und Würden kamt, der Leibkoch wurde einſt ſchnell zum Czaaren gerufen. Er hatte einen befleckten Rock an, Ihr triebt Euch gerade in der Nähe der Küche herum, zogt raſch Euren Rock aus und da Kleider Leute machen, ſo machte Euch Euer Rock zum — Kanzler!

Titoff (wüthend). Großadmiral! Ihr vergeßt, mit wem Ihr ſprecht!

Babiekoff. Wenn ich's vergäße, ſo könnte es Euch nur von Nutzen ſein.

Titoff. Man weiß, wie weit Ihr den frechen Ehrgeiz treibt — Euren Sohn wollt Ihr der Gebieterin aufdringen.

Babiekoff. Und ihr nehmt holländiſche Dukaten, um ein gut Geſchäft als Ehepreurator zu machen.

Titoff. Das iſt zu viel! Ihr werft mir Käuflichkeit vor? Das fordert blutige Genugthuung.

Babiekoff (lachend.) Nehmt ſie. — Ihr ein Held der Feder und Blut?

Page (tritt ein, übergiebt dem Kanzler einen Brief und geht ab).

Titoff. Von Ihrer Majeſtät (erbricht das Siegel). Was werden dieſe Zeilen enthalten? (Lieſt, wankt und hält ſich an dem Tiſch.) Ich bin vernichtet!

Babiekoff. Was iſt's?

Titoff. Sie vermählt ſich. Ich ſoll Ihre Entſcheidung der Hauptſtadt kund machen, morgen in den erſten Frühſtunden.

Babiekoff. Und wen wählt ſie? Um Gotteswillen, wen?

Titoff (mit ſchwacher Stimme). Weder Euren, noch meinen Candidaten.

Babiekoff. Steht das im Briefe?

Titoff. (ihm das Schreiben hinreichend.) Da — leſet ſelbſt! Sie behält ſich vor den Namen uns bekannt zu machen.

Babiekoff (hat geleſen und giebt den Brief zurück). Herr Großkanzler!

Titoff. Herr Großadmiral!

Babiekoff. Vergeßt die Worte, die ich vorhin in der Uebereilung und im Unmuthe sprach. Fort mit allem Groll! Keine Eifersucht zwischen uns! Dieser Schlag entscheidet. Wir müssen zusammen wirken, wir müssen Freunde sein.

Titoff. Hm, darf man Euch trauen, Freund Wasili?

Babiekoff. Eurem einzigen Bruder könntet Ihr's nicht besser.

Titoff. Es ist wahr, wir haben beide zu fürchten.

Babiekoff. Alles.

Titoff (bei Seite). Wenn ich mich halte, so geb' ich selbst Dir den Stoß, damit Du fällst.

Babiekoff. Was sagt Ihr?

Titoff. Daß mir Euer Verschlag gefällt, Fürst! Daß Ihr aber ein schlauer Fuchs seid —

Babikoff. Ihr verkennt mich. Ich war stets Euer ergebener Freund.

Titoff. So wie ich der Eurige (bei Seite). Verdammte Lüge.

Babiekoff. Wißt Ihr ein anderes Mittel, so nennt es. Halten wir zusammen, so ist die Kaiserin in unsern Händen. Macht Einer sie dem Andern streitig, so entschlüpft sie uns. Wir sind verloren, wenn sie ihren Willen durchsetzt.

Titoff. Und sie wird ihn durchsetzen — Ich kenne sie, den Eigensinn hat sie vom Vater.

Babiekoff. Nun denn, hier meine Hand.

Titoff. Hier die meinige.

Babiekoff. Und Schmach dem, der den Andern verräth.

Titoff. Meine eigenen Worte.

Babiekoff. Gut! (Bei Seite). Jetzt vor allen Dingen muß ich den Namen des Auserkornen wissen (zu Titoff). Wen kann sie gewählt haben.

Titoff. Ja, wen? (Bei Seite.) Ich werde es in der nächsten Stunde schon wissen.

Babiekoff. Da kommt Nachricht. (Kammerherr tritt auf.)

Kammerherr (mit tiefer Verbeugung gegen den Kanzler und den Admiral). Excellenzen zu melden: Ihre Majestät haben sich bereits in Ihre Gemächer zurückgezogen. Es wird Niemand mehr vorgelassen. (Ab.)

Babiekoff (ihm nacheilend). Aber mein Herr! Ich muß — vergebens, er er ist fort! (Kehrt zurück.)

Titoff (ihm ebenfalls nacheilend). Alerei Kanieff, so hört doch! — Das ist ein böser Streich. Ich muß sie heut Nacht noch sprechen.

Babiekoff (bei Seite). Es leidet durchaus keinen Aufschub. Ich gehe meine Nichte aufzusuchen. Durch sie öffnet sich mir die Thür (zu Titoff). Euer gehorsamer Diener, Freund Gregory.

Titoff. Ganz zu Euren Diensten, Freund Wasili.

Babiekoff. Es bleibt dabei. Wir wirken zusammen?

Titoff. Als gute Freunde. (Babiekoff ab.)

Titoff (sieht ihm nach). Geh nur, Dummkopf. So weit wie Du siehst, seh ich auch. Ich habe Männer zu Fall gebracht, die etwas fester standen, wie Du stehst. Er geht seine Nichte aufsuchen! Er wird sie nicht finden! Sie ist bei der Kaiserin. Unterdessen muß ich die versteckte Treppe aufsuchen, die ich vor langen Jahren — Gregori, Dein Haar ist unterdessen grau geworden — zu der schönen — still die Wände haben Ohren — führt! den Schlüssel hab ich und der Gang wird offen sein. So gelange ich in das Schlafgemach der Kaiserin. Sie wird erschrecken! Vielleicht komm ich hinter Geheimnisse! Gleichviel! Mein grenzloser Dienst-

eifer: Die Depeſchen! Die ausgebrochene Empörung! Die Nähe der Gefahr, die ich noch näher rücke, als ſie ohnedies iſt! Alles dies iſt Entſchuldigung und Vorwand zur Genüge! Zuerſt zu Babienka. Möchte der Schuft mit ſeinen Nachrichten nur — (ſieht nach der Uhr). Es iſt nah an Eilf! Ich eile!

Dritte Scene.

Golmick (tritt raſch ein). Titoff.

Golmick. (ſich überall umſehend). Gut, daß ich Euch treffe, Herr Kanzler. Im ganzen Schloſſe ſucht' ich bereits.

Titoff. Was haſt Du?

Golmick (verſiegelte Papiere hervorziehend). Die Depeſchen! Der Polizeipräſident —

Titoff. Still! Gieb her! (Bei Seite.) Ich ſiege!

Golmick. Ich wünſche —

Titoff. Was wünſchenſt Du? Du ſollſt morgen erhalten, was Du wünſcheſt. Komm in der Frühe zu mir. Jetzt geh! Geh!

Golmick. Ich hätte die Papiere —

Titoff. Dem Admiralen geben können, Schurke. Ich weiß es!

Golmick. Der Herr Großadmiral haben aber ſo große Schulden —

Titoff. Und ich habe keine! Du wirſt läſtig, geh — geh —

Golmick. Ew. Excellenz könnten für mein ganzes Lebensglück ſorgen. Ich liebe die Kammerfrau der Kaiſerin. Ich werde heute Nacht mit ihr entlaufen. (Lächelnd.) Das heißt mit ihren Diamanten. Sie ſelbſt werde ich auf der nächſten Station ſitzen laſſen.

Titoff. Und was ſoll ich dabei?

Golmick. Mir den Rücken decken.

Titoff. Unverſchämter!

Golmick. Daß man mir nicht nachſetzt — bis ich die Grenze gewonnen.

Titoff. Geh! Geh!

Golmick. Der Großadmiral iſt noch im Schloſſe!

Titoff. Teufel, ſo geh! Das heißt: laufe! Ich bin immer ein Beſchützer der Liebenden geweſen.

Golmick. Meine Diamanten danken beſtens. (Ab.)

Titoff (eilig durch die Mitte ab).

Verwandlung.

Schlafgemach der Kaiſerin. Eine Lampe leuchtet von der Decke herab.

Vierte Scene.

Eliſabeth. Natalie.

Eliſabeth (die Thür ſchließend). So! Jetzt iſt die Welt für uns abgeſchloſſen! Wir ſind allein. (Eilt auf Natalie zu und ſchließt ſie heftig in die Arme.) Zwei glückliche, verliebte Mädchen.

Natalie. Das Feſt dauert fort.

Eliſabeth. Laß es. Was gehen uns die Feſte an. Die glückliche Liebe will einſam ſein und ſich ihres Triumphes freuen. Natalie, dieſe Stunde wiegt eine Krone auf.

Natalie. Du biſt außer Dir.

Eliſabeth. Ja — ja! Jung, verliebt —

Natalie. Allmächtig.

Eliſabeth. Durch alle meine Adern wallt Entzücken! Laß uns jetzt jede kleine Einzelheit unſers Glückes nach empfinden. Laß uns jedes ſeiner Mienen, ſeiner Worte in's Gedächtniß rufen. Das iſt das Glück der Liebe. Sprich es aus: Er iſt ein ſchöner Mann.

Natalie (lächelnd). „Er iſt ein ſchöner Mann!"

Eliſabeth. Nicht doch! Mehr Nachdruck auf „ſchön" mußt Du legen. Nun, ſag es noch einmal!

Natalie. Er iſt ein ſchöner Mann!

Eliſabeth. Das war ſchon beſſer! Nun höre mich! Er iſt ein ſchöner Mann! Und der ſchöne Mann — iſt mein.

Natalie. Wie plötzlich iſt dieſe Liebe gekommen.

Eliſabeth. Ein Augenblick ließ ſie werden, o ewig wird ſie dauern.

Natalie. Du kannſt Deinen Willen durchſetzen.

Eliſabeth. Das werde ich. Mit welchem ſtolzen Lächeln werde ich morgen die Nachricht verkündigen! Durch alle Straßen des unermeßlichen Reiches wird die Botſchaft eilen! Die Städte werden ſtaunend horchen. In den Kirchen werden die Gläubigen beten! Kanonendonner und Glockenſchall werden es in ferne Wüſten tragen — die Nachricht, daß ein Weib den Mann ihrer Liebe gefunden. Iſt das nicht ſeltſam. Wie viel tauſend Herzen wählen in dieſem Reiche — und dies eine hier in der Bruſt hat das Vorrecht eine Welt im Tumult zu ſehen bei ſeiner Wahl.

Natalie. Weiß er ſchon um Deinen Entſchluß?

Eliſabeth. Wie ſollte er! Erſt die vergangene Stunde hat dieſen Entſchluß geboren.

Natalie. Du ſelbſt willſt ihm ſein Glück verkünden?

Eliſabeth. Ich ſelbſt! Ich geſtehe Dir, Natalie, dieſer Augenblick wird dem zu vergleichen ſein, wo der Kanzler zuerſt mich mit dem Titel: Majeſtät! begrüßte. Wo der alte Mann mit einem Worte eine blitzende Krone auf mein Haupt und ein ganzes Reich mir zu Füßen legte! — Doch ich ſpreche nur von mir. Vergieb! Dieſe Nacht hat auch Dich zur Glücklichen gemacht!

Natalie. Woran mahnſt Du mich!

Eliſabeth. Den Kopf in die Höhe, mein Täubchen. Nicht wahr, Du verſtehſt auch zu girren. Die ſtrenge Natalie, die ſtolze Boyaren-Tochter — ſie fügt ſich auch dem Joch der Liebe, wie es ihre hohe Gebieterin thut. Ach wir ſind einmal geſchaffen, zu lieben!

Natalie. Warum zögerte er ſo lange, ſich mir zu entdecken. Und dann auf dieſem ſeltſamen Wege.

Eliſabeth. M'amie! Er hat dieſen Weg ja nicht gewollt — Mein Himmel, wie wird er erſchrocken ſein, als er erfuhr, wem er ſein Herz ausgeſchüttet! — Wenn ich rachſüchtig ſein wollte! —

Natalie (ihr zu Füßen fallend). Um der ewigen Allmacht Gottes —

Eliſabeth (hebt ſie lachend auf). Biſt Du von Sinnen? Ja — wenn ich ihn geliebt hätte —

Natalie. Dann?

Eliſabeth. Hätte ich ſelbſt mit Dir um ſeinen Beſitz gekämpft.

Natalie. Du biſt ſchrecklich in Deiner Leidenſchaft!

Eliſabeth. Ich bin Kaiſerin!

Natalie. Mein Oheim wird nie ſeine Zuſtimmung geben.

Eliſabeth. Sei ruhig, mein Herz, ich werde Deine Fürſprecherin ſein.

Natalie (küßt ihr die Hand).

Elisabeth (küßt ſie auf die Stirn). Gute Nacht jetzt! Eine ſchöne Braut. Ich bedarf der Ruhe. (Sie öffnet die Thür und entläßt Natalie. Dann klingelt ſie.)

Fünfte Scene.

Afanasja. Elisabeth.

Elisabeth. Komm Afanasja, entkleide mich, ich will zu Bette.

Afanasja. Es iſt noch früh, Majeſtät.

Elisabeth. Wie viel Uhr?

Afanasja. Bald Zwölf. In den Sälen wird noch getanzt.

Elisabeth (ihre Haarflechten löſend). Das iſt weit ab. Hier iſt's ruhig. Biſt Du durch die große Gallerie gekommen?

Afanasja. Durch die Bildergallerie.

Elisabeth. Haſt Du nicht ein erleuchtetes Fenſter bemerkt, gerade am Eingang des anſtoßenden Flügels. (Nickt und lächelt.) Das ſind ſeine Gemächer. Ich bin eiferſüchtig. Ich laß Ihn nicht fort. Er iſt ein Gefangener. (Lacht.)

Afanasja. Von wem ſprechen Ihre Majeſtät?

Elisabeth. Frage nicht — da — dieſe Perlenſchnur! Nimm ſie — ich ſchenke ſie Dir. (Die Schnur fällt zu Boden.) Wie ungeſchickt — das bedeutet was! (Einige dumpfe Donnerſchläge laſſen ſich hören.)

Afanasja. O dieſe Güte, Herrin.

Elisabeth (an's Fenſter gehend). Laß das. Ich gebe Dir morgen mehr! — Morgen! — Morgen! — Wenn dieſe Nacht nur vorüber wäre. Es giebt ein Wetter.

Afanasja. Ich habe eine Bitte —

Elisabeth (ſich vom Fenſter abwendend).

Afanasja. Ich heirathe. (Sich raſch verbeſſernd). Nein, nein, ich heirathe nicht! Ich liebe nur.

Elisabeth (lachend). Närrchen. Alſo auch Du! Alles liebt!

Afanasja. Dürfte ich auf Ihrer Majeſtät Gnade rechnen für meinen Geliebten — (fällt zu Füßen und küßt der Kaiſerin den Rock; heftiger Donner).

Elisabeth. Steh auf! (Aufhorchend.) Was war das für ein dumpfer Ton?

Afanasja. Wo?

Elisabeth. In der Gallerie. (Nimmt ein Licht, zu ihr.) Laßt uns ſehn. (Setzt das Licht ſchnell wieder hin.) Nein, nein, in der Gallerie geht's um.

Afanasja. Majeſtät ſcherzen. Es giebt keine Geſpenſter.

Elisabeth. Schweig! Es giebt welche. (Sie am Arm nehmend, in den Vorgrund führend, und leiſe zu ihr ſprechend.) Weißt Du nicht, daß meines Vaters Geiſt umgeht?

Afanasja. Wo?

Elisabeth. Hier in der Gallerie. Meine Mutter hat ihn geſchaut.

Afanasja. Einbildung, Majeſtät! Nichts als Einbildung!

Elisabeth. Still! War's nicht wieder?

Afanasja. Es war —

Elisabeth (ihr den Mund zuhaltend). Schweig!

Afanasja. So werde ich die Nacht bei Ihrer Majeſtät wachen.

Elisabeth (lächelnd). Nein — nein! Geh! — Frag' mich nicht. Geh! (Plötzlich wieder zuſammenſchreckend.) Horch, daß doch die Liebe und die Geſpenſter denſelben leiſen Gang haben!

Afanasja (bei Seite). Das ſollte nicht ſein. Wenn man auf einen Liebhaber wartet, und es kommt ein Geſpenſt! Umgekehrt ginge es!

Eliſabeth. Was ſagſt Du?

Afanasja. Nichts, Gebieterin! (Bei Seite.) Ich muß eilen. Die dunkle Nacht — das Gewitter! Wenn heute nicht die Flucht gelingt, ſo gelingt ſie nie. Er erwartet mich. — (Laut.) So befehlen Majeſtät, daß ich —

Eliſabeth. Daß Du gehſt — ja!

Afanasja (ihr zu Füßen fallend und in Thränen ausbrechend). Auf immer! (Raſch ab.)

Sechſte Scene.

Eliſabeth. Dann Iwan.

Eliſabeth. Sie geht! Ich höre ihre Schritte in der Gallerie. Noch könnte ich ſie zurückrufen! Nein! — (Sieht aus dem Fenſter.) Der Sturm wüthet unter den Bäumen des Schloßhofs! — Noch einen Blick hinüber in die Gegend, wo er weilt — und dann — zu Bette! (Nähert ſich dem Vorhang, der eine Niſche verdeckt, in der das Bett ſteht, dann hebt ſie raſch den Vorhang und verſchwindet hinter demſelben. Eine Uhr ſchlägt Zwölf. So lange bleibt das Theater leer.)

Eliſabeth (hervorſtürzend). Allmächtiger Gott! (Der Vorhang geht auseinander. Iwan ſteht unbeweglich in der Niſche. Er iſt gekleidet in einen Eiſenpanzer, mit wallendem Haupthaar, einen Scepter in der Hand. Donnerſchläge.)

Eliſabeth (ganz vorn in einen Winkel gedrückt, die Hände vor dem Geſicht). Der Geiſt meines Vaters —

Iwan (mit hohler Stimme). Meine Tochter!

Eliſabeth (flieht in die andere Ecke und ſchweigt).

Iwan. Hörſt Du — meine Tochter!

Eliſabeth (ſchweigt).

Iwan (laut). Eliſabeth!

Eliſabeth. Hier bin ich, Vater. (Donner.)

Iwan (laut). Eliſabeth! Du ſollſt Dir nicht unrecht Gut aneignen. Du trachteſt nach dem Beſitze eines Mannes, der nicht Dein iſt und nicht Dein werden kann. Laß ihn ziehen, ich befehle es Dir! (Bei Seite.) Es geht vortrefflich — ich bin im Zuge.

Eliſabeth. Ich werde gehorchen, Vater. (Sieht ihn ſtarr an, bei Seite.) Ha — was iſt das?

Iwan. Noch in dieſer Nacht vollziehe den Befehl. Laß die Liebenden kommen. Füge ihre Hände zuſammen und entlaſſe ſie reich beſchenkt. So will ich's. Und Alles das nicht heimlich, ſondern öffentlich, damit Jedermann ſehe, daß die Geſalbten des Herrn recht und weiſe handeln, Andern zum Beiſpiel. (Donnerſchläge, Gepolter an der Thür, bei Seite.) Halloh! Was iſt das? Sollte etwa der wirkliche Herr Papa kommen, um mir den Hals umzudrehn? Nur Muth! (Das Gepolter an der Thür währt fort. Laut.) Eliſabeth!

Eliſabeth. Vater!

Iwan. Wirſt Du thun nach meinem Befehle?

Eliſabeth. Ich werde.

Iwan. Gieb Dein Wort.

Eliſabeth. Bei meinem heiligen Eide — ich gebe es. (Donnerſchläge. Das Gepolter an der Thür wird heftiger. Die Thür wird aufgemacht und der Kanzler erſcheint in einem ſchwarzen Mantel vom Kopf

bis zu den Füßen gehüllt. Bei ſeinem Erſcheinen weicht Iwan ein paar Schritte in den Hintergrund zurück. Eliſabeth ſteht ſtarr die neue Erſcheinung an.)

Eliſabeth.
Titoff.
Iwan.
} Was iſt das?!

Titoff (bei Seite). Welche Erſcheinung! (Er weicht zur Thüre zurück.)

Eliſabeth (bei Seite). Es iſt der Kanzler! Gott ſei Dank, ich bin erlöſt — er wird mich retten. (Sie will auf den Kanzler zu, Iwan vertritt ihr den Weg, herriſch zum Kanzler.) Fort! Hinweg — wer Du auch ſeiſt, hier habe ich nur zu ſprechen.

Titoff (bei Seite). Ich zittre am ganzen Leibe! Das Beſte iſt, ich ergreife die Flucht. (Ab durch die Thüre, die offen bleibt.)

Eliſabeth (will durch die Thüre entſchlüpfen, Iwan faßt ſie an der Hand). Halt! — (Sieht ihn ſtarr an.) Was iſt das!

Iwan (bei Seite). Sie erkennt mich. Jetzt kommt die Reihe an mich davonzulaufen. (Läßt ihre Hand los und wendet ſich ab.)

Eliſabeth (ihm den Mantel entreißend). Iwan Petrowitſch!

Iwan. Ich bins! (Er will fort.)

Eliſabeth. Halt! (Sie eilt zur Klingel.)

Iwan. Was willſt Du thun?

Eliſabeth. Elender! Dich in den tiefſten Kerker werfen laſſen! Unerhörter Frevel! So wagſt Du mit Deiner Gebieterin, mit Deiner Herrin zu ſpielen! Hinweg aus meinen Augen! Die Wüſten Sibiriens ſollen Dich aufnehmen. (Sie klingelt heftig.)

Iwan (feſt). Gut! Ich gehe. Begrabe mich lebendig! Laß den Sohn Deines Vaters auf ewig einmauern. Du biſt Herr über mein Leben! Was thut es! Der Soldat verſteht es freudig in den Tod zu gehen. (Leiſe und nah zu ihr tretend.) Hab' ich doch Dein Wort!

Eliſabeth (heftig zitternd). Allmächtiger Himmel!

Iwan (mit erhobner Stimme). Tochter Peters, nie hat ein Nachkomme Rurick's noch ſein Wort gebrochen.

Eliſabeth (zu den Dienern, die inzwiſchen eingetreten). Ergreift ihn! Ihr haftet für ſeinen Korf.

Iwan (bei Seite, während die Diener ihn fortführen). Auch das letzte Mittel ſchlug fehl. Soldat, Du haſt Deine Rolle ausgeſpielt!

Eliſabeth (bleibt allein. Sie geht in heftiger Bewegung auf und ab, ergreift die Klingel, ſetzt ſie wieder hin, endlich ergreift ſie ſie nochmals und klingelt. Ein Page tritt ein). Man rufe meine Kammerfrau!

Page. Georgina Afanasja Peloff iſt ſeit einer Stunde aus dem Pallaſt verſchwunden.

Eliſabeth. So eile Du. Die deutſchen Auswanderer ſollen kommen. Der Kanzler, der Admiral — ſie werden noch im Schloſſe ſein. Alle in den kleinen Saal in der Gallerie. Raſch! Fliege! (Page ab. Eliſabeth ſtehend bleibend, mit dem Blick nach oben.) Geiſt meines Vaters! Erleuchte mich! (Raſch ab in den Hintergrund.)

Verwandlung.

Zimmer des erſten Auftritts.

Siebente Scene.

Stephan. Anna (werden von einem Diener eingeführt, der ſich ſogleich entfernt).

Stephan. Wir ſollen hier warten bis auf weitere Befehle. —

Anna. O mein Vater, mir iſt ſo ängſtlich zu Muthe. Welch ein neues Mißgeſchick iſt im Anzuge?

Stephan. Armes Kind. Wir ſind in der Hand eines Mächtigen. Wir müſſen dulden, was über uns ergeht. Doch ſei ſtark, mein Mädchen, Gottes Auge wacht über uns!

Anna. Soll ich auch für Euer theures Leben zittern, Vater!

Stephan. Ich vertrau auf unſeren Beſchützer. Der brave Soldat verläßt uns nicht.

Anna. Was vermag er gegen unſere mächtigen Feinde?

Stephan. Schon daß wir hierher beſchieden, iſt vielleicht ſein Werk und führt zum Guten.

Anna. Wäre das, Vater, warum ließ man mich vor einer Stunde hoffnungslos gehn? Warum ſagte er mir denn damals: Erwarte nichts mehr von Glück, armes Mädchen. Es iſt alles verloren.

Stephan. Und doch ſah ich in ſeinem Auge, als er Dich mir in die Arme legte, einen Hoffnungsſtrahl blitzen. Wenn man uns in einen Kerker werfen will, weshalb hätte man uns denn hierher geführt? Faſſe Muth, meine Tochter, faſſe Muth! Wir kehren in unſere Heimath zurück.

Anna (ſich an ihn ſchmiegend). Dann, Vater, dann bereite für mich ein Grab zur Seite der Mutter! Ich ertrage es nicht, ohne ihn zu leben.

Stephan. Gott wird Dir Stärke verleihn. Du wirſt Deinen alten Vater ſeiner letzten Stütze nicht berauben wollen.

Anna. Warum führte uns das Schickſal hierher? Unter dieſe Menſchen, denen wir ewig fern hätten bleiben ſollen.

Stephan. Es giebt in jeder Zone, unter jedem Volke redliche Herzen, mein Kind. Läſtre nicht. Still, man kommt! Faſſe dich! —

Achte Scene.

Anton. Die Vorigen.

Anton (tritt langſam ein, da er Stephan und Anna ſieht, erſchrickt er und wendet ſich ab).

Anna. Vater! Er iſt's!

Stephan. Mein Sohn!

Anton (bleibt abgewandt ſtehen, die Blicke zum Boden geheftet).

Stephan. Du begrüßt nicht Deinen Vater, Deine Braut, Anton?

Anton. Laßt mich.

Anna. O Gott!

Stephan (auf ihn zu wankend). Mein Sohn! — Mein Sohn! — Was iſt mit Dir geſchehn? — Wo kommſt Du her? Sprich, was ſoll das Alles?

Anton (ſich langſam wendend und ſeinen Blick auf Anna richtend). Du hätteſt nicht kommen ſollen, Anna! Du hätteſt mich aufgeben ſollen! Ich war Deiner nicht werth.

Anna. Anton!

Anton. Still. Deiner Stimme Ton ruft glückliche Tage in mir wach.

Stephan. Dieſe glücklichen Tage kehren wieder, Du kehrſt mit uns heim.

Anton (plötzlich freudig). Ich kehre heim? Ihr wollt mich wieder unter Euch aufnehmen? Ihr verſtoßt mich nicht, da ich Euch verſtieß? Aber glaubt mir, es war nur ein kurzer, ſchrecklicher Traum. Ich bin erwacht! Ich folge Euch.

Anna. So läßt ſie Dich ziehn?

Anton. Ich kenne mein Schickſal nicht. Ich bin hierher beſchieden worden. Ich habe eine Nacht voll Qualen zugebracht. Geſtehen will ich Dir, Anna, der Glanz, die Macht und ich ſetze hinzu, die Schönheit übten einen mächtigen Zauber auf mich aus. Dein Bild ſiegte.

Stephan. Was wird ſie beginnen? Was ſollen wir nun?

Anna. Ich frage nicht. Ich habe Dich wieder!

Neunte Scene.

(Die Flügelthüre wird geöffnet, der Kanzler und Admiral treten zugleich ein. Stephan, Anna und Anton ziehen ſich nach hinten zurück. Iwan erſcheint und ſtellt ſich ſoldatiſch an der Thür auf).

Stephan, Anton und Anna (geben Iwan freudige Zeichen der Begrüßung; er winkt ihnen ruhig zu ſein).

Titoff. Somit iſt Rußland gerettet.

Babiekoff. Somit iſt die Krone Peters vor Unbill bewahrt.

Titoff. Somit iſt das Wetter glücklich abgeleitet.

Babiekoff. Somit hat die Weisheit geſiegt.

Titoff. Ich ſtatte Euch meinen Glückwunſch ab, Herr Großadmiral.

Babiekoff. Ich danke Euch. Allerdings kann ich mir ſchmeicheln, unſre erhabne Monarchin von ihrem vorſchnellen Entſchluſſe abgebracht zu haben.

Titoff. Ihr, Herr Großadmiral? Ihr? In der That ſeid Ihr wirklich überzeugt, daß Ihr das vermocht?

Babiekoff. Vielleicht Ihr, Freund Gregory?

Titoff. Ohne alle Frage. Nur meiner Ueberredung, meinem Einfluſſe beugte ſich die Monarchin.

Babiekoff (lachend). Das iſt ſtark, Freund Kanzler. Ihr fandet ſie bereits umgeſtimmt, als ihr kamt —

Titoff. Durch wen?

Babiekoff. Welche Frage! Durch mich!

Titoff. Wie iſt das möglich? Ihr hattet ſie ja noch nicht geſprochen. Nehmt mir's nicht übel, das finde ich etwas ſonderbar, mir die Früchte meines Sieges rauben zu wollen.

Babiekoff. Da Ihr ſie aber bereits umgeſtimmt fandet, ſo könnt Ihr ſie doch nicht umgeſtimmt haben! Ein Kind begreift das!

Titoff. Ihr habt's aber auch nicht gethan.

Babiekoff. Wer ſoll's denn gethan haben? (Pauſe.)

Titoff. Die Kaiſerin.

Zehnte Scene.

Pagen (öffnen die Thüren. Kammerherrn treten voran). Eliſabeth. Vorige.

Eliſabeth (im Hermelinmantel mit Schmuck im Haar, ſie iſt noch etwas bleich, bleibt ſtehen, ihr Blick ſucht Anton, als ſie ihn erblickt, geht ſie raſch vor und ſtellt ſich in die Mitte der Bühne und ſteht ſtumm mit geſenktem Blicke da).

Titoff. Du haſt befohlen, Gebieterin —

Eliſabeth. Die Depeſchen, Kanzler!

Titoff. Hier. (Ueberreicht ſie knieend.)

Eliſabeth (nimmt die Papiere; wie ihr Blick nochmals Anton ſucht trifft er Iwan, der etwas vorgetreten iſt, jedoch dabei in ſeiner ſoldatiſchen Stellung beharrt). Ihr, Großadmiral, ich habe Euch eine Nachricht zu melden.

Babiekoff. Majeſtät —

Titoff (bei Seite). Sie wird doch nicht —

Babiekoff (bei Seite). Jetzt verkündet ſie mir meinen Sieg.

Eliſabeth. Es betrifft Euren Sohn.

Titoff (bei Seite in größter Angſt). Entſetzlich, wenn es dennoch dazu käme. (Laut zu Eliſabeth.) Majeſtät —

Eliſabeth. Schweigt!

Babiekoff. Ja, ſchweigt, Herr Kanzler! Wie wagt Ihr es, der Rede der Monarchin in's Wort zu fallen. Welche ungeheure Dreiſtigkeit! (Zu Eliſabeth.) Mein Sohn — Majeſtät.

Eliſabeth. Ich wünſche, daß er ſich vermähle.

Babiekoff. Befehlen Ihro Majeſtät —

Eliſabeth. Mit —

Titoff. Babiekoff. Mit?

Eliſabeth. Mit Eurer Nichte, Admiral. Ihr hört's, ich wünſche es!

Babiekoff (erſchreckt zurückbebend). Majeſtät —

Titoff (triumphirend). Ihr werdet doch nicht dem Willen der Monarchin widerſtreben? Welche ungeheure Dreiſtigkeit!

Eliſabeth (winkt dem Kammerhern, der ſich entfernt).

Eilfte Scene.

Anatol. Natalie. Vorige.

Eliſabeth (auf jene zeigend zum Admiral). Nun, Admiral?

Babiekoff. Wie Ihre Majeſtät befehlen.

Eliſabeth (küßt Natalien auf die Stirn). Meinen Glückwunſch, Prinzeſſin.

Anatol (zu den Füßen des Admirals). Ihren Segen, mein Vater.

Eliſabeth (ihn beobachtend). Herr Admiral —

Babiekoff (raſch). Ich ſegne Dich, mein Sohn.

Eliſabeth. Seid glücklich. (Mit einem Blick auf Anton.) Ihr dürft es ſein. (Das Brautpaar ſinkt zu ihren Füßen.)

Titoff (ſich der Kaiſerin nähernd). Als — dann darf ich hoffen?

Eliſabeth. Was wünſchet Ihr?

Titoff. Ich? Nichts — aber es wünſcht —

Eliſabeth. Nehmt die ablehnende Antwort aus meinem Kabinet, die Verhandlungen ſind abgebrochen.

Titoff. Majeſtät —

Eliſabeth. Genug davon!

Babiekoff. Ihr werdet doch nicht dem Willen der Gebieterin Euch widerſetzen wollen, Herr Kanzler?

Titoff. Verdammt!

Eliſabeth (ſchwankt ſichtlich, dann wendet ſie ſich raſch und winkt Anton und Anna herbei).

Anton und Anna (knieen vor ihr).

Eliſabeth (bei Seite). Ich vermag es nicht!

Iwan (vortretend, doch nicht zu weit).

Eliſabeth (bei Seite). Wie ähnlich er ſeinem Vater ſieht! (Raſch zu den Liebenden.) Geht — verlaßt noch heute dieſe Stadt! (Abgewendet.) Seid glücklich!

Anton und Anna. Dank!

Stephan. Dank, große Kaiſerin!

Eliſabeth. Man wird Euch Geſchenke geben, denkt meiner! (Halb zu Anton etwas leiſer.) Denk meiner!

Anton (will ihre Hand küſſen, ſie entzieht ſie ihm).

Eliſabeth. Geht! (Sie ſtützt ſich auf den Tiſch und ſieht den Abgehenden nach.)

Titoff und Babiekoff (bei Seite). Mir fällt ein Stein vom Herzen. Die letzte Gefahr beſeitigt.

Eliſabeth (mit Muth und Entſchloſſenheit). Und nun gehör' ich meinem Volke, meinem Lande. Auf! meine Kinder, folgt mir, die Empörung zu beſiegen, auf nach Moskau! Ich ſelbſt ſtelle mich an die Spitze meiner tapfern Truppen. Geiſt meines Vaters, blicke auf mich herab, hilf mir ſiegen! (Ganz im Vordergrund, indem ſie Iwan die Hand reicht, halblaut.) Biſt Du mit mir zufrieden, Bruder?

Iwan (niederkniend und ihre Hand an ſein Herz drückend). Gott ſegne unſre Kaiſerin! (Gruppe.)

Ende.

Druck von A. Bahn & Comp. in Berlin, Schleuſe 4.